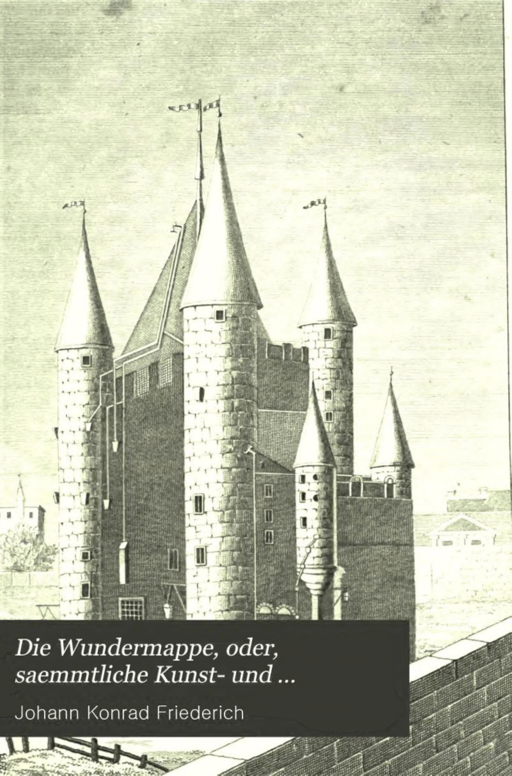






DAS SCHLOSS ZU FONTAINBLEAU

Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunst- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim.

Zweiter Band.

Erste Lieferung. — Frankreich (Paris.)

Frankfurt am Main 1832.
Im Verlagsmagazin für Literatur und Kunst.

Friederich, Johann Konrad, 1789-1858

Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunst- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim.

Zweiter Band.

Frankreich.



Frankfurt am Main.
Im Comptoir für Literatur und Kunst.
1837.

Inhalt.

Paris.

Versailles.

Die Gruft zu St. Denis.

Das Schloß zu Vincennes.

St. Cloud.

Malmaison.

Saint Germain en Laye.

Rambouillet.

Maintenon.

Brest.

Bordeaux.

La Rochelle.

A b b i l d u n g e n.

Paris.

Frankreichs und der Moden Hauptstadt, und beinahe seit einem halben Jahrhundert der Feuerheerd, an dem alle europäische Revolutionen wenn nicht geschmiedet, doch entzündet werden, der Tummelplatz aller sogenannten unruhigen Köpfe, und der Hauptplatz und Markt des Papier-Schachers, einer moralischen Cholera, an der alle, die damit befallen sind, zuletzt drauf gehen müssen.

Ihr Ursprung verliert sich in die Finsterniß der grauen Vorzeit. Ungefähr 50 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung fand Cäsar auf der Insel, welche man jetzt die Cité nennt, einen ärmlichen Flecken, von den Galliern Lutetia oder Leutitia genannt; einige Geschichtschreiber wollen diesen Namen von einem gallischen Prinzen Lucus ableiten, andere von dem lateinischen Wort lutum, welches soviel als Koth, Schlamm, bedeutet, weil der Ort von Morästen umgeben war, das Wahrscheinlichste ist aber, daß es aus dem Celtischen abstamme. Das Wort Paris aber verdankt seinen Ursprung dem Volk, dessen Hauptstadt es war, und welches Cäsar, Strabo, Ptolomäus u. a. mit dem Namen Parisii bezeichnen, und das eine der 64 Provinzen bewohnte, welche den Staat der Gallier bildeten. Lächerlich ist

die Fabel, durch welche mehrere ältere französische Geschichtschreiber das Wort Paris von dem trojanischen Paris ableiten wollen, indem sie behaupteten, die Stadt Paris sey durch einen Prinzen Namens Francus, einem Sohne Hektors, gegründet worden, der bei der Zerstörung von Troja dem Tod entgangen, und nachdem er die Stadt Troyes in der Champagne erbaut hätte und König in Gallien geworden wäre, die Stadt Paris gegründet habe, welcher er den Namen seines Oheims, des schönen Paris beigelegt habe. — Diese kühnen Ursprungs-Fabrikanten sind aber hierbei nicht stehen geblieben, sondern haben sogar ganze Geschlechtsregister von trojanischen Fürsten, die über Gallien geherrscht haben sollen, fabricirt, und um ihre Behauptungen zu unterstützen, diesen Prinzen direkt von Samothes, dem Sohne Jephtha's und Noah's Enkel abstammen lassen, indem diese so unwissenden als unsinnigen Schreiber, gleich dem stupiden Erbadel wähnten, daß das älteste Herkommen auch zugleich das ehrenvollste seyn müsse. Nicht minder abgeschmackt ist die Meinung derjenigen, die das Wort Paris von einem gewissen König Isis oder der Göttin Isis ableiten wollen, und welche sie beide mit Francus als die Gründer von Frankreichs Hauptstadt anzusehen vorgeben. Niemals hatte dieses Volk einen Cultus der Isis, und ein dem Jupiter geweihter Altar, den man unter dem Chor der Hauptkirche **Notre Dame** entdeckte, enthielt alle Namen der römischen und gallischen Gottheiten, welche die **Parisii** verehrten, aber der der Isis war nicht darauf zu finden. Auch erwähnt Cäsar, welcher der erste Schriftsteller ist, der von diesen Völkern redet, von all diesen Mährchen nichts, die erst viel später erfunden und leichtgläubigen Schwachköpfen von Schmeichlern und Pfaffen aufgebürdet wurden. — Wie dem nun auch sey, so war doch **Lutetia** lange Zeit die Hauptstadt der **Parisii**, d. i. der Gallier, die beinahe ganz das heutige **Isle**

de France besaßen, als Cäsar nach Gallien kam. Er wollte sich derselben bemächtigen und schickte Truppen gegen diesen Ort, der damals nur aus einigen hölzernen Häusern, mit Rohr gedeckt, bestand, und ungefähr den Theil der heutigen Insel Notre Dame einnahm. Da die Einwohner noch keine Brücke hatten, so trieben sie mit kleinen Fahrzeugen ihren Handel. So wagten sie auch, den römischen Truppen auf ihren platten Fahrzeugen entgegen zu gehen, und wurden geschlagen. Cäsar, nachdem er sich der Stadt bemeistert hatte, umgab sie mit Mauern, befestigte sie mit Thürmen und baute daselbst einen Pallast für den Proconsul und die übrigen Beamten. Man glaubt, daß dieser Pallast in der Gegend lag, wo jetzt das Palais de Justice steht. Der Kaiser Julian hielt sich daselbst auf. Zu jener Zeit gelangte man zur Stadt auf zwei hölzernen Brücken, wovon die eine gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht sich befand. Nachdem sie die Residenz der fränkischen Könige geworden war, vergrößerte sie sich schnell. Im 6ten Jahrhundert betrug die Länge dieser Stadt 380 Toisen, so wie ihre Breite 150 *).

Das heutige Paris hat ohne seine 10 Vorstädte einen Umfang von nicht weniger als 42,000 Fuß, und mit denselben 54000 (8 Stunden), und liegt auf einem 10,000 Morgen großen Flächenraum in einer sehr schönen mit herrlichen Villen und Gärten geschmückten und trefflich bebauten Ebene, die gegen Norden der bekannte Hügel Montmartre begränzt. Die Seine theilt die Stadt und bildet drei beträchtliche Inseln. Ueber 4000 Reverberen und mehr als 10,000 Laternen erleuchten jede Nacht die ungeheure Stadt, die in 12 Munizipalitäten und 48 Quartiere getheilt ist. Sie hat jetzt 1093 Straßen,

*) Eine Toise ist ein Längemaaß von 6 Pariser Fuß.

110 Plätze, 150 Sackgassen, bei 160 Durchgänge, ein halbes hundert Carafours, 22 Boulevards, 32 Kai's, 8 Häfen, 10 Hallen, an 40 Märkte, weit über 30,000 Häuser und nach der letzten Zählung im Jahre 1828 nahe an 800,000 Einwohner. — Die Straße St. Honoré ist 860 Toisen lang. Ueber die Seine führen 16 Brücken und 58 Barrieren führen in die Stadt. Kirchen zählt Paris nur 40, unter denen 4 protestantische sind, dagegen aber über 400 Palläste, Hotel's genannt, unter denen 22 Ministerial- und Administrationsgebäude sind. 84 große öffentliche Brunnen versehen die Stadt mit Wasser, 26 davon schöpfen es aus der Seine, die übrigen aus dem Oureg Kanal, außerdem sind noch 7 Reservoirs vorhanden. Eine Universität, 4 Liceen, 12 Seminarien, 40 Institute, 24 Spezialschulen, die polytechnische Schule, das Conservatorium der Musik, die Musikschule, die Mosaik-Lehranstalt die der schönen Künste, der Steinschneiderei, zwei Zeichenschulen, das Institut der Taubstummen, das der Blinden, sorgen nebst noch 70 Privatanstalten und Congregationen für den hohen und niederen Unterricht jeder Art, und für alle Stände und Gewerbe sind Künstler und Handwerksschulen da. Ein Dutzend Krankenspitäler für jedes Geschlecht, Alter und Bedürfniß, zum Theil mit vortrefflichen Einrichtungen und sorgsamer Pflege, besonders wo Nonnen die Krankenwärterinnen sind, öffnen ihre mildthätigen Pforten der leidenden Menschheit. An 13 Theater und Circus, mehr als 400 öffentliche Gärten, unter denen einige, wie l'Elysée, der türkische Garten, Paphos, Frascati, Tivoli u. s. w. die mannigfaltigsten und seltensten Parthien enthalten, sorgen nebst den vielen öffentlichen Spaziergängen für das Vergnügen der Pariser, so wie 3000 Kaffeehäuser, und eben so viel Restaurationen, über 600 Garküchen, und noch mehr Limonadieren, an 2000 Cabarets und Tabagien nebst 80 großen



Die Tuilerien.

Gasthöfen und 600 Hotels-garni für das Bedürfniß Hungriger, Durstiger und Müder sorgen. 2000 Fiaker, anderthalbtausend Stadtwagen, 2000 Wagen, 3000 Cabriolets, eine Menge Omnibus, Dames blanches u. s. w. sind fortwährend mit dem schnellen Transport der Einwohnerschaft beschäftigt. Man rechnet, daß die ungeheure Stadt jährlich an 80,000 Ochsen, 20,000 Kühe, über 100,000 Kälber, 200,000 Hämmel, 550,000 Schweine, 200,000 Centner Fische, bei 2 Millionen Stück Geflügel aller Art; Millionen Krebse, mit 20 Millionen Maaß Wein, 40,000 Tonnen Bier und Cider und 10,000 Tonnen Brandwein verschlingt. Eier, Butter u. s. w. lassen sich kaum berechnen, und Tabacksrauch geht für beinahe 1 Million Gulden in die Luft, Brennholz für noch mehr, und der Caffeebohnen werden mehr als Sand am Meer geröstet und zermahlen. Auch Millionen Austern muß das Meer alljährlich für Paris produciren.

Die Tuilerien.

Der kluge König Ludwig XII sagte in einem Anfall von Unwillen, „wir sparen vergeblich, der dicke Junge wird wieder Alles verderben.“ Hiermit meinte er seinen Nachfolger Franz I, der auch nur gar zu bald den königlichen Schatz leerte. — Nicolaus Neuville, derselbe, dem dieser Franz, als er Geld brauchte, im Jahr 1522 um die Summe von 50,000 Franken das Einkommen aller Gerichtsstuben und Obergerichte zu Paris verkaufte, besaß damals noch außerhalb der Hauptstadt ein Haus nebst Garten, in dessen Nähe man Ziegel brannte, und diese Gegend wurde im vierzehnten Jahrhundert, la Sabloniere

(die Sandgrube) genannt. Carl VI gab ihr aber den Namen **Tuileries** (Ziegelbrennerei.) Er befahl zu gleicher Zeit, daß alle Schlächtereien von Paris künftig außerhalb der Stadtmauern verlegt werden sollten, und zwar in die Nähe der **Tuileries Saint Honoré**, die an dem Seinefluß liegen.

Franz I machte die Besitzung der Neuville, welche er durch einen für sich sehr nachtheiligen Tausch, indem er das Gut Chantelon bei Montluzi dafür gab, an sich gebracht hatte, seiner Mutter Louise von Savoyen zum Geschenk, die ihren bisherigen Aufenthalt, das **Hôtel des Tournelles**, für ungesund ansah. Nur kurze Zeit bewohnte die Königin Mutter das Hotel der Tuilerien. Im Jahr 1525 übergab sie es dem Haushofmeister des Dauphins und seiner Gattin zum lebenslänglichen Genuß. —

Als Catharina von Medicis eine besondere Wohnung für sich zu haben wünschte, und nicht länger mit ihrem Sohne im Louvre zusammenwohnen wollte, der auch 1564 durch ein Edikt das Niederreissen des Schlosses Tournelles befohlen hatte, wählte sie die Tuilerien zu ihrem künftigen Wohnort, kaufte noch mehrere Gebäude und Ländereien, welche die Ziegelbrennerei umgaben, und ließ im Monat Mai 1564 die Grundlage zu dem neuen Gebäude legen. Die Gärten wurden nun mit einer hohen Mauer von dem einen Ende umgeben, und zum andern Ufer der Seine wurde eine Bastion angelegt, zu welcher der König den 11. Januar 1566 den Grundstein legte.

Mehrere Baumeister, unter ihnen Delorme, hatten ihre Pläne zu einem Schloß vorgelegt, welches noch größer geworden wäre, als das welches jetzt steht, die jedoch nicht vollständig ausgeführt wurden.

Zuerst wurde der große Pavillon des Centrums aufgeführt,

der nebst den beiden Seitengebäuden und den zwei Pavillons, die sie flankiren, lange Zeit den Palast der Tuilerien ausmachten.

Unter Heinrich IV wurden auf derselben Linie, gegen Süden und Norden noch zwei Corps de Logis und ein großer Pavillon hinzugefügt, so daß die Façade, welche unter Carl IX nur 80 Toisen Länge betrug, jetzt 168 hatte. Erst unter Ludwig XIII wurden die beiden Pavillons an den äußersten Enden vollendet, und noch gegen das Ende seiner Regierung standen in dem Hofe des Schlosses die Oefen der Ziegelbrennerei, und waren im Gebrauch, der Garten aber war durch eine Straße von dem Schlosse selbst getrennt. Im Jahr 1664 trug Ludwig XIV dem Baumeister Levau auf, den Pallast der Tuilerien zu vollenden. Der Pavillon in der Mitte erhielt statt der bisherigen runden Kuppel einen viereckigen Dom, und zwei neue Arkaden, eine im corinthischen, die andere in einem gemischten Styl, nur das Rez-de Chausée (gleicher Erde) blieb unverändert, wie es Philibert de l'Orme erbaut hatte, auch noch andere Veränderungen fanden statt, es hielt aber Levau und seinem Schüler Orbay schwer, eine gewisse Einheit in das ganze, in so verschiedenen Zeiten, Formen und Stylen erbaute Gebäude zu bringen. Die Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, wurde schon unter Heinrich IV errichtet, das Innere desselben aber erst im Jahre 1802 während der Republik vollendet, und der Fußboden gelegt.

Das Rez-de Chausée der beiden Façaden des Urgebäudes ist mit Pilastern und Säulen von jonischer Ordnung geschmückt, allein in den Verzierungen herrscht weit mehr Ueberfluß als Geschmack. Ludwig XIV sah mehr auf das Aeußere als auf das Innere, er ließ die Bas-Reliefs an den großen Pavillons verfertigen, so wie alle die, welche man an den Gallerien, sowohl nach der Seine hin, als nach dem Carousselplatz zu

erblickt. Unter diesen Bas-Reliefs, die alle in einem sehr schönen Style gearbeitet sind, findet man einige Emblemen, (Sinnbilder) welche sowohl den lächerlichen, eingebildeten Hochmuth dieses Königs, als die niedrige Schmeichelei seines Hofgeschmeißes verkünden. Da erblickt man in ihm die Sonne, welche die Welt durch ihre Strahlen befruchtet, und den Ueberfluß aus zwei Füllhörnern schüttet, dann wieder die Sonne (einen Ludwig XIV vorstellend) wie sie die Weltkugel erleuchtet, u. s. w. und diese Sonne stand doch unter dem gestrengen Pantoffel einer Maintenon, nachdem sie so manche andere zweideutige Schönheit hatte, wo nicht erleuchten, doch erwärmen müssen, und ging endlich total verfinstert unter.

Der früher durch die Straße der Tuilerien getrennte Garten enthielt ein großes Vogelhaus, einen Teich, einen Kaninchengarten, eine Menagerie und eine Orangerie, und war durch eine dicke Mauer, einen Graben und eine Bastion geschützt. Nahe an derselben war ein Stadtthor, das Conferenzthor genannt.

Le Notre erhielt 1565 den Auftrag, den Garten neu anzulegen. Er wurde nun gänzlich umgestaltet, zwei Terrassen mit Bäumen bepflanzt, umgaben denselben; durch einen Zwischenraum, den man offen ließ, konnte man ganz die elisäischen Felder übersehen. Mehrere Vasen, Statuen, Buchsbaum, zu den verschiedenartigsten Figuren beschnitten, und ein Parterre mit Taxus bepflanzt, machten dessen Herrlichkeiten unter Ludwig XIV aus. Jetzt ist er abermals und sehr glücklich verändert. An das Parterre stößt ein großes Bosquet, jenseits desselben befindet sich ein weites Bassin. Alle Parthien, die Terrassen und der Garten sind mit einer großen Anzahl Vasen, Bildsäulen und Marmorgruppen verziert, die theils den Antiken nachgezeichnet, theils durch die Talente der berühmtesten Bild-

hauer der neueren Zeit erschaffen wurden. Die vorzüglichsten Kunstwerke sind: die Gruppe, wie Aeneas nach der Einnahme von Troja seinen Vater Anchises entführt, und seinen Enkel Askan an der Hand führt, von Lepautre. Der Tod der Lukretia von Thédow in Rom begonnen, und von Lepautre beendigt. Eine vollendete Vestalin von Legros. Vier kolossale Gruppen, von denen zwei den Nil und den Tiber vorstellen, die beiden andern Piedestale tragen eins die Seine und die Marne, das andere die Loire und den Loiret, alle durch Franzosen verfertigt. An dem Gitter, welches auf die elisäischen Felder führt, sieht man zwei sehr schöne Marmorgruppen, von denen die eine das Renommée vorstellt, wie sie auf einem geflügelten und ungezügelten Roß sitzend, in eine Trompete stößt, und über eine Trophäe setzt; die andere ist ein Merkur, gleichfalls auf einem Vogelpferd sitzend, das über ein Waffenbund (Fasces) setzt, aber gezügelt ist. Leicht ist zu errathen, warum der Künstler Coizevox, die Renommée ungezügelt davon fliegen läßt, während Merkur sein Roß am Zaum hält. 1819 wurden an die beiden Enden der Terrasse, welche auf den Platz Ludwig XV geht, noch zwei große schöne Löwen von weißem Marmor aufgestellt. Die ganze Länge dieses jetzt mit breiten Gängen und Alleen durchschnittenen Gartens ist 376 Toisen, seine Breite 168.

Im Jahre 1717 hatte man an der Seite, welche auf die elisäischen Felder führt, eine Dreh-Brücke, eine Erfindnng des Augustiner-Mönchs Nicolaus Bourgeois, angelegt, über welche man am Tage über den Graben in den Garten gelangt, während sie des Nachts getheilt, an den Rand der Mauer gestellt wurde, und so gleich einer Zugbrücke den Graben offen ließ. Dem Czar Peter I gefiel diese Erfindung außerordentlich und machte ihm viel Spaß, als er in Paris war.

Catharina von Medicis bewohnte das für sie mit unge-

heuren Kosten erbaute Schloß nur sehr kurze Zeit, und ließ bald eine prachtvolle neue Wohnung für sich aufführen. Warum? — ein Astrolog hatte ihr geweissagt, daß sie an einem Ort sterben würde, der St. Germain genannt würde, und die Tuilerien lagen im Kirchsprengel von St. Germain l'Auxerrois. Von diesem Augenblick an mied dieses eben so abergläubische, schwachsinnige und furchtsame, als hochmüthige ränkevolle und grausame Weib, alle Orte und Kirchen, die den Namen St. Germain führten, mit äußerster Behutsamkeit. Mit abermals enormen Kosten ließ sie jetzt das Hotel Soissons für sich erbauen. Aber auch hier hatte die schändliche Urheberin und thätige Theilnehmerin der Pariser Bluthochzeit, die Vergifterin ihres Stiefsohnes, unter deren Herrschaft Frankreich in jeder Hinsicht in das tiefste Elend versunken war, eben so wenig Ruhe. — Wie konnte dieß auch anders bei einem Weibe seyn, das auf der einen Seite so gefürchtet war, als es Ursache hatte, sich zu fürchten, und dem dümmsten Aberglauben unterlag, dessen sich heut zu Tage ein altes Höckerweib schämen würde. Ein jeder alter Wahrsager mit braungefärbten, eingefallenen Wangen reichte hin, durch seine elenden Orakel die Frau Königin in die sichtbarste Angst auf Monden lang zu versetzen.

Seit Ludwig XIII hatten die Könige immer nur auf kurze Zeit in den Tuilerien residirt. Unter Ludwig XIV und seinen Nachfolgern befand sich der ganze Hof fast immer in Versailles. Der unglückliche Ludwig XVI schlug gegen das Ende des verhängnißvollen Jahres 1789 seine Residenz daselbst auf, um von hier in den Kerker, und von da auf das Schaffot zu gelangen. Die furchtbar-merkwürdige Einnahme dieses Schlosses in dem Jahre 1792, theilen wir unsern Lesern aus dem Werke „Unsere Zeit" im Auszug mit. —

Erstürmung der Tuilerien den 10. August 1792.

Damit sich der Leser von den folgenden Begebenheiten einen desto deutlichern Begriff machen könne, wird es nöthig seyn, die Gegend um das Schloß der Tuilerien etwas genauer zu beschreiben.

Das Schloß der Tuilerien bestand aus fünf Haupt-Pavillons, welche durch Zwischengebäude mit einander verbunden waren. Das Ganze machte einen der prächtigsten Palläste in der Welt aus. Eine Gallerie von außerordentlicher Länge verband das Schloß der Tuilerien mit dem Schlosse des alten Louvre. Seit dem 25. Juli, von welcher Zeit an man im Schlosse täglich einen Angriff erwartete, hatte Herr von Salis, Officier bei der Schweizerwache, in dieser Gallerie eine Art von Verschanzung mit Brettern anlegen lassen, um den Aufrührern allen Zugang von dieser Seite zu verwehren. Hier standen dreißig Schweizer.

Der erste Pavillon des Schlosses, welcher dem Pont-Royal gegenüber lag, wurde der Pavillon der Flora genannt. Ihn bewohnte die Prinzessin Elisabeth. In diesem Pavillon befand sich eine prächtige Treppe, die Treppe der Prinzen genannt, welche nach dem Prinzenhofe führte. Ein Arm dieser Treppe führte nach einer eisernen Gitterthüre, die in den Garten ging und das Gitter der Königin hieß.

Von dem Pavillon der Flora ging eine lange Gallerie, die Gallerie des Coreggio genannt, nach den drei mittlern Pavillons. Unter dieser Gallerei befanden sich die großen Staatszimmer der Königin, beinahe ebenen Fußes mit der Terrasse im Garten, welche die Terrasse des Pallastes genannt wurde.

In den mittlern drei Pavillons war die Wohnung des Königs, welche aus dem Billardzimmer, dem großen Speisesaale,

dem Zimmer des Staatsraths, einem prächtigen Saale, dem sogenannten Ochsenauge, und verschiedenen andern für die Leibwache bestimmten Sälen bestand. Zu dieser königlichen Wohnung führte die sogenannte große Treppe, welche sich mitten im Schlosse befand und zwei Ausgänge hatte, die durch Gitterthüren verschlossen wurden; einer dieser Ausgänge führte nach dem Garten, der andere nach dem königlichen Hofe.

Unter der Wohnung des Königs, in den Zimmern des Erdgeschosses, waren die Wohnungen des Dauphins, der Prinzessin von Lamballe und mehrerer anderer Hofdamen.

Die andere Hälfte des Schlosses, von der großen Treppe bis nach dem Pavillon der Ställe, enthielt die Capelle, das Theater und diejenigen Zimmer, welche von den Prinzessinnen, Tanten des Königs, vor ihrer Abreise nach Rom bewohnt worden waren.

Gegen die Seite des Carousselplatzes hatte das Schloß vier große Höfe: den Prinzenhof, in welchem eine Wachtstube für die Bürgermiliz errichtet worden war; den königlichen Hof, in welchem unten an der großen Treppe seit dem 6. October 1789 zwei Kanonen standen; den Schweizerhof, in welchem die Schweizerwache ihre Wachtstube hatte, und den Hof von Marsan. Die vier Höfe waren von sehr vielen Zimmern umgeben, in denen die Hofbedienten und andere zum Hofe gehörige Personen wohnten.

Aus dem Hofe Marsan gelangte man, wenn man sich um die Ecke drehte, in den Stallhof, welcher an den Pavillon der Ställe stieß, und aus diesem Hofe kam man in den Hof der Reitbahn. Dieser Hof hatte zwei Ausgänge: den einen links nach dem Garten der Tuilerien durch eine Seitenthüre, den andern nach der vormaligen Reitbahn, in welcher die Nationalversammlung, seitdem sie sich zu Paris befand, ihre Sitzungen hielt.

Der Garten der Tuilerien hatte fünf Terrassen. Die erste, welche neben dem Schlosse in seiner ganzen Länge herlief und mit prächtigen Statuen geziert war, hieß die Terrasse des Pallastes; die zweite, welche rechts auf der ganzen Seite des Gartens herunterlief, wurde die Terrasse der Feuillants genannt, von welcher ein Eingang in den Versammlungssaal der National-versammlung führte; die dritte Terrasse befand sich am Ende der zweiten, und hieß die Terrasse der Orangerie, aus welcher man auf den Platz Ludwigs XV gelangt; gegenüber, an dem Flusse, lag die Terrasse des Dauphins; die fünfte Terrasse lief, dem Flusse entlang, parallel mit der Terrasse der Feuillants, und wurde die Wasserterrasse genannt. Diese letzte Terrasse hatte an ihrem Ende, neben dem Pavillon der Flora, eine Gitterthüre, durch welche man von dem Pont Royal in den Garten kommen konnte.

Zwischen der Terrasse des Dauphins und der Terrasse der Orangerie wurde der Garten durch einen Graben von dem Platze Ludwigs XV abgesondert. Ueber diesen Graben ging die Drehbrücke, welche jeden Abend verschlossen wurde, so daß Niemand von dieser Seite in den Garten kommen konnte. —

Der Aufstand hatte drei Centralpunkte: den Clubb der Jakobiner, den der Cordeliers und die Section der Quinze-Vingts in der Vorstadt St. Antoine. Der der Cordeliers war von der furchtbarsten Art; hier waren die Marseiller und begehrten ungeduldig das Signal. Um sie noch mehr anzufeuern und den Zaghaften Muth einzuflößen und ihre Rachsucht zu entflammen, erinnerte Danton sie in einer kurzen Wiederholung an alle Verbrechen des Hofes.

Um 11 Uhr in der Nacht erklärte sich diese Versammlung in Aufstandszustand, und jetzt geht ein Flintenschuß im Handelshofe los und setzt alles in Bewegung. Es ist jetzt halb zwölf, man hört

Kanonen fahren, die Marseiller stellen sich an den Thoren der Cordeliers auf, und ihre Zahl wächst mit jeder Sekunde, und Chabot und Camille-Desmoulins eilen fort, um die Sturmglocke anziehen zu lassen, wobei sie an mehreren Orten Widerstand finden, und sich mit Gewalt und fechtend der Glockenseile bemächtigen müssen. Endlich ertönt der furchtbar gräßliche Ton von allen Seiten, und verbreitet Angst und Schrecken in den Tuilerien und allen Wohnungen der Hauptstadt; 450 Tambours schlugen den Generalmarsch in allen Straßen und die Lärmkanone wurde an zehn Orten zugleich gelöst.

Auf Befehl der Polizei waren alle Häuser erleuchtet, so daß es in den Straßen so helle war wie am Tage. Beim ersten Schlage der Sturmglocke begaben sich 200 Jakobiner nach dem Rathhause, woselbst der Bürgerrath versammelt war. Sie kündigten den Mitgliedern dieses Rathes an, daß sie das Zutrauen des Volkes verloren hätten; jagten sie alle, Manuel und Danton ausgenommen, von dem Rathhause und nahmen ihre Stellen ein. Pethion, der von dem, was geschehen sollte, unterrichtet war, wollte nicht zugegen seyn, um keine Verantwortung zu haben: er blieb daher in dem Schlosse.

Sobald die Sturmglocken geläutet wurden, begaben sich die jakobinischen Mitglieder der Nationalversammlung nach ihrem Versammlungssaal.

Die königliche Familie war in dieser fürchterlichen Nacht, die letzte, welche sie noch in dem alten Pallaste ihrer Ahnherren zubrachte, ohne Schlummer und in banger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, im Rathssaale mit einer Menge Beamten und Officiere beisammen geblieben. Der König hatte es seiner Gattin verweigert, sich dießmal des verborgenen Brustharnisches zu bedienen, indem er sagte: „Ich will vor denen, die mich vertheidigen, nichts voraus haben." — So

wie am 20. Juni kamen jeden Augenblick andere und immer furchtbarere Nachrichten im Schlosse an, welche theils die Späher des Hofes, theils das Hofgesinde oder die Nationalgarden überbrachten. Einer derselben berichtete, daß der Präsident der Cordeliers den Seinigen gesagt habe: „Dießmal sey nicht mehr die Rede von einem bloßen patriotischen Spaziergange, wie am 20. Juni, damals habe man nur noch drohend gewarnt; da aber die Warnung den verstockten Hof nicht gebessert habe, so sey der 10. August zur Ausführung der Drohung bestimmt.

Die Minister waren mit dem Schall der Sturmglocke in die Nationalversammlung getreten, und hatten von derselben verlangt, daß sie eine Deputation in das Schloß zum Schutze des Königs senden sollten, wie dieß den 20. Juni Statt gefunden hatte, allein ihr Gesuch wurde unbeachtet gelassen, und man schritt zur Tagesordnung.

Die königliche Familie beschwerte sich bitter, daß eine Versammlung, die noch gestern Lafayette gerettet hatte, heute nicht einmal einen Schritt zu ihrer Rettung thun wollte.

Um ein Uhr nach Mitternacht wollten die Königin und Madame Elisabeth sich ein wenig auf einen Sopha in einem Cabinette des Entresols, dessen Fenster in den Hof der Tuilerien gingen, niederlegen, um auszuruhen, und verließen den Rathssaal. Elisabeth entledigte sich einiger Kleidungsstücke, welche sie genirten; dabei nahm sie eine Nadel von Karneol von ihrem Halstuch, auf welcher um einen Lilienstengel die Worte: „Vergiß Beleidigungen, verzeihe Beschimpfungen" eingegraben waren; dabei sagte diese tugendhafte Dame: „Ich fürchte sehr, daß diese Maxime wenig Einfluß auf unsere Feinde hat, sie muß uns aber deßhalb nicht weniger theuer seyn." — Die beiden Damen konnten nicht schlafen, sondern unterhielten sich über ihre entsetzliche Lage, in Gegenwart ihrer Kammerfrauen. Auf

einmal fällt ein Schuß im Hof, und beide springen auf, indem sie ausrufen: „Das ist der erste Schuß, aber es wird unglücklicherweise nicht der letzte seyn; wir wollen daher zum König.“ Um vier Uhr des Morgens trat die Königin wieder aus den Gemächern des Königs, indem sie sagte, daß sie alle Hoffnung aufgäbe; sie hatte so eben die Ermordung Mandats erfahren, so wie, daß man dessen Kopf bereits in den Straßen von Paris zur Schau trage. Noch mehr Unruhe und Hoffnungslosigkeit machten dem König die zweideutigen Gesinnungen eines Theiles der zur Vertheidigung des Schloßes herbeigekommenen Nationalgarden und der Gensd'armerie, welche aus den Soldaten der ehemaligen französischen Garde, folglich aus den Eroberern der Bastille zusammengesetzt war.

Der ganze Generalstab der Nationalgarde war erneuert und mit Freiheitsmännern besetzt worden; und — Lafayette stand nicht mehr an ihrer Spitze. — Nur auf die Bataillone der Filles-Saint-Thomas und der Petits-Pères konnte sich der König verlassen, alle andere, und besonders die Kanoniere, waren mehr gegen als für ihn. Es waren demnach nur die 900 Schweizer und ungefähr zwei Bataillone Nationalgarde, auf die der Hof fest zählen konnte. Die Anstalten, welche Mandat zur Vertheidigung des Schlosses getroffen hatte, waren übrigens sehr gut. Rings herum hatte er Vorposten, und die vorzüglichsten Truppen an solchen Orten aufgestellt, die am meisten der Gefahr ausgesetzt waren, und am leichtesten eingenommen werden konnten, namentlich an die Seite des Gartens und in die Höfe. Weißlich hatte er die verdächtigsten Nationalgarden gemeinschaftlich mit Schweizern in die Höfe, Zimmer, Ställe xc. vertheilt. Drei Kanonen ließ er in dem Prinzenhof, eine gleiche Anzahl in dem mittlern Hof und ein Stück in dem Hof der Schweizer aufstellen, und da er den Kanonieren

nicht trauen konnte, so umgab er sie mit Schweizersoldaten, welche sie genau beobachteten, und fest entschlossen waren, bei einer zweideutigen Miene dieser Artilleristen, sie sogleich niederzustoßen und sich selbst des Geschützes zu bemächtigen. Daß Mandat ermordet worden, war ein großes Unglück für den Hof, dem übrigens dieser wackere und einsichtsvolle Officier verhaßt war, weil er an der Verfassung hing.

Zu diesen Truppen hatten sich noch andere Vertheidiger, die sogenannten „Ritter vom Dolche", gesellt, meistens alte Exadelige, die zum Theil in dem burleskesten Aufzuge in den Pallast kamen, und in denen das Volk nur den ganzen Rost alter Vorurtheile erblickte; unter ihnen waren mehrere aus der ehemaligen Leibwache, Personen vom Civilhause des Königs, einige alte ihm anhängende Magistratspersonen u. s. w., über welche der achtzigjährige Marschall Mailly das Commando nahm. Diese Truppen sahen so komisch aus, daß die Franzosen, die das Scherzen, Spotten und Lachen selbst unter den ernstesten und traurigsten Verhältnissen nicht lassen können, auch in dieser furchtbaren Lage und Gefahr nicht unterließen, sich auf Kosten derjenigen, welche am komischsten aussahen, lustig zu machen und witzig zu seyn. Ein Stallmeister und ein Page des Königs hatten sich in eine Feuerzange getheilt, die ihnen als Waffe dienen sollte. Ein anderer Page trug einen Sackpuffer in der Hand, dessen Mündung er auf die vor ihm gehenden Personen richtete, welche ihn jedoch dringend baten, das gefährliche Instrument anders zu halten. Die besser Bewaffneten waren mit einem Degen und ein Paar Pistolen versehen. Die sämmtlichen Mitglieder der Departementsverwaltung hatten sich ebenfalls im Schlosse eingefunden, und Pethion hatte man einen Befehl unterzeichnen lassen, welcher die Vollmacht enthielt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Diesen, der

dem Hof als Geißel hätte dienen können, hatte die Nationalversammlung zu sich rufen lassen; der König, dem man gerathen hatte, ihn nicht fortzulassen, hielt dieß für viel zu gewagt, und Pethion hatte sich ungehindert entfernt.

Durch die Ermordung des Commandanten Mandat waren nun die Vertheidiger der Tuilerien ohne Anführer und ohne Plan. Er hatte keine Befehle hinterlassen, keinem Officier während seiner Abwesenheit das Commando übertragen; vergeblich wartete man auf seine Rückkunft und blieb indessen in völliger Unthätigkeit.

Indessen gaben die Verschwornen, welche an vier Orten versammelt waren, (nämlich auf dem Platze des französischen Theaters, auf dem Pferdemarkte, in dem Zeughause und bei der kleineren Kirche des heiligen Antonius) ihren Truppen den Befehl zum Aufbruche. Das Zeughaus wurde angegriffen, das bei demselben stehende Commando der Nationalgarde überwältigt; 2600 Flinten wurden herausgenommen und unter den Pöbel vertheilt. Eine unzählbare Schaar bewaffneter Männer zog in ziemlicher Ordnung nach dem Schlosse der Tuilerien. Es war fünf Uhr des Morgens.

Den Zug des Pöbels nach dem Schlosse beschrieb ein royalistischer Schriftsteller auf folgende Weise: „Eine unzählbare Menge Pöbels, angeführt durch die Mörder von Avignon, und begleitet von den Galeerensclaven aus Marseille und Brest, zog nach dem Schlosse. Landstreicher, Räuber, gemeine Gassendirnen, Tagediebe, das besoldete Gesindel, welches seit 1789 im Solde der Unruhestifter stand, der Abschaum aller Jacobinerklubbs des ganzen Reiches, welcher wegen der vorgeblichen Föderation nach Paris gekommen war, Taglöhner aus den benachbarten Dörfern, welche die zu machende Plünderung anlockte, ein gräßliches Gemisch von Weibern in Lumpen und

von Ungeheuern, die kaum wie Menschen aussahen, Lastträger, Schornsteinfeger, Kohlenbrenner, Krämer, welche die Rolle eines Brutus spielen wollten: aus diesen Menschen und aus Verbrechern aller Art war die Armee der Stifter der Republik zusammengeflickt, welche jetzt im Begriffe stand, die Wohnung des tugendhaftesten aller Ludwige mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Der Lärm in der Gegend des Schlosses nahm jetzt auf eine schreckliche Weise zu. Man hörte, wie sich der Pöbel näherte, wie die Kanonen herbeigeschleppt wurden, wie die Aufrührer die schrecklichsten Verwünschungen gegen die königliche Familie ausstießen. Der König und die Königin standen am Fenster und sahen voller Unruhe die zahlreiche Armee, welche gegen sie anrückte. Diese Armee kam in zwei Colonnen. Eine dieser Colonnen zog über den Pontneuf, theilte sich, nachdem sie uber die Brücke war, in zwei Abtheilungen, deren eine unter den Bogen der Gallerie des Louvre durch, und nach der Straße St. Nicaise maschirte; die andere Abtheilung der ersten Colonne kam durch die Bogen der Gallerie des Louvre auf den Carousselplatz; die zweite Colonne marschirte durch die Straßen St. Honoré und St. Nicaise nach dem Carousselplatze.

Gegen halb sechs Uhr sah der König von einem Balkon des Schlosses auf die in den verschiedenen Höfen versammelten Vertheidiger seiner Person und seiner Familie herab. Sobald ihn die Bürgersoldaten der beiden Bataillone der Filles-Saint-Thomas und Petits-Pères und die Schweizer erblickten, erschallte ein lautes Geschrei: „Hoch lebe der König!" Der Monarch entschloß sich, in Begleitung der Königin, der Prinzessin Elisabeth, des Dauphins und mehrerer Höflinge herunterzugehen und die besetzten Posten selbst zu besuchen. Er trug einen veilchenblauen Rock, hatte einen Degen an der

Seite, und sein Haar war sehr unordentlich, da er die Nacht nicht geschlafen hatte und nicht frisirt war. Die Königin sagte zu ihm: „Sire, jetzt ist der Augenblick da, wo Sie Sich zeigen müssen.“ Sie soll sogar dem alten d'Affry eine Pistole entrissen und dem König dargereicht haben, indem ihre roth geweinten Augen und ihre von Zorn und Stolz aufgeschwollene Nase einen seltsamen Anblick darboten. Die Bürgersoldaten und Schweizer riefen einstimmig: „Hoch lebe der König!“ Der König war darüber gerührt; er sprach in abgebrochenen Worten: „Nun! man sagt, daß sie kommen .... ich weiß nicht was sie wollen .... ich werde mich niemals von den guten Bürgern des Staates trennen; denn meine Sache ist ihre Sache.“ Die Bürgermiliz schwur bei ihren Waffen, daß sie den König zu vertheidigen bereit wäre.

Als der König dem großen Thore des Carousselplatzes gerade gegenüber sich befand, wurde das Thor gewaltsam aufgestoßen und drei mit Piken bewaffnete Bataillone stürzten hinein, mit fliegender Fahne, klingendem Spiele und dem lauten Aufruhrsgeschrei: „Hoch lebe Pethion! Weg mit dem Könige! Hoch lebe die Nation! Hoch leben die Sanscülotten!“ Der König drehte diesen den Rücken zu und ging weiter nach dem Hofe Marsan, wo die getreuen Schweizer die Wache hatten. Die eingedrungenen Bataillone der Pikenmänner hielten sich in dem Schloßhofe noch nicht für sicher genug, weil sie noch zu schwach waren, um mit den Vertheidigern des Königs einen Kampf zu wagen: sie wendeten daher um, zogen wieder aus dem Hofe heraus, und erwarteten die Ankunft der Marseiller.

Der König setzte die Musterung der Truppen fort. Auf der Terrasse des Pallastes baten ihn die daselbst befindlichen Nationalgrenadiere so dringend, den entfernten Posten bei der Drehbrücke, am andern Ende des Gartens, auch zu besuchen,

daß sich der König entschloß, dieser Bitte nachzugeben. Einer unter den Höflingen wünschte, daß dieses nicht geschehen möchte, und stellte dem Könige vor, daß er sich der großen Gefahr aussetze, von den Pikenmännern, welche bereits in den Garten eingedrungen waren und aus allen Kräften schrieen: „Weg mit dem Veto! Weg mit dem Verräther!“ umringt und ermordet zu werden. Dennoch ging der König nach der Drehbrücke. Er fand den Posten daselbst sehr gut besetzt. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse gerieth der König in große Lebensgefahr. Der bewaffnete Pöbel drängte sich auf ihn zu; ein Mensch unter dem Haufen, bei dem man einen gezückten Dolch gewahr wurde, drängte mit wüthenden Gebärden die Officiere weg, welche den König umgaben, suchte sich dem Monarchen zu nähern, und rief dabei so laut er konnte: „Hoch lebe Pethion! Hoch lebe die Nation!“ Man stieß diesen Rasenden zurück, und der König sprach ganz gelassen: „Auch ich sage, hoch lebe die Nation. Ich habe es immer gesagt, und ich habe niemals etwas anders gewünscht, als ihre Wohlfahrt.“

Als er, um an die Drehbrücke zu kommen, die Terrasse der Feuillants entlang gehen mußte, trennte ihn nur noch das dreifarbige Band von den Massen des wüthenden Volkes, welches ihm die abscheulichsten Schmähungen und Schimpfworte in's Angesicht sagte. In demselben Augenblicke zogen ganze Bataillone der Nationalgarde, die zu dem Feinde übergingen, unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Veto!“ an ihm vorüber. Dieser Abfall und der der Kanoniere und Gensd'armen, welche sich ebenfalls schon mit dem Volke vereinigt hatten, ließen wenig Hoffnung mehr zum Siege übrig. — Die Gegenwart der Truppen von Exadelichen in ihrem baroken Aufzuge hatten viele der Nationalgarden argwöhnisch und mißmuthig gemacht; sie glaubten sich von ihnen verrathen und wollten nicht an ihrer

Seite fechten. Die Königin sagte zu ihnen: „Es sind eure tapfern Waffengefährten, welche sich entschlossen haben, an eurer Seite kämpfend zu sterben.“ Da einige Personen ihre Entfernung als heilsam verlangten, sagte sie etwas unwillig: „Diese Herren sind zu unserer Vertheidigung gekommen, und wir werden sie nicht fortschicken.“

Als die königliche Familie von dieser Inspection zurückkehrte, war Ludwig XVI blaß wie eine Leiche. Die Königin sagte: „Alles ist verloren; der König hat gar keine Kraft gezeigt, und diese Art Revüe hat mehr Böses als Gutes gestiftet.

Gegen acht Uhr kam ein Mitglied des Bürgerrathes in das Zimmer des Staatsrathes, in welchem sich der König nebst der königlichen Familie befand. De Joly, Minister der Gerechtigkeitspflege, fragte ihn: „Was gibt's? Was verlangt man?“ — „Die Absetzung“, war die Antwort. — De Joly erwiederte unwillig: „Ei! so mag die Versammlung dieselbe beschließen“ — Dann fragte die Königin dieses Mitglied des Bürgerrathes: „Was soll aber aus dem Könige werden?“ Ein tiefer Bückling erfolgte statt aller Antwort. — In demselben Augenblicke trat Röderer in Gesellschaft der übrigen Aufseher der Abtheilung von Paris herein. Seine ersten Worten waren: „Nichts darf den König von den Aufsehern der Abtheilung trennen.“ Darauf sagte er: „Ich muß den König und die Königin allein sprechen,“ und ging mit Beiden in ein inneres Zimmer, wohin die übrigen Aufseher der Abtheilung und die Minister des Königs, welche Zeugen dieser Unterredung waren, folgten. Herr Röderer erklärte der königlichen Familie: die Gefahr sey auf den höchsten Punkt gestiegen; sie übertreffe Alles, was man sich vorstellen könne; unter der Bürgermiliz befänden sich nur sehr wenige getreue Vertheidiger des Königs; die übrigen seyen bestochen und würden selbst auf das Schloß schießen; der König, die Königin, ihre

Kinder, nebst allen Personen, die sich in ihrer Gesellschaft befänden, würden unfehlbar ermordet werden, wenn sich der König nicht auf der Stelle entschließe, sich nach der Nationalversammlung zu begeben. Die Königin sah die Absicht dieses Vorschlags sogleich ein, welche keine andere war, als den Monarchen von seinen getreuen Vertheidigern zu trennen, und ihn der Wuth der jakobinischen Mitglieder der Versammlung preiszugeben. Sie erklärte sich in den stärksten Ausdrücken gegen den Vorschlag, und sagte sogar: „Lieber will ich mich hier an die Wand nageln lassen, als das Schloß verlassen!“ Der König und die Minister waren ebenfalls der Meinung, daß man das Schloß nicht verlassen dürfe. Nun trat Röderer vor die Königin, und sprach mit großer Heftigkeit: „Madame! Die Augenblicke sind kostbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, so ist es unmöglich, für das Leben des Königs, für das Ihrige und für das Leben Ihrer Kinder zu stehen.“ Nun fragte ihn die Königin: ob er für das Leben ihrer Kinder stehen wolle? worauf er sagte: „Madame! Ich verspreche Ihnen, an Ihrer Seite zu sterben; mehr kann ich nicht.“ — Diese Worte machten einen großen Eindruck. Die Königin erwiederte mit einem tiefen Seufzer: „Wohlan! so müssen wir denn auch noch dieses letzte Opfer bringen!“

„Laßt uns gehen,“ sagte der König, und bald nachher setzte er hinzu: „Weil wir nach der Versammlung wollen, so haben wir hier nichts mehr zu thun.“ — Eine große Anzahl von Adeligen drängte sich zu der königlichen Familie, um dieselbe zu begleiten. Allein der König verbot ihnen zu folgen, und die Königin setzte, um ihnen Muth einzuflößen, hinzu: „Wir werden bald wiederkommen.“ — So zog der König mit seiner Gemahlin, seiner Schwester, seinen Kindern, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel durch die lange Reihe von Zimmern seines

Schlosses und durch die dichten Haufen aller Derjenigen, die gekommen waren, ihn zu vertheidigen und vor der Gewalt des Pöbels zu schützen. Die unglückliche Familie ging die Treppe ihres Pallastes herunter und kam ohne Schwierigkeit zwischen einer doppelten Reihe von Schweizern und Bürgersoldaten bis zu dem Eingange des Saales der Nationalversammlung auf der Terrasse der Feuillants.

Unterdessen war der bewaffnete Pöbel in immer größeren und zahlreicheren Haufen gegen das Schloß angerückt. Aus allen Winkeln von Paris kam derselbe herbei, ohne zu wissen, was man vorhabe, oder was er selbst anfangen wollte, bereit zu rufen: Hoch lebe der König! oder: Hoch lebe die Nation! je nachdem die Straße, durch welche der Haufen durchzog, so oder anders gestimmt war, je nachdem es der Ausgang ergeben würde, und in jedem Falle entschlossen, es mit der siegenden Partei zu halten. Die Gensd'armerie zu Pferde, welche auf dem Carousselplatze postirt war, machte dem anrückenden Pöbel Platz, that keinen Widerstand, und zog sich zurück, ehe noch das Gefecht seinen Anfang nahm.

Die Aufrührer hatten 22 Männer gefangen genommen, die sich nach dem Schlosse begeben wollten, um sich zu den Vertheidigern desselben zu gesellen. Zwölf unter ihnen entsprangen durch eine Hinterthüre; die übrigen wurden nachher nur desto genauer bewacht. Noch war man unentschlossen, was man mit ihnen anfangen wollte, als die berüchtigte wild- und bildschöne Theroigne de Mericourt in Amazonenkleidung, mit dem bloßen Säbel in der Hand, auf einen Tisch sich stellte und zu dem Volke sprach. Sie verlangte, daß die Gefangenen sogleich sollten umgebracht werden. Dieser Vorschlag ward mit dem größten Beifalle aufgenommen, der Pöbel fiel über die unglücklichen Gefangenen her, ermordete dieselben und steckte

ihre Köpfe auf Lanzen, die nachher in der Stadt herum getragen wurden.

Das ganze Schloß war bereits sowohl als der Garten der Tuilerien mit dem bewaffneten Pöbel umgeben, welcher mit Kanonen von allen Seiten heranrückte. In dem Inneren desselben befanden sich die Schweizer, eine kleine Anzahl von Bürgersoldaten und die bewaffneten Edelleute. Zwei Compagnien Schweizer und 300 getreue Bürgersoldaten hatten den König nach der Nationalversammlung begleitet und waren nun von dem Schlosse abgeschnitten.

Gegen zehn Uhr fing das Gefecht an. Der General Westermann war zu Pferde und hatte das Hauptcommando über die Rebellen. Er stellte sie in Form eines Winkelhakens in Schlachtordnung, von den Bogen des Louvre bis nach der Straße de Lechelle, so daß der ganze Carousselplatz umringt war. Alle Ausgänge dieses Platzes besetzte er mit geladenen Kanonen. Während dieser Zeit kam ein Wagen mit Pulver und ein Wagen voll Kanonenkugeln, mit Bedeckung, unter Anführung Santerres an.

Nun klopfte Westermann selbst an das sogenannte Königsthor und verlangte mit seinen Truppen in den Hof gelassen zu werden. Die Schildwache weigerte sich das Thor zu öffnen, und sogleich wurde dasselbe mit Gewalt aufgesprengt. In dem königlichen Hofe wurden nunmehr die Kanonen aufgepflanzt und gegen das Schloß gerichtet. Eine Kanone war abgefeuert; weil sie aber zu hoch gerichtet war, so traf sie nur das Dach des Pallastes, und prallte von da zurück, ohne den mindesten Schaden gethan zu haben. Eben so wenig trafen die übrigen Schüsse mit den Kanonen, weil sich die Marseiller auf die gehörige Richtung derselben nicht verstanden.

Die Schweizer berathschlagten sich, ob sie das Schloß

vertheidigen sollten, oder ob sie sich nicht durch die Belagerer durchschlagen und nach der Nationalversammlung begeben sollten, um die Person des Königs zu vertheidigen, dessen Wache sie waren. Der König hatte sie verlassen, ohne ihnen irgend einen Verhaltungsbefehl zu geben; daher kam ihre anfängliche Unentschlossenheit, die aber bald aufhörte, als sie sich erinnerten, daß ihnen selbst der Maire Pethion befohlen hätte, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben und auf ihren Posten zu sterben. Daß sie der Gewalt nicht würden widerstehen können, sahen sie voraus, denn ihrer waren **700** mit einem sehr geringen Vorrathe von Kriegsmunition; dagegen betrug die Anzahl der Angreifenden über **100,000**, und diese hatten **30** Kanonen nebst einem außerordentlich großen Vorrathe von Kriegsmunition herbeigeführt. Außerdem befand sich der König in der Gewalt der Rebellen, und folglich waren die Vertheidiger des Schlosses auf alle Fälle verloren, sie mochten siegen oder besiegt werden. Wollten die Schweizer ihr Leben retten, so mußten sie ihre Waffen niederlegen und sich mit den Rebellen vereinigen.

Der versammelte Pöbel rief den Schweizern zu: „Weg mit euch Schweizern! Legt die Waffen nieder!“ Doch wagte der Haufe es nicht, weiter als bis in die Hälfte des Hofes vorzurücken. Nach einer Weile war endlich ein kleiner Trupp von Marseillern dreist genug, bis an den Fuß der großen Treppe vorzudringen. Daselbst fielen sie die schweizerische Schildwache an, und bemächtigten sich derselben nebst fünf andern Schweizersoldaten, die dem schildwachestehenden Soldaten zu Hülfe kamen. Die sechs gefangenen Schweizer wurden am Fuße der Treppe mit Keulen und Flintenkolben todt geschlagen. Bei diesem Anblicke geriethen die Schweizer in Wuth, stellten sich, unter den Befehlen des Hauptmanns Stürler und Castelberg, am Fuße der Treppe in Schlachtordnung und feuerten ihre Gewehre ab.

Bei der ersten Salve fielen einige von den Rebellen; die übrigen aber zogen sich fliehend aus dem Schloßhofe zurück, und warfen im Fliehen Flinten, Patrontaschen, Piken und was sie sonst trugen, von sich. Auch einige Kanoniere liefen weg und ließen ihre Kanonen im Stiche. Derselben bemächtigten sich die Schweizer, welche vorher keine Kanonen gehabt hatten; allein sie konnten sich dieses Geschützes nicht bedienen, weil sie weder Schießpulver noch Kugeln dazu hatten.

Sobald die Schweizer sahen, daß der Königshof von den Rebellen ganz verlassen war, besetzte ein Detaschement von 60 Mann das Thor, welches aus dem genannten Hofe auf den Carousselplatz führte. Dieses Detaschement fuhr so lange mit Feuern durch das Schloßthor fort, bis der ganze Carousselplatz leer war; und die Schweizer verloren bei diesem ersten Scharmützel nicht mehr als Einen Mann, während von den Marseillern viele getödtet wurden. Der fliehende Pöbel, nebst den Föderirten, lief durch die Straßen mit einem gräßlichen Geschrei: „Ins Gewehr! Ins Gewehr! Wir sind verrathen! Die Schweizer feuern auf die Bürger! Sie haben schon 100 Marseiller erschossen!"

Ein anderes Detaschement Schweizer, welches sich, unter Anführung des Herrn von Salis, dreier Kanonen bemächtigte, welche bei dem Eingange des Hofes der Reitschule aufgepflanzt waren, litt weit mehr als das erste. Die Schweizer verloren über 30 Mann.

Auf diese Weise nahm das Gefecht seinen Anfang. Die im Schlosse vorhandenen Bürgersoldaten, welche versprochen hatten, die Schweizer zu unterstützen, zeigten Furcht, als das Treffen ernsthaft wurde. Ein Schweizerofficier sprach ihnen Muth ein: „Voran, meine Herrn! sprach er, Ihnen gebührt der Ehrenposten; wir wollen Ihnen folgen." Endlich ermann-

ten sie sich und unterstützten die Schweizer in der Vertheidigung des Schlosses.

Die im Schlosse befindlichen Adeligen hatten keine andere Waffen, als Pistolen; sie konnten daher an dem Gefechte gar keinen Antheil nehmen.

Während die Schweizer auf allen Seiten des Schlosses über den bewaffneten Pöbel den Sieg davon getragen hatten, und die Kanonen, welche es ihnen gelungen war, zu erobern, welche sie aber aus Mangel an Munition nicht gebrauchen konnten, mit den Ladestöcken ihrer Flinten zu vernageln suchen, kam Herr d'Hervilly, ein Officier der Bürgermiliz, durch den Garten der Tuilerien nach der Terrasse des Pallastes. Von da rief er den Schweizern, so laut er konnte, zu: „Meine Herren! Im Namen des Königs, und auf seinen Befehl, kommen Sie nach der Nationalversammlung."

Die Schweizer hielten diese Botschaft, diesen Befehl des Königs, das Schloß zu verlassen und nach der Nationalversammlung zu kommen, für einen Wink der Vorsehung. Es fehlte ihnen wirklich schon an Kriegsmunition, und sie sahen voraus, daß sie, bloß aus Mangel an Patronen, in kurzer Zeit sich auf Discretion ergeben müßten: sie verließen daher mit Freuden das Schloß. Alle diejenigen Schweizer, welche sich auf der Terrasse des Pallastes und in der Nähe desselben befanden, ungefähr 200 an der Zahl, marschirten unter Anführung des Hauptmanns Stürler nach der Nationalversammlung; die Uebrigen blieben im Schlosse zurück, weil ihnen der Befehl nicht bekannt geworden war. Auf dem kurzen Wege quer durch den Garten, von der Terrasse des Pallastes bis zum Eingange der Nationalversammlung an der Terrasse der Feuillants, verloren diese 200 Schweizer über 30 Mann, denn es fielen von allen Seiten des Gartens über tausend Flinten-

schüsse gegen sie. Sobald sie bei der Nationalversammlung angekommen waren und sich in die daselbst befindliche Wachtstube begeben hatten, wurden sie entkleidet und entwaffnet. Die Waffen und die Kleider trug der Pöbel im Triumphe in Paris herum. Die Officiere, welche von dem Pöbel verfolgt und gemißhandelt wurden, wollten sich in den Saal der Nationalversammlung begeben, um wenigstens so lange sicher zu seyn, bis sie weitere Befehle vom Könige würden erhalten haben; allein es kamen ihnen zwei Mitglieder der Versammlung entgegen, welche sich weigerten, sie in den Saal zu lassen, und welche sie in ein Nebenzimmer führten, wo sie von 11 Uhr des Morgens bis 9 Uhr des Abends bleiben mußten.

Die Gemeinen wurden entkleidet und entwaffnet. Sie weigerten sich lange, sich entwaffnen zu lassen; sie kündigten den Marseillern sowohl, als dem umringenden Pöbel mit der größten Entschlossenheit an, daß sie, ungeachtet ihrer kleinen Anzahl (ihrer waren 170), sich vertheidigen und ihre Waffen nur mit ihrem Leben verlieren würden. Allein während dieses Streites kam der Hauptmann Stürler zurück, und brachte einen, von dem Könige eigenhändig geschriebenen Befehl, daß sie ihre Waffen niederlegen und nach den Kasernen von Courbevoye sich begeben sollten. Der zweite Theil des königlichen Befehls konnte nicht vollzogen werden, weil der Pöbel die Schweizer gefangen behielt. Selbst die Waffen übergaben sie nicht dem Pöbel, welcher dieselben von ihnen forderte, sondern den Soldaten der Bürgermiliz. Einer nach dem andern wurde entwaffnet, und der Pöbel bemächtigte sich nachher dieser Waffen, wie bereits erzählt worden ist.

Während, vermöge eines Befehls des Königs, dem Schlosse auf die so eben beschriebene Weise 200 Vertheidiger entzogen wurden, um auf eine schimpfliche Weise entwaffnet und gefangen

gehalten zu werden, hatte der flüchtig gewordene Pöbel wieder Muth gefaßt und war zum zweiten Male angerückt. Neue Truppen hatten sich mit ihnen vereinigt, und neue Kanonen hatten sie mitgebracht. Die Kanonen wurden auf dem Carousselplatze, an den Eingängen der Straßen St. Nicaise, de Lechelle und des Orties aufgestellt. Die ersten Schüsse gingen, beinahe eine halbe Stunde lang, alle auf die Dächer. Ein anderer Theil der Angreifenden drang durch das Thor des Hofes der Reitschule und durch das Thor des Pontroyal in den Garten der Tuilerien ein, und griff das Schloß von der Seite des Gartens an, welche jetzt ganz unbesetzt war, seitdem sich diejenigen 200 Schweizer, welche diese Seite vertheidigten, hatten zurückziehen müssen, wodurch die übrigen, die sich in dem Schlosse befanden, der größten Gefahr ausgesetzt wurden.

Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer erfuhren nicht eher etwas von dem Rückzuge ihrer Landsleute, als bis sie bemerkten, daß die nach dem Garten zugehende Seite des Schlosses nicht mehr vertheidigt wurde. Sobald sie davon Nachricht hatten, zweifelten sie nicht länger, daß sie verloren seyen, und gaben sich der Verzweiflung Preis. Lärm und Unordnung wurden unter ihnen so groß, daß Niemand Befehle zu geben, Niemand dieselben zu vollziehen im Stande war. Die meisten äußeren Posten zogen sich nach der großen Treppe zurück, an deren Fuß sich gegen 80 Mann Schweizer versammelten, um diesen wichtigen Posten gegen den eindringenden Pöbel zu vertheidigen. Zwanzig Minuten lang thaten diese 80 Schweizer dem ganzen auf sie eindringenden Haufen Widerstand, und tödteten mehr als 400 ihrer Gegner. Auch wichen sie nicht zurück, sondern vertheidigten ihre Posten bis sie alle todt waren. Nicht einer von ihnen floh; nicht einer flüchtete sich

die Treppe hinauf; sie fielen wie Helden, und starben in Erfüllung ihrer Pflicht.

Nach der Niederlage dieser Schweizer war die große Treppe unbesetzt. Mit der größten Wuth stieg der Pöbel dieselbe hinan, durchlief schnell die ganze Reihe von Zimmern, und ermordete alle Schweizer, die er antraf, und die sich nicht länger vertheidigen konnten, weil sie alle ihre Patronen verschossen hatten. Einige unter ihnen flehten auf den Knieen um Pardon: diese wurden lebendig aus den Fenstern geworfen, und von dem unten stehenden Pöbel mit Lanzen aufgefangen. Andere, die zu entfliehen suchten, wurden von dem Pöbel, mit welchem sich nunmehr auch die Bürgersoldaten vereinigt hatten, verfolgt, und auf die grausamste Weise gemordet. Noch andere versteckten sich in den Sälen, den Kellern, den Ställen und auf den Böden; sie wurden aber entdeckt, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und geschlachtet.

Hundert andere entflohen durch den Hof von Marsan nach der Straße de Lechelle zu. Von diesen wurden 81 auf der Flucht getödtet, deren Leichname in der Straße liegen blieben; die übrigen wurden gerettet.

Die 200 Adeligen, welche nach dem Schlosse gekommen waren, um den König zu vertheidigen, entgingen alle bis auf zwei der Gefahr, indem sie schon vorsichtigerweise früher das Schloß verlassen hatten, ehe noch das Volk in dasselbe eingedrungen waren.

Ungefähr 300 Schweizer flohen durch den Garten der Tuilerien unter einem unaufhörlichen Kugelregen, der gegen sie gerichtet war, nach den elisäischen Feldern. Die rothe Uniform, welche sie trugen, entdeckte sie dem Pöbel, wohin sie sich auch begeben mochten, sogleich. Diejenigen, welche durch die nach ihnen gerichteten Flintenschüsse nicht getödtet wurden, retteten

sich über den Platz Ludwigs XV. Fünfe unter ihnen erhielten in dem Hause des venetianischen Gesandten, Herrn Pisani, in der Straße St. Florentin, einen sichern Zufluchtsort. Der Gesandte gab sich selbst Mühe, diese Flüchtlinge zu verstecken. Ungeachtet man an demselben Tage zwei Mal in seiner Wohnung Haussuchung hielt, und der Gesandte selbst der größten Gefahr ausgesetzt gewesen seyn würde, wenn man die Schweizer entdeckt hätte, behielt er sie dennoch bei sich; und sie wurden nicht gefunden.

Die Wuth des Volkes gegen die Schweizer war so groß, daß alle Personen, die man in rother Kleidung in den Straßen antraf, niedergemacht wurden, weil man sie für Schweizer hielt. Auf diese Weise kam der Architect Melan um, und selbst einige Föderirte von Brest, die zufällig roth gekleidet waren, wurden todt geschossen.

Sobald der Pöbel in das Schloß gedrungen war, wurden alle Personen, die sich in demselben befanden, ohne Unterschied des Alters, des Ranges oder des Geschlechtes, umgebracht; sogar die Schuhputzer und die Küchenjungen entgingen so wenig als die Hofmarschälle und Kammerherren der Rache. Ueberall floß das Blut, überall lagen nackte und verstümmelte Leichname, denn ein Haufen von Weibern, welcher den Mördern nachfolgte, durchbohrte mit Dolchen alle diejenigen noch einmal, die durch Zuckungen verriethen, daß sie noch nicht ganz todt waren. Eben diese Weiber zogen die Körper der Getödteten nackend aus, bemächtigten sich der Kleidung, und verstümmelten die Leichname der Mannspersonen auf eine Weise, welche die Schamhaftigkeit zu beschreiben verbietet.

In einem der untern Zimmer des Pallastes hatten sich einige Hofdamen von höchstem Range eingeschlossen. Das Zimmer wurde eingesprengt und der Pöbel war im Begriffe,

auch diese Weiber zu morden, als die Prinzessin von Tarente, eine von den im Zimmer befindlichen Damen, mit einer seltenen Unerschrockenheit dem mit Blut bespritzten Anführer der Bande entgegenging, ihn anredete und ihn so lange aufhielt, bis die brave Bürgermiliz herbeikommen konnte, um die Prinzessin nebst ihren Gesellschafterinnen aus den Händen der Mörder zu befreien.

Sobald nichts mehr im Schlosse zu morden war, fing das Gesindel an zu plündern. Schränke und Schreibtische wurden erbrochen, Geld, Juwelen, Silbergeschirre und Assignate geraubt, die kostbarsten Spiegel zerschlagen, die herrlichsten Gemälde zerrissen, die Fußteppiche nebst den Tischen und Stühlen aus den Fenstern geworfen; die köstlichsten Weine des königlichen Kellers tranken die Weiber, auf den nackten Leichnamen sitzend, aus silbernen Nachttöpfen; die Garderobe der Königin und der Prinzessinnen theilten sie unter sich, und schmückten ihre in Blut getauchten Hände mit den prächtigsten zum Schmucke der Königin gehörigen Ringen. Die an das Schloß stoßenden Gebäude, Wohnungen des Hofgesindes, wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt; unten in den Höfen und im Garten spielten die Kinder mit den abgehauenen Köpfen und Gliedmaßen der Gemordeten. — Ein Augenzeuge sagt: „Der Pöbel wetteiferte unter sich, wer am besten köpfen und würgen könne; auch lachte und spottete derselbe über das Krümmen und Winden der unglücklichen Schlachtopfer seiner Wuth.“ — Ein anderer Augenzeuge beschreibt den Zustand des Schlosses auf folgende Weise: „Während das Blut in den Höfen des Schlosses über das Pflaster hinfloß, verzehrte das Feuer die Häuser, welche das Schloß der Tuilerien umgaben, und fing bereits an, das Hauptgebäude zu ergreifen. Das geplünderte Schloß war eine bloße Ruine. Mobilien, Tische, Leinengeräthe, Betten, Alles war auf dem Carousselplatz geschleppt worden, um diesen Can-

nibalen zu einem Freudenfeuer zu dienen. Das Schloß war von dem Keller bis unter das Dach ausgeplündert. Das kostbarste Geräthe und die Meisterstücke der Kunst hatte der Pöbel zertrümmert.

Von den unermeßlichen Schätzen, die sich im Pallaste der Tuilerien befanden, ist kaum der zwanzigste Theil gerettet und von einigen Bürgersoldaten in die Nationalversammlung gebracht worden; alles Uebrige wurde von den Rebellen zerschlagen oder unter ihnen vertheilt. Mehrere von ihnen entzweiten sich bei dieser Theilung, fielen selbst über einander her und mordeten sich unter einander.

Der Convent verlegte im April **1793** seine Sitzungen in die Tuilerien, und Napoleon schlug hier seine Residenz auf, indem er das Schloß mit einer bis dahin noch nie gesehenen Pracht hatte einrichten lassen, und erließ als Kaiser von hier aus seine ganz Europa erschütternden Dekrete; während er an der Spitze der Armee stand, bewohnte es seine Familie, und verließ dasselbe nur, um die schöne Jahreszeit in St. Cloud hinzubringen.

Ludwig **XVIII** bewohnte es seit dem **3.** Mai **1814** und nach ihm Carl **X** bis er mit seiner Familie, abermals vom Volke vertrieben, und nach Holy-Rood in schmachvolle Verbannung wandern mußte.

Das Louvre.

Der erste Ursprung dieses Gebäudes so wie dessen Benennung ist ungewiß, und verliert sich in die graue Vorzeit. Einige wollen, daß das Wort von Lupara (ein zur Wolfsjagd geeigneter



Das Louvre.

Ort) abstammen; andere, von dem altsächsischen Lower oder Luwear (Schloß) herleiten. Erst seit der Regierung Philipp-Augusts hat man authentische Nachricht von diesem Schloß. Es lag in einer weiten Ebene außerhalb den Mauern von Paris, und konnte zugleich als Lustort für die Könige, und als eine Veste, welche sowohl den Feind ab-, wie die Pariser im Zaum, hielt, dienen. Unter dem erwähnten Philipp August nahm Paris so zu, daß das Louvre bald von Häusern und Straßen umgeben war. Es hatte damals ein sehr düstres Aussehen, ganz irregulär und ungleich gebaut, von vielen Thürmen flankirt, und von breiten und tiefen Graben umgeben. In der Mitte des großen Hofes war jener berüchtigte dicke Louvrethurm den der mehr erwähnte König erbaut haben soll, und welcher zuerst einigen Königen zur Wohnung diente, dann aber französischen Großen und selbst Souverains zum Gefängniß, unter diesen waren 3 Grafen von Flandern, Herzog Johann von Bretagne; Charles le mauvais, König von Navarra; der Herzog von Bar; der Landhauptmann Grailly von Buch, ebenfalls in denselben eingesperrt, starb aus Gram darüber. Der letzte Gefangene dieser furchtbaren innern Veste war Johann II Herzog von Alençon, den Ludwig XI daselbst festhielt, auch Schätze, wenn sie welche hatten, verwahrten die Könige daselbst. Unter Franz I im Jahr 1528 wurde das furchtbare Gebäude demolirt —

Unter diesem Fürsten und Heinrich II erhielt überhaupt das ganze Schloß eine andere Gestalt, nachdem schon Carl VI und sein Nachfolger nur selten mehr das Louvre bewohnt hatten. Fast alle seine alten und so übelberüchtigten Thürme, wie den Hufeisenthurm, der Windalthurm, das Holz-Castell u. s. w. wurden niedergerissen, und neue Gebäude aufgeführt, die unter besagten Herrschern vollendet wurden, und unter dem Namen

des alten Louvre bekannt sind. Carl **IX**, Heinrich **III**, Heinrich **IV** ließen sämmtlich dieses Schloß durch neue Bauten vergrößern, und Ludwig **XIII** ließ den großen Pavillon desselben aufführen.

In diesem Pallast war es, wo Carl **IX** verfluchten Andenkens von seiner verruchten Mutter Catharina von Medicis und andern Bösewichtern bestürmt, die scheußliche Metzelei der Protestanten anordnete, die unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit bekannt ist. Sogar eine Stunde früher ließ die Frau Catharina das Morden anfangen, aus Furcht, ihr Sohn könnte andern Sinnes werden.

Es war der 24. August 1572 um 2 Uhr des Morgens an einem Sonntag, als auf ein Zeichen, welches die Glocken der Bartholomäuskirche gaben, das gräßliche Schlachten aller Hugonotten begann, mit denen man mit teuflischer Heuchelei vorher Frieden geschlossen, und ihr erstes Oberhaupt, den Admiral Coligny an Hof geladen hatte. Nicht weniger als einen ganzen Monat dauerte die schreckliche Schlächterei in allen Provinzen, und an 40,000 Menschen fielen unten den Beilen, Aexten und Mordinstrumenten aller Art, der wüthenden Ungeheuer. Coligny, der ehrwürdige Greis, war einer der ersten, den der mordlustige Herzog von G u i s e meuchelmorden, und seinen Leichnam zum Fenster hinauswerfen ließ. Leider spielte ein Deutscher die Hauptrolle hierbei. — Durch die schändlichsten Lügen, indem man Coligny und seine Parthei beschuldigte, eine Verschwörung gegen das königliche Haus und alle Katholiken angezettelt zu haben, brachte man das Volk zur Wuth gegen die Hugonotten, so daß es wie losgelassene Tiger zerfleischte, und manchen mordete, der gar nicht Hugonotte war. Die Königin Mutter selbst, führte ihre Kinder an der Hand unter den Galgen von Montfaucon, um, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber berichtet, sich am Leichnam des ermordeten Ad-

mirals daselbst zu weiden. Auch der König von Navarra, so wie der Prinz Condé, die man in dem Louvre eingesperrt hielt, waren in Gefahr ermordet zu werden, während man alle ihre Leute aus den Betten jagte und niedermachte, und in allen Straßen von Paris das Blut in Strömen floß. Der König selbst aber, Carl IX scheußlichen Andenkens, stand an einem Fenster des Louvre, und schrie den Schweizerhenkersknechten zu: „macht Alles todt, schont keinen." Die ganze Nacht durch wurde im Louvre so wie in der Stadt gemordet. Sobald der Tag anbrach, stellte sich der gekrönte Mörder an ein Fenster, welches auf die Seine ging, und schoß mit Carabinern, die er sich fortwährend laden ließ, auf die Unglücklichen, welche den Dolchen und Beilen entgangen waren, und sich mit Schwimmen durch die Flucht zu retten suchten, dabei hörte er nicht auf zu schreien: „tue, tue, tirons mordieu, ils s'enfuient." (Schlachtet! Mordet! Himmelsakramenter schießt, sie entfliehn.) — Doch wenden wir die Blicke von diesen Fluchwürdigkeiten, die leider nur zu wahr sind, und von so vielen gleichzeitigen Schriftstellern, unter denen der glaubwürdige und wahrhafte Brantôme ist, berichtet werden. Zur würdigen Feier dieses Höllenfestes schrieb der heilige Vater zu Rom — ein Jubeljahr aus!!!

Ludwig XIV ließ den größten Theil der Gebäude des Hofes des Louvres aufführen, und im Jahr 1665 wurden die Grundlage zu der jetzigen Hauptfaçade gelegt, gewöhnlich die Collonnade des Louvre genannt. Damit der gewaltige Despot ja keine Hindernisse finden möge, das Gebäude baldigst zu vollenden, ließ er ein Edikt ergehen, durch welches bei schwerer Strafe, (10,000 Franken) es jedermann untersagt wurde, ohne seine Erlaubniß irgend ein Gebäude aufführen zu lassen, und jedem Arbeiter war es unter Gefängniß- und Galeerenstrafe

verboten, an Privatgebäuden ohne die ausdrückliche Einwilligung des Königs zu arbeiten. Hätte man nicht glauben sollen, der Kaiser von Fez und Marocco oder der Pascha von Tunis hätte diese Befehle erlassen? Aber das Schicksal schien selbst des übermüthigen Königs spotten zu wollen, denn kaum war man in der Arbeit etwas vorgerückt, so brach Feuer in der Bildergallerie aus, und theilte sich schnell der großen Gallerie des Louvre mit. Man kannte damals noch nicht den Gebrauch der Feuerspritzen, und der abergläubische Fürst ließ das heilige Sakrament in Prozession um das Feuer herum tragen, um es zu beschwören, das half aber wie natürlich nichts, und man wurde desselben erst Meister, als man anfing an den Bauten einzureißen.

Im Jahr 1670 wurde das prächtige Gebäude vollendet. Unter Ludwig XV fuhr man noch einige Zeit fort, neuerdings an dem Louvre zu bauen, was aber bald wieder eingestellt, und erst 1804 wieder fortgesetzt wurde.

Von den beiden unermeßlichen Gallerien, welche das Schloß mit den Tuilerien verbinden, ist die gegen Norden noch nicht vollendet. Unter Napoleon war hier die reichste und schönste Gemälde-, Bildsäulen- und Antikensammlung der ganzen Welt, 1815 aber holte jeder der Beraubten seinen Antheil wieder, doch ist sie noch reich an Meisterstücken jeder Art geblieben. —

Das jetzige Louvre prangt mit einer 697 Toisen langen unermeßlichen Façade, deren Colonade immer ein Meisterwerk der Baukunst bleibt. Claudius Perrault hat den Plan dazu entworfen, und um ihn zu prüfen, wurde ein Baurath berufen, welcher dessen Projekt als gut anerkannte. Perrault rief bei Erbauung dieses Peristyls, die Schönheit und Proportion der antiken Verhältnisse wieder ins Leben, ebenso wußte er den Formen die höchste Eleganz zu geben, indem er die Verzierungen



Das Palais Royal.

mit großem Geschmack anbrachte. Es wäre zu wünschen, daß das Ganze des Baues nach der Anordnung dieses Peristils vollendet worden wäre, dann würden dessen Verhältnisse eine Harmonie zeigen, die ihm nun nicht mehr beizubringen ist, denn von den vier äußern Seiten sind sich keine zwei einander ähnlich. Die Façade von Pilastern ist gleichfalls Perraults Werk, aber ebenfalls nicht vollendet.

Die Gallerie am Ufer der Seine ist **1360** Fuß lang, die unvollendete aber, nach der Straße St. Honoré hin, erst **480**. Das Louvre enthält das National-Museum, die Bibliothek, die Kostbarkeiten der Krone, Gemäldesammlungen aus allen Schulen, und überhaupt alle kostbaren Schätze sowohl der Kunst als der Literatur. —

Bis zur Revolution vom Jahr **1789** erhielt sich im Volke die Sage, daß das Gespenst Carl **IX** so wie das seiner Mutter zu gewissen Zeiten im Louvre umgehe, und daß beide mit flammenden und zugleich blutbefleckten Gewändern bekleidet und heulend weinend, klagend und warnend mehr als einer hohen Person erschienen seyn. Auch Ludwig **XIV** und noch andere Erscheinungen wollen viele Personen in den langen Gängen, Corridors und Gewölben des Louvre gesehen haben, und haben mit allen möglichen Nebenumständen diese gräßlichen Gesichter beschrieben, doch hörte und sah man während der Revolution und unter Napoleons Herrschaft von allem dem nichts mehr, nur mit dem Wiedererscheinen der Bourbons, und namentlich unter Carl **X**, fingen auch diese Spukereien wieder an, sich zu zeigen, ja auch Napoleon will man während der Restauration mit vielen seiner gebliebenen Generäle und besonders in der Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbinden, öfters in der grausigen Mitternachtsstunde, Ordres und Befehle ertheilend, gesehen haben,

aber die Juli Revolution von 1830 muß auch diese Erscheinungen verscheucht haben, da es seitdem ganz stille davon geworden ist.

Das Palais-Royal.

Wer hat nicht schon von diesem Quodlibet aller Laster, aller Künste, aller Gewerbe, aller Fressereien, aller Getränke und aller Tollheiten, die in diesem einzigen Gebäude fortwährend im buntesten Gemisch und tollsten Gewirr vereinigt sind, reden hören. — Es befindet sich in der Straße St. Honoré, im Quartier, das seinen Namen trägt, und ist auf der Stelle erbaut, wo ehedessen die Hotels von Mercoeur und Rambouillet standen, welche im 15ten Jahrhundert der Connetable von Armagnac bewohnte. Der Cardinal Richelieu kaufte diese im Jahr 1624 an sich, nebst noch andern daran stoßenden Räumen, ließ alsdann nach Merciers Zeichnung einen neuen Pallast aufführen, auf dessen Hauptthor er die Inschrift: „Palais Cardinal" (Cardinals-Pallast) setzen ließ. Dies Gebäude vermachte er nach seinem Tode Ludwig XIII, der sammt seiner Gemahlin seine Residenz in demselben aufschlug. — Von dieser Zeit wurde es das Palais-Royal genannt. Ludwig XIV, der es nur während seiner Minderjährigkeit bewohnte, überließ es dem Herzog von Orleans. Es befand sich damals unter andern eine Gallerie in demselben, die Gallerie der berühmten Männer Frankreichs genannt, es waren nur 25 Portrais daselbst, welche der Cardinal selbst zu den „Berühmten" gestempelt hatte, zwischen denselben befanden sich antike Büsten. — Auch zwei Theater hatte Richelieu in diesem Pallast errichten lassen, wo-

von das kleinere nur für ein ausgesuchtes Publikum bestimmt war, das größere aber für Jedermann offen stand. Auf beiden Bühnen spielten von des Herrn Cardinals, oder vielmehr von dem, durch denselben, dem Volke gestohlnen Geld bezahlte Künstler. Ludwig **XIV** übergab das große Theater im Jahr **1660** an Molière, nach dessen Tode er lyrische Tragödien aufführen ließ. Zweimal wurde es durch eine Feuersbrunst zerstört, das letztemal den 8. Juni **1781**. Unter dem Regenten wurde das sogenannte Wasserschloß nach Decottes Zeichnung erbaut, es dient als Wasserbehälter (**Reservoir**) um die Wasser aus der Seine aufzubewahren, und die Bassins der Gärten des Palais-Royal, der Tuilerien u. s. w. zu versehen.

Zur Zeit als der Krieg der Fronde ausbrach, bewohnte Anna von Oesterreich mit dem Cardinal Mazarin und ihrem Sohn dieses Schloß.

Der ältere Garten des Palais-Royal war weit größer als der jetzige, man sah daselbst eine sehr schöne große Allee von uralten Kastanienbäumen, die im Jahre **1781** zum großen Leidwesen der Pariser und trotz aller Reclamationen und Bitten der Bewohner dieses Quartiers umgehauen wurde. Sie war der Sammelplatz aller Müßiggänger und Pflastertreter; aller Politiker und Neuigkeitskrämer, aller Gaukler und Taschendiebe, der wandernden Freudenmädchen und Staatsdamen u. s. w., wie dieß noch heut zu Tag derselbe Fall ist.

In der Revolution wurde dieses Gebäude **Palais d'Egalité** (Gleichheits-Pallast) auch **Orleans Egalité** genannt, während dieser Zeit war es der Tummelplatz aller unruhigen Köpfe, und die Schaubühne der seltsamsten und wunderlichsten Scenen. Hier wurden alle Neuigkeiten jeder Art zuerst verbreitet und berathen, hier entflammten die Volksredner, Camille Dumoulins

und Andere, das Volk zu guten und bösen Thaten, von hier wälzten sich die Flammenwellen des Aufruhrs über Paris, Frankreich und halb Europa. Im Jahr 1812 wurde es das **Palais du Tribunal** genannt.

Dieser Ort ist an und für sich schon ein höchst lebendiges Städtchen, Oehlinger gibt in seinem Panorama von Paris folgende Beschreibung von dem in seiner Art einzig dastehenden Gebäude. —

„Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demselben ist unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menschen bedeckt und weder geräumig noch elegant.

Zwei Pavillons, an welchen jonische und dorische Säulen emporstreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajon geziert ist, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen ist, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut sind, laufen quer hin; Buchhändler und Broschüren-Krämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer sind hier vereinigt.

Durch die Gallerie de bois tritt man erst in die eigentliche Feenwelt des von seinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürre, der Boden festgestampfter Kies, die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toisen, und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Toisen hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwischen denen zu zwei und zwei ein großer Reverbere

hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen strozzenden Vestibulen.

Ueber den Arkaden erhebt sich das erste Geschoß mit hohen, pallastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigeren Mansarden, vor deren Fenstern die Balustrade hinläuft.

Es gibt kein natürliches oder erkünsteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung sich darböte.

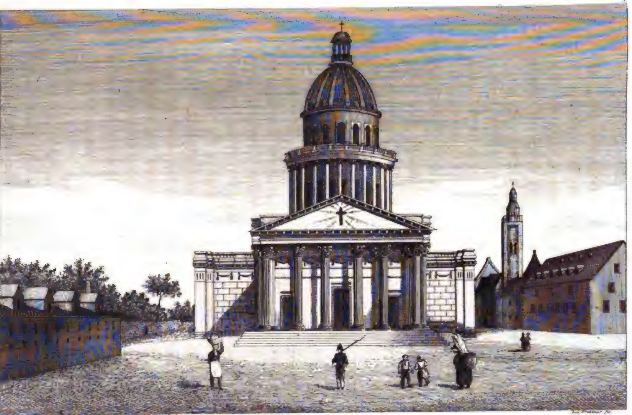
Beim Buchhändler kann man nach dem ältesten, wie nach dem neuesten, nach dem wissenschaftlichsten, wie nach dem frivolsten Buche fragen, es ist hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftstellern versammeln sich bei ihm, und um sie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. Im Bijouterie-Gewölbe darneben, das drei Arkaden einimmt, ist für die ärmste wie für die reichste Eitelkeit gesorgt; es bietet der armen Braut den kleinen Ring und der reichsten Fürstin die brillantenen Armbänder. Dieses Gewölbe ist des Abends von mehr als 50 Wachskerzen beleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberische Farben- und Strahlenspiel.

Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem mächtigen Zepter. Was die phantastische Laune aus Band und Petinet, Blumen und Federn zu schaffen versteht, formt sich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar zierlicher Mädchen, welche rasch arbeiten, während ihre Blicke noch rascher die Vorübergehenden anlocken. Gewölbe mit Uhren und Niederlagen mit dem geschmackvollsten Porzellan; hier die lieblichsten Parfüms, dort eine Ausstellung der herrlichsten Kupferstiche; hier mathematische Instrumente, dort Kinderspielzeug; hier Sammlung eleganter Meubles, dort Lotterie-Collecturen, Geldwechsler, Petschaftstecher, Pastetenbäcker, Restaurateurs und Obsthänd-

[illegible]

[illegible] herum, [illegible] Sonne. [illegible] Publikums [illegible] und [illegible] so daß der [illegible]

[illegible] im Palais [illegible]



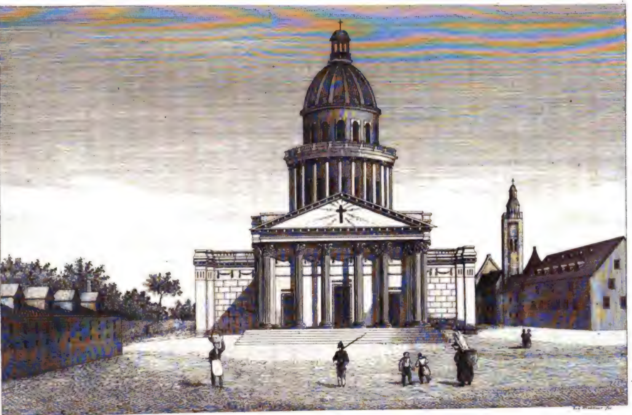
Das Pantheon oder die Kirche der St. Genoveva.

lerinnen, Alles ist hier zu finden. Alle Waaren sind aber im Palais royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris.

Es gibt auch hier mehrere Kaffeehäuser, worunter das Kaffeehaus de foi das beste Gefrorne liefert. Im Kaffeehaus der Blinden ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden aus dem Spital der Quinze vingts; während aus dem Kaffeehaus du caveau der wildeste und ausgelassenste Lärm erschallt.

Noch anlockender als die Gallerien sind die oberen Säle. Hier sind die verrufenen Spielzimmer; hier wohnen die Dienerinnen der Wollust. Sie schwärmen mit Schmetterlingseitelkeit herum, und meistens zwei und zwei, oft auch in Begleitung einer Bonne. Ihre Klassen sind so verschieden als die Klassen des Publikums selbst. Die meisten sind sehr schön, witzig, belesen, lebhaft und einschmeichelnd, wissen äußeren Anstand zu heucheln, so daß der junge, lüsterne, reiche Fremdling leicht in ihre Netze fällt.

Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais royal. Früh eilt nur der ernste Geschäftsmann, der fleißige Künstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine Arbeit geht. Erst nach acht Uhr werden die Gewölbe eröffnet. Nach neun Uhr füllen sich die Kaffeehäuser, die Zeitungsleser versammeln und gruppiren sich. Zwischen zwölf und zwei Uhr erscheint die vornehme Welt. Die Bänke reichen nicht zu: Hunderte von Strohstühlen werden herbeigeschafft und um zwei Sous vermiethet. Sobald die wogende Menge abgenommen, kommen die Kinderwärterinnen mit ihren Kleinen, aber bald strömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen acht Uhr fängt es wieder an, äußerst lebhaft zu werden, und die Stunden bis Mitternacht gehören unter die rauschendsten und mannigfaltigsten. Auf einmal ist alles leer und todtenstille. Höchst merkwürdig bleibt stets für den Beobachter der Menschen und Sitten dieser Ort.



Das Pantheon oder die Kirche der St. Genoveva.

Das Pantheon, oder die Kirche St. Genofeva.

Dieses große und prachtvolle Gebäude wurde erst im Jahr 1757 nach dem Plane Soufflots zu bauen angefangen. Den 6. September 1764 legte Ludwig XV den Grundstein dazu. Das Gebäude bildet ein viereckiges Kreuz mit vier Schiffen, die unter dem Dom zusammenlaufen. Die Fläche desselben hat, das Peristyl (den Säulengang) mit inbegriffen, 339 Schuh Länge, und 250 Schuh Breite. Die Façade besteht aus einer Säulenvorhalle, welche dem Pantheon zu Rom nachgeahmt ist, sie hat 6 Säulen in der Fronte und 22 in Allem; sie gehören der corinthischen Ordnung an, sind cannelirt, und haben 58 Fuß 3 Zoll Höhe, bei 5½ Fuß im Durchmesser. Ueber derselben erblickt man ein Fronton, (Hauptgiebelseite) das früher mit einem von Strahlen und anbetenden Engeln umgebenen Kreuz geschmückt war. Die Façade hat 3 Flügelthüren, die bis zum Jahr 1791 offen waren, im Jahr 1805 aber zugemacht, und später wieder eröffnet wurden. Der Durchmesser der innern Kuppel unter dem Dom ist 62 Fuß. Diese Kuppel an und für sich bildet schon einen prachtvollen runden Tempel, mit 32 corinthischen Säulen. Zwischen diesen Säulen befinden sich 16 hohe Fenster, welche hinlängliches Licht in dem Innern verbreiten. Dieser Dom besteht eigentlich aus 3 übereinanderstehenden Kuppeln, oder einem dreifachen steinernen Gewölbe, von denen die äußerste oder letzte von dem Boden an eine Höhe von beinahe 250 Fuß mißt. — Lange war wegen der kostspieligen Kriege der Bau unterbrochen, und erst 1784 begann die Arbeit wieder, und die sogenannte Laterne krönte nun nach Soufflots Plan das Ganze.

Den 4. April 1791 nach Mirabeaus Tod gab die constituirende Versammlung dem Gebäude eine neue Bestimmung,

nämlich die Ueberreste der großen Männer, welche sich durch ihre Talente und Thaten um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten, aufzubewahren. Alle Symbole der katholischen Religion wurden nun abgenommen, und durch die Zeichen der Freiheit und der öffentlichen Moral ersetzt, und das Gebäude erhielt die von Pastoret verfaßte Aufschrift: „Das dankbare Vaterland seinen großen Männern." Das Fronton erhielt ein neues Basrelief, in dessen Mitte die Worte: „Das Pantheon der Franzosen, im Jahr III der Republik," zu lesen waren. —

Auf 5 neuen Basreliefs waren die Rechte der Menschheit, die Jury, Hingebung für das Vaterland, öffentlicher Unterricht, und die Herrschaft der Gesetze allegorisch dargestellt. An die Stelle der Laterne kam ein Fußgestell, auf welches eine kolossale Renommée postirt werden sollte.

Die constituirende Versammlung decretirte, daß erst 10 Jahre nach seinem Tode einem Bürger die Ehre des Pantheons werden dürfte, machte aber bei Mirabeau eine Ausnahme, dessen Büste sogleich im Triumph beigesetzt wurde, eben so wurde Voltaire den 11. Juli und J. J. Rousseau den 16. October desselben Jahres mit großem Pomp und feierlichem Umzug beigesetzt. Auf Voltaires Grab las man: „Geschichtschreiber, Dichter und Philosoph, zündete er dem menschlichen Geiste ein großes Licht an, und lehrte ihn frei zu seyn."

„Er vertheidigte Calas, Färben, de la Barre und Montbailly; bekämpfte die Atheisten und Fanatiker, flößte Duldsamkeit ein, und reklamirte die Rechte der Menschen gegen die Knechtschaft des Feudalismus."

Auf Rousseaus Grabe standen die Worte: „Hier ruhet der Mann der Natur und der Wahrheit."

Durch ein Dekret Napoleons (eine seiner großen Albernheiten) wurde dieser Tempel dem katholischen Kultus wieder-

gegeben, und die nicht leuchtende Laterne demselben wieder aufgesetzt. — Das Pantheon, welches nur für wirklich große Männer, die sich wahrhaft um das Vaterland verdient gemacht hatten, bestimmt gewesen, wurde nun von dem oft sehr kleinen Napoleon dazu ausersehen, die Ueberreste von den meistens ganz unbedeutenden Mitgliedern seiner Familie aufzunehmen, so wie die Großwürden- (oder Last-)träger seines Hofes!! 49 derselben, unter ihnen Lannes, wurden daselbst begraben. Friede sey mit ihrer Asche.

Es war damals hinlänglich, ein sclavischer und vornehmer Livreebediente Sr. Majestät zu seyn, um nach dem Tod die Ehre eines großen Mannes zu erhalten. Eine königliche Ordonnanz vom Jahre 1822 befahl den katholischen Kultus ferner in diesem Tempel fortzusetzen, und bewirkte, daß die sogenannten Glaubensbrüder, Missionaire u. s. w., sofort hier ihr scheinheiliges Gaukelspiel trieben. Die oben beschriebenen Basreliefs verschwanden wieder. Die Asche Rousseaus, Voltaires und Anderer wurde als gottlos verschrien und mußte auf den Antrag eines gut katholischen Redners wieder weggeschafft werden. Während der Herrschaft des Convents hatte es das blutgierige Raubgesindel der Jacobiner, welches meistens von den Aristokraten bestochen war, um die kaum aufblühende Freiheit wieder (gerade so wie jetzt) durch Schandthaten und Niederträchtigkeiten gehässig zu machen und zu untergraben, durchgesetzt, daß der faule Körper des so nichtswürdigen als talentlosen und stupiden Marats im Pantheon beigesetzt, und Mirabeaus Reste daraus weggeschafft wurden, allein noch den 9. Thermidor des II. Jahres (27 Juli 1794) wurden die eckelhaften Reste dieses Abschaums der Menschheit wieder herausgenommen, und in eine Kloacke in der Straße Montmartre geworfen.

Die unterirdischen Gewölbe dieser Kirche, welche auf dem Grund der uralten Genofevas-Kirche ruhen, bilden eine unge-

heure gewölbte Gruft, deren Bauart nicht minder bewunderns-würdig ist, als die der obern.

An dem Ganzen wurde über 60 Jahre gebaut, und es kostete an 50 Millionen.

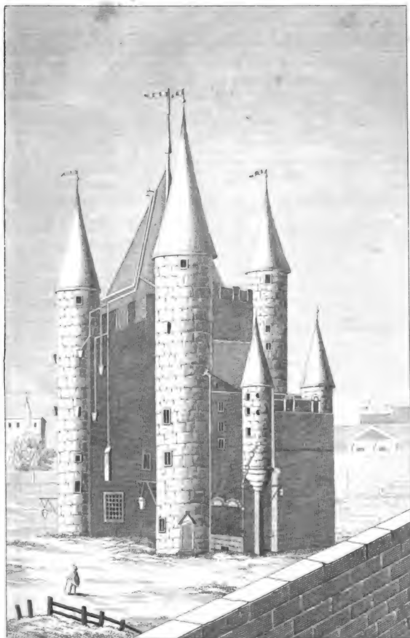
Der Tempel.

Dieses Gebäude war ursprünglich die Residenz des Groß-Priors der Tempelherrn, und der Umfang seiner Ringmauern hatte sich besonders im 13. Jahrhundert durch das Ankaufen von Ländereien sehr vermehrt. Man sah damals so viele und beträchtliche Bauten in demselben, daß man diesem Bezirke den Namen: „der neuen Stadt des Tempels“ beilegte. Im Jahr 1254 als Heinrich III von England nach Paris kam, zog er eine Wohnung im Tempel dem Pallast vor, den Ludwig der Heilige für ihn hatte einrichten lassen.

Den sogenannten Thurm des Tempels hatte im Jahr 1212 der Bruder Hébert, Schatzmeister der Templer, erbauen lassen. Es war ein viereckiges Gebäude, dessen furchtbar dicke Mauern von kleinen Thürmen in den Winkeln flankirt waren.

Lange Zeit hindurch verwahrten hier die Könige von Frank-reich ihre Schätze, auch waren die Archive der Templer in dem-selben, so wie diejenigen des Großpriors der Malthefer, der ihnen im Jahr 1313 folgte. Innerhalb des Bezirks des Tempels übte der Großprior eine ganz unabhängige Justiz aus, auch war dies der Zufluchtsort der Banqueroutirer und anderer, wegen Schulden verfolgter Personen.

Unter Philipp IV (dem Schönen) wurde dieser Orden, dessen Entstehen sich auf den Entschluß tapferer Ritter gegründet



Der Tempel.

hatte, welche die nach Jerusalem wallfahrenden Pilger vor Mißhandlungen gegen die Ungläubigen schützen wollten, vernichtet.

Im Jahr 1128 bestätigte schon der Pabst Honor XI den Orden förmlich und ward zugleich sein oberster Schutzherr. Der Großmeister genoß bei allen Fürsten Europas den höchsten Rang, die Großprioren wurden aus den edelsten Geschlechtern gewählt, und ihre Besitzungen mehrten sich so sehr, daß die Anzahl ihrer Commenthureien in Europa und dem Orient endlich auf 9000 sich belief. Eben diese Schätze aber mochten hauptsächlich Philipp von Frankreich zu dem kühnen Entschluß verleiten, den Orden der Tempelherren mit einem Schlage zu vernichten. Mit dem Pabst Clemens V im Einverständnisse, ließ er auf einmal (13. October 1307) alle Tempelherren des ganzen Reichs an einem Tage gefangen nehmen, indem er ihnen zur Beschönigung dieses beispiellosen, einem orientalischen Despoten würdigen Verfahrens, Schuld gab, daß sie Götzendiener wären, eine scheußliche Figur anbeteten, Christum verhöhnten, auch unter sich unnatürlichen Lüsten nachhingen ꝛc. Zugleich bemächtigte er sich des Tempels (damals eines der größten Gebäude zu Paris, worin sie wohnten) und aller darin befindlichen Schätze, ließ die Tempelherren, unter welchen sich auch der Großmeister Jakob von Molay befand, durch ernannte Commissarien vernehmen, und da sie standhaft läugneten auf die Folter bringen, wodurch man ihnen Geständnisse abpreßte, die sie nachher meistentheils wiederriefen. Der Pabst, zwar Anfangs selbst über dies Verfahren empört, wurde dennoch wieder eingeschläfert, und die nichtswürdige Commission des Königs eben sowohl, als das elende Concilium des Pabstes verdammten 1309 nicht weniger als 54 Ritter zum Feuer! Ja, sie wurden nicht einmal in helles Feuer geworfen, sondern man ließ sie bei gelindem langsam verbraten! Der Pabst hob durch eine Bulle (1312) den ganzen Orden auf.

Den Großmeister, Jakob von Molay, ließ der schändliche Philipp noch 1314 den Flammen überliefern, doch folgte er ihm nach 8½ Monat selbst im Tode nach.

Der König bemächtigte sich nun der Schätze des Ordens, und schenkte dessen Immobilien den Hospitalitern von St. Johann in Jerusalem, seit der Einnahme der Insel Rhodus durch die Türken, Maltheser-Ritter genannt. Der Herzog von Angoulême, jetzt in Holy-Rood, war der letzte Großprior dieses Ordens.

Den 11. August 1792 wurde der unglückliche Ludwig XVI in diesen Thurm mit seiner Familie eingesperrt, wo er den Kelch des Leidens bis auf die Hefen leeren, und jeden Grad menschlichen Elendes durchmachen mußte. Er verließ ihn nur, um das Schaffot zu besteigen. Im Jahre 1805 wurde dieses Gebäude niedergerissen. — Das Volk behauptete damals, Ludwig XVI und Marie Antoinette gingen nebst noch andern blutigen Gespenstern darin um, ja beide benannte Personen hielten ihre bluttriefenden königlichen Häupter unter den Armen, dies sey mit ein Grund gewesen, warum man das furchtbare Gebäude niedergerissen habe, da Niemand mehr eine nächtliche Ruhe darin hätte haben können, ja sogar am Tage die Leute oft durch gräßliche Erscheinungen in Angst und Schrecken gesetzt worden seyen. —

Als der Tempel Nationaleigenthum geworden war, wurde an seiner Stelle ein großes Hotel erbaut, welches zuerst für das Ministerium des Cultus bestimmt war. Im Jahre 1814 wurde dieses Hotel zu einem Nonnenkloster umgeschaffen, welchem die Prinzessin von Bourbon, ehemalige Aebtissin von Biremont vorstand. — Jetzt ist an dem Eingang des Gebäudes ein Portal mit jonischen Säulen, zwei Fontainen sind an den beiden Seiten des Hauptthors, auf denen die Bildsäulen der Seine und Marne stehen. —



Die Bastille.

Die Bastille.

Das unter diesem Namen bekannte furchtbare Gebäude, dessen Zerstörung das erste Signal zu der, die halbe Welt erschütternden französischen Revolution gab, lag am Ende der Straße St. Antoine. Man glaubte lange Zeit, daß Hugo Aubriot unter Carl V den 22. April 1371 den Grundstein dazu gelegt, seitdem hat man aber die auf Thatsachen gegründete Gewißheit erlangt, daß die Veste schon viel früher stand, und schon gegen die Einfälle der Burgunder zu schützen bestimmt war. Sie hatte 8 große und furchtbar dicke, mit vielen Kanonen besetzte Thürme. Die neuere Befestigung dieses Gebäudes wurde 1533 angefangen, und 26 Jahre später beendigt, sie bestand in einer mit Bastionen flankirten Courtine, die mit sehr breiten und tiefen, senkrecht ausgestochenen Gräben versehen war; ein Theil derselben ist noch vorhanden. Die Bastille war von jeher ein schweres Staatsgefängniß, besonders für hohe Staatsverbrecher, aber leider diente die schreckliche Veste nur zu häufig die Absichten abscheulicher Privatrache und Intriguen u. s. w., zu befördern. — Wurde irgend ein Mächtiger von einem Geringen, ein Hofschranze von einem Bürger im mindesten beleidigt, oder stand er ihm auch nur im Wege, um eine oft schlechte und verbrecherische Absicht zu vollziehen, so mußte er sich schnell durch Einfluß, Geld oder Protektion einen lettre de cachet (Verhaftsbefehl) zu verschaffen, und der arme Bürger kam oft auf Lebenszeit dahin, wo ihn weder Sonne noch Mond beschien, und wo er zwischen feuchten Mauern und in stinkender Luft lebendigen Leibes verfaulen mußte.

Heinrich der IV ließ den königlichen Schatz in der Bastille aufbewahren, dem dieser Aufenthalt nur vortheilhaft seyn konnte, und der von der verdorbenen Luft und Feuchtigkeit nichts zu

fürchten hatte. Sally bestätigt, daß 7 Millionen in Gold, im Jahr 1604, hier vorhanden waren, und im Jahr 1610 sich 15 Millionen, 860,000 Pfund, in der gewölbten Kammer, in Kisten und Fässern u. s. w., außer 10 Millionen, die man dem Schatzmeister der Sparkasse zur Verwaltung übergeben hatte, befanden. Unter diesem Minister wurden alle Staatsausgaben auf das pünktlichste bezahlt, man wußte niemals, was Rückstände waren, und die Abgaben waren sehr gering. Dies sind die glücklichen Resultate einer guten Verwaltung. Nach Heinrich IV Tode wurden die von ihm ersparten Schätze durch Höflinge, Maitressen u. s. w., seiner Nachfolger schändlich verschleudert. Frankreich sah, wie sich die Concini, Goudi, Mazarins und Spießgesellen mit seinem Golde mästeten. Furchtbare Schuldenmassen und schwere Abgaben, welche am Ende eine Revolution herbeiführen mußten, waren die natürlichen Folgen dieser Handlungsweise. —

Ueber dem ersten Thore der Bastille, nach der Straße St. Antoine zu, befand sich eine sehr merkwürdige Waffenkammer, mit sehr gut erhaltenen vollständigen Rüstungen aus allen Zeiten. Unter den Legionen von Gefangenen alles Alters und jedes Standes, die hier schmachteten, befand sich auch die berühmte eiserne Maske, von der man bis jetzt noch nicht mit Gewißheit sagen kann, wer sie eigentlich war. Zwei Behauptungen französischer Geschichtschreiber haben die größte Wahrscheinlichkeit für sich, nemlich die eine, daß es ein mit Anna von Oesterreich unehelich erzeugtes und geheim auferzogenes Kind; die andere, daß es ein Zwillingsbruder Ludwig XIV gewesen sey, welcher ihm Thron und Regierung hätte streitig machen können. Mazarin war im Besitz des großen Geheimnisses und that alles Mögliche, um dasselbe mit dem dichtesten Schleier zu umhüllen. Bei Todesstrafe durfte kein Aufwärter, ja der Gouverneur selbst

nicht, mit dem unglücklichen Gefangenen sprechen. Er starb im Jahr 1703, und wurde unter dem Namen Marchiali beerdigt.

Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß in dieser Mörderhöle viele geheime Hinrichtungen oder vielmehr abscheuliche Mordthaten statt fanden, denn bei Zerstörung der Bastille fand man viele Scelette theils noch in Ketten, so wie mancherlei Mord- und Folterinstrumente von der gräßlichsten Gattung. — Auch hier wird behauptet, daß auf dem Platz, wo das Gebäude gestanden, sich öfters nächtliche Erscheinungen der seltensten Art zeigen, ja, daß Geister und Gespenster von allen Farben zu gewissen Zeiten hier luftige Tänze und Gefechte aufführen, bei denen man ein abscheuliches Geheule und Geprassel deutlich vernehme, ohne etwas zu sehen.

Die Erstürmung und Zerstörung der Bastille den 14. Juli 1789.

Schnell hatte sich am Morgen dieses Tages in ganz Paris das Gerücht verbreitet, die Regimenter, welche zu St. Denis lagen, seyen im Anmarsch, und man habe die Kanonen der Bastille auf die Stadt gerichtet. Jetzt wurden von Neuem die Sturmglocken geläutet; was sich nicht mit Gewehren versehen konnte, nimmt Säbel, Lanzen, Eisenstöcke; man hätte glauben sollen, die alten Ritter seyen aus den Gräbern erstanden, indem ein Theil des Volkes sich mit den, aus der königlichen Rüstkammer entnommenen Harnischen und Helmen, gewappnet hatte, und so in einem grotesken Aufzug einherging. Von allen Seiten hört man das Geschrei ertönen: „Nach der Bastille! nieder mit der Bastille!“ vier Stunden lang erschallte dieser Ruf von einem Ende der unermeßlichen Stadt zum andern, während die

ruhigen Bewohner fürchteten, daß die Feuerschlünde der Zwingburg große Verwüstungen anrichten würden. Schon war die Menge, welche dieselbe umgab, ungeheuer angewachsen, die Zugbrücken aufgezogen und die Wachen, wie bei einer Belagerung, ausgestellt.

Die Bastille stürmen, hieß in den Augen des Volkes eben so viel, als die Tyrannei an ihrem empfindlichsten Theile angreifen. Ein Deputirter des Bezirkes Saint Louis de la Culture, Thuriot de la Rosiere, verlangte den Gouverneur Delaunay zu sprechen; er wird eingelassen und begehrte von ihm, daß er den Kanonen eine andere Richtung geben lasse. Dieser antwortet, sie seyen von jeher so auf den Thürmen postirt und es stehe nicht in seiner Gewalt sie herabzunehmen, übrigens habe er sie, als er von den Besorgnissen unterrichtet worden, welche sie den Parisern verursachten, einige Schritte zurück und aus den Schießscharten fahren lassen. Nur mit Mühe erlaubte er dem Deputirten weiter vorzudringen, um sich zu überzeugen, ob der Zustand der Zwingburg für die Stadt so beruhigend sey, als es ihm der Gouverneur versicherte. Er besieht die Feuerschlünde, die so gerichtet waren, daß sie die Umgebungen des Platzes bestreichen und Alles, was sich der Feste nähern würde, niederschmettern konnten.

Vierzig Schweizer und achtzig Invaliden waren unter den Waffen. Thuriot bat sie, so wie ihre Officiere, im Namen der Ehre und des Vaterlandes, sich nicht als Feinde der Nation zu zeigen.

Man verspricht ihm, keinen Gebrauch von den Waffen zu machen, wenn man nicht angreifen würde. Das Volk, das seinen Abgeordneten nicht wieder kommen sieht, und sich dessen langes Ausbleiben nicht erklären kann, wird unruhig und geräth in Wuth. Endlich zeigte er sich, und sucht die Menge zu be-

ruhigen, wovon endlich ein großer Theil abzieht. Nach einer halben Stunde kommt ein neuer Haufe und verlangt die Uebergabe der Bastille; der Gouverneur, immer noch auf den versprochenen Succurs hoffend, glaubt jeden Augenblick Truppen ankommen zu sehen, die sich durch das Volk einen Weg zu ihm bahnen würden, und suchte es durch Unterhandlungen hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, begeht aber dabei die Unvorsichtigkeit, oder vielmehr die unverzeihliche Dummheit, vierzig Mann, die sich für eine zweite Deputation ausgaben, in den ersten Hof über eine Zugbrücke einzulassen, die nur für einzelne Fußgänger bestimmt war. Sie verlangten nun die Auslieferung aller Waffen der Veste. Delaunay zaudert mit der Antwort; sie schöpfen Mißtrauen, ihre Anzahl mehrt sich jeden Augenblick durch Individuen, die mit großer Gefahr und Kühnheit über eine Mauer in den Hof geklettert waren, und einige unter ihnen hauen mit Beilen auf die Ketten der großen Zugbrücken ein; jetzt fällt die Brücke, auf welche die Menge eindringt, und zugleich auf eine zweite stürzt, die sie auf gleiche Weise öffnen will. Der Gouverneur befiehlt, Feuer auf sie zu geben, mehrere bleiben todt, die andern weichen einen Augenblick zurück, kommen aber bald im Sturmschritt wieder. Mehrere Stunden lang wendet man, unter dem unaufhörlichen Feuer der Garnison, alles an, die Ketten der zweiten Brücke zu zertrümmern. Das Volk wird ob dieser Gegenwehr immer wüthender, schreit: „Verräther und Mörder", versucht die Thore mit Aexten einzuschlagen und Feuer ins Wachthaus zu werfen; der Gouverneur läßt nun mit Kartätschen unter die dichten Haufen feuern, wodurch Viele theils todt, theils schwer verwundet niederstürzen; dieß entrüstet die Belagerer nur noch mehr, an deren Spitze der tapfere Elie und der kühne Hulie sich befanden und den Sturm leiteten. Das auf dem Rathhause versammelte Comite befindet sich in der

größten Verlegenheit; es schickt eine Deputation nach der andern ab, von der sich aber in dem ungeheuren Gedränge und Tumulte keine Gehör verschaffen und durchdringen kann, obgleich sie mit Fahnen und Trommelschlag, wie Parlamentaire, erschienen, Niemand wollte sie anhören. Der **Prevôt des marchands** hatte schon alles Zutrauen verloren, und sprach nur immer von Unterhandlungen, von Eröffnen der Laufgräben u. dergl.

Ein alter Mann schrie: „Was halten wir uns mit Menschen auf, bei denen wir nur die Zeit verlieren? kommt Kinder, in zwei Stunden ist die Bastille unser.“ —

Bereits eine Stunde währte das Gefecht, die Soldaten schossen von den Platteformen der Thürme auf das Volk, und schon thürmten sich Haufen von Leichen auf; doch kam eine größere Anzahl durch unglückliche Zufälle und die gränzenlose Unordnung, als durch die Kugeln um.

Jetzt erscheinen die französischen Garden, und nehmen die Gefahr des Angriffes auf sich, der bald eine andere Wendung nimmt.

Nach einigen kühnen Bemühungen fällt die Zugbrücke, die Garden dringen in den ersten Hof, das Volk stürzt wüthend nach. Während dessen hatte man einen Brief aufgefangen, in welchem Besenval an den Gouverneur schrieb, er sollte nur noch einige Zeit Widerstand leisten, denn er würde bald Hülfe erhalten. Dieser Brief wurde auf dem Rathhause laut vorgelesen.

Die erste Person, welche sich den Blicken der in den Hof Eingedrungenen darbietet, ist ein sehr schönes junges Mädchen; da ruft eine Stimme: „das ist des Gouverneurs Tochter! er übergebe die Burg oder wir verbrennen das Mädchen!“ Verblendete Wüthriche fallen schonungslos über sie her und wollen sogleich den abscheulichen Rath befolgen, ein gefüllter Strohsack soll zum Scheiterhaufen bei der schändlichen That dienen, aber

ein Grenadier der französischen Garde, Aubin Bonemern, springt herbei, rettet, doch nicht ohne die größte Gefahr, das unglückliche Schlachtopfer, bringt die Erschrockene in ein nah gelegenes Haus und kehrt zum Kampfe zurück. Sie war die Tochter des Herrn von Montigny, eines Offiziers der Garnison von der Bastille, der während der Belagerung getödtet.

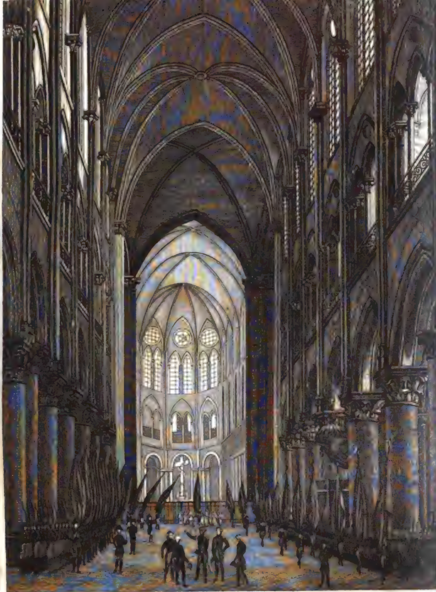
Delaunay, der nun keine Hülfe und Rettung mehr sieht, ergreift in seiner Verzweiflung eine brennende Lunte und will sich, das Schloß, die Besatzung und einen Theil der Stadt in die Luft sprengen; aber sie werden es gewahr; sie halten ihn davon ab, zwingen ihn zu capituliren, und stecken die weiße Fahne auf einem der Thürme auf, von dem sie zugleich Gewehre und Kanonen als Zeichen ihrer Unterwerfung herabstürzen. Die Belagerer hören aber nicht auf zu schreien: „Nieder mit den Brücken!“ Durch eine Schießscharte wird ein Zettel gesteckt, in welchem die Garnison sich zur Uebergabe erbietet, unter der Bedingung, daß man sie mit den kriegerischen Ehren abziehen lasse, und keinem der Vertheidiger der Bastille ein Leid zufügen wolle.

„Nichts da“, schreit die zügellose Menge. Der Officier, der den Zettel übergeben, schlägt vor, das Gewehr zu strecken, wenn man ihnen das Leben schenken wolle. „Laßt die Brücken nieder“, rufen ihm die Vordersten zu, „und es soll euch nichts geschehen.“ Jetzt wurden die Thore geöffnet und die Brücken niedergelassen. Die Menge dringt unaufhaltsam vor, und findet die Schweizer und Invaliden in eine Linie aufgestellt und die Waffen gestreckt. Die an der Spitze des eindringenden Haufens befindlichen Soldaten und Bürger wollen den Gouverneur und die Garnison retten, allein das, durch den letzten Widerstand, die vielen Todten und das sich unter ihm befindliche Gesindel bis zur Raserei gereizte Volk, nimmt keine Ver-

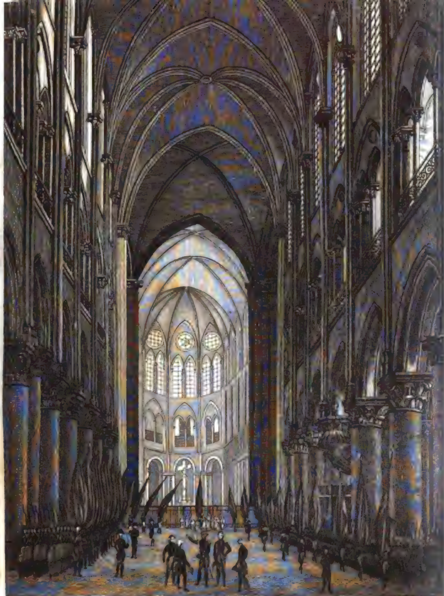
nunftgründe an; zwei Officiere sind die ersten Opfer seiner Wuth; bald darauf wird auch der Gouverneur Delaunay unter Beschimpfungen und Schlägen an eine Laterne gehängt. Die braven Gardisten Elie und Hulie hatten ihn, jedoch vergebens, bis auf das Aeußerste vertheidigt und es über sich genommen, ihn durch die Menge zu geleiten. Eben so wurden mehrere Schweizer und Invaliden ermordet. „Man liefere sie uns aus, sie haben auf ihre Mitbürger gefeuert, sie verdienen den Galgen" rief der erbitterte Haufen. Auch der Major der Bastille, Delosme, fiel unter den Streichen der Wüthenden. Das nun einmal zügellos gewordene Volk steckt die Köpfe der vier ermordeten Officiere auf Piquen und trägt sie im Triumph durch die Straßen, indem es „Freiheit! Freiheit! und Tod dem Despotismus" schreit. Zuschauer wiederholen das Wort „Freiheit", oder wenden das Gesicht von dem gräßlichen Schauspiel ab. Zwei andere Officiere der Bastille, Miray und Persan werden in den Straßen erschossen, den Garden aber gelang es, die Invaliden und Schweizer der Wuth des Volkes zu entziehen.



Notre-Dame.



Das Innere der Notre Dame
im Augenblick der Fahnenweihe den 12 Sept. 1789.



Das Innere der Notre Dame
im Augenblick der Fahnenweihe den 12 Sept. 1789.

Paris.

Die Kathedrale de Notre=Dame.

Diese Hauptkirche von Paris soll auf der Stelle stehen, wo ehedem, und zwar unter der Regierung des Tyrannen Tiberius, die Gallier einen, dem Jupiter, Vulkan, Castor und Pollux geweihten Altar hatten. Als die Pariser Heiden christliche Menschen wurden, stürzten sie diese Götzenbilder eben so um, wie in unsern Tagen ihre Könige. Valentin I baute auf den Trümmern dieser Tempel eine kleine, dem St. Stephan gewidmete und geweihte Kirche. Als diese unter Childebert I zu eng und zu klein für die vielen gläubigen Seelen wurde, baute derselbe, oder ließ vielmehr bauen, eine der Jungfrau geheiligte Hauptkirche, welche an die des Stephan stieß. Aber bald waren auch diese zu klein, und Robert, Hugo Capet's Sohn, ließ im Jahr 1010 die Grundmauern zu der jetzt stehenden Kathedrale legen, deren Bau aber erst im 14. Jahrhundert beendigt wurde; sie ist also die mühsame Frucht von drei Jahrhunderten Arbeit. Dieses merkwürdige Gebäude ist an jeder Seite mit einem 204 Fuß hohen Thurme geziert, in deren einem, eine 320 Centner schwere Glocke hängt. Diese

Kirche ist 390 Fuß lang und 144 Fuß breit. Das ganze Aeußere derselben ist mit Pyramiden, Obelisken und Figuren geziert. Im Innern tragen 120 Pfeiler das Gewölbe. Die sechs Arkaden des hohen Chores sind mit den geschmackvollsten Gittern versehen. Der in der Sakristei befindliche Schatz enthält die Insignien Karls des Großen, den Kaiserschmuck, der zur Krönung Napoleons diente, Reliquien, heilige Gefäße und prachtvolle Verzierungen.

Nicht weniger als 45 Seitenkapellen umgeben das Schiff dieser Kirche. Das Dach derselben ist mit 1236 Bleitafeln gedeckt, von denen eine zehn Fuß Länge und zwei Fuß Breite hat, und die ein ungeheures Gewicht haben. Die Seitendächer der Gallerien ꝛc. sind dabei nicht einbegriffen. Den 12. Sept. 1789 fand hier unter Lafayette's Anführung die feierliche Fahnenweihe der Nationalgarden Statt. Wir stellen das Innere der Frauenkirche in diesem Moment dar, da es der Architektur derselben keinen Nachtheil bringt.

Die Catacomben.

Diese Todtengewölbe gehören nicht nur zu den größten Merkwürdigkeiten von Paris, sondern der ganzen Welt; sie liegen im Süden der Hauptstadt, wo eine offene Treppe im Innern der Gebäude der Barriere l'Enfer, westlich von der Straße nach Orleans, zu ihnen führt. Diese Treppe geht acht Fuß in die Erde, dann folgt man eine Viertelstunde lang dem Kreuzwege, einer bald weitern bald engeren Gallerie. Die eigentlichen Catacomben bilden einen getrennten uud sorgfältig



Die Catacomben.

verschlossenen Umfang. Man durchwandelt im Innern lange, unzählbare Gänge und Säle mit Menschengebeinen ausgemauert. Die kraßen Todtenschädel und Schenkelbeine sind mit vieler Symmetrie aufgestellt und machen den Schmuck dieser Trauermauern aus. In einigen Sälen befinden sich Altäre aus Todtengebeinen mit Gyps zusammengefügt. Die Treppe zum Ausgange ist 18,000 Fuß von der Barriere, östlich von der Straße nach Orleans, die man unter der Erde durchkreuzt, entfernt. Ein anderer Weg geht unter der Seine durch. Ueberall sieht man Schädel in den meilenlangen, düstern Gewölben und Gängen.

Seit dem Jahr 1786 warf man in diese grauenvollen, damals geweihten Höhlen alle Gebeine, welche seit Jahrhunderten in den nun aufgehobenen Kirchhöfen und Kirchen der Stadt aufbewahrt worden waren. Die Ueberbleibsel von mehr denn zehn Generationen sind hier an- und aufgehäuft, und man hält diese unterirdische, leblose Bevölkerung für zehnmal zahlreicher als die lebende oberirdische. Auf der engen dunkeln Treppe, welche in diese düsteren Höhlen des Todes führet, kann nur einer nach dem andern, von dem matten Schein einer Fackel erleuchtet, wandern. Wenn man 90 Fuß hinabgestiegen ist, kömmt man an eine Gallerie, wo zwei nebeneinander gehen können. Rechts und links öffnen sich Gänge, welche unter die Ebene von Montrouge und gegen die Vorstädte St. Jacque und St. Germain führen. Um sich in diesem unermeßlichen Labyrinth von Todtengebeinen finden zu können, hat man an den Gewölben der ganzen Länge nach eine dicke schwarze Linie gezogen, welche den verirrten Wanderern in diesen Schauerhöhlen statt eines ariadnischen Fadens dienen und ihn zurechtweisen können. Einige schreckbar hervorstehende Felsen unter-

brechen hier und da in langen Zwischenräumen den einförmigen Anblick dieses ungeheuren Magazins von Menschenknochen. Eine Ruine, welche zu gleicher Zeit die furchtbarste und romantischste Ansicht gewährt, besteht aus herabhängenden Felsen, die, wie es scheint, der leiseste Windeshauch umzustürzen droht. Dieses gräßliche Spiel der Natur haben schon mehrere Dekorationsmaler studirt und benutzt; auch haben in früheren Zeiten schon mehrmals Personen durch Einsturz von Felsenmassen hier ihr Leben eingebüßt, unter ihnen der Soldat, der 1756 unter Richelieu die Expedition nach Minorka mitmachte und später um geringen Taglohn hier arbeitete, und während seiner Feierstunden den Plan des Hafens von Mahon en relief verfertigte, und dabei das Opfer seiner genialen Arbeit wurde. Die Gallerie, in welcher man diese Arbeit, nicht sowohl wegen ihrer Kunst, als wegen der unendlichen Mühe, Geduld und Geschicklichkeit, die sie erforderte, bewundert, heißt noch die Gallerie **Port-Mahon.**

Wenn man bis an eine Art Vorhalle gekommen ist, so erblickt man im Hintergrunde derselben eine schwarze Thüre zwischen zwei Pilastern, über welche geschrieben steht: **Has ultra metas requiescunt beatum spem expectantes.** (Jenseits dieser traurigen Grenze ruhen die, welche die ewige Glückseligkeit erwarten.) — Jetzt dreht sich die schwere Thüre knarrend in ihren Angeln, und ein unwillkürlicher Schauer überfällt den so leicht gebrechlichen Sterblichen bei dem ersten Schritt in das unermeßliche Reich der Todten. Die Millionen, deren Gebeine hier ruhen, verlebten schnell ihre Tage auf der rauschenden Oberfläche von Frankreichs Hauptstadt. Niemand weiß mehr von ihnen was zu sagen; friedlich unter einander liegen hier die Schädel, in welchen einst weltumstürzende Pläne reiften, die

Geist, Talente, Tapferkeit und Genie zu rühmlichen und nichtswürdigen Thaten trieben, so wie die der gemeinen Taschendiebe, Gauner und Hallunken aller Art. Der vornehme Reiche, der nur in Seide, Sammt, Gold und Purpur gekleidet ging und nur von Silber und Gold die Leckerbissen aller Welttheile schmausete, liegt hier friedfertig und ohne Spur von Hochmuth unter einem Haufen von Armen und Bettlern, die zur selben Zeit in Lumpen gehüllt, ihre Blößen nicht bedecken konnten, von Unrath und Ungeziefer aufgezehrt wurden und an verschimmelten Brodrinden nagten. In diesem dunklen Ozean von Gebeinen steht unser aller Schicksal mit hellflammenden Worten geschrieben, und wer ihn durchwandert, muß unwillkürlich sagen: das ist das Loos, was dich erwartet nach einem kurzen, kurzen Leben. Auch der hochmüthigste und reichste Stockfisch muß hier seine große Dummheit erkennen lernen. Hier, wo man die Reste der großen Gelehrten und Weisen, der Helden, Prinzen und Könige, nachdem man sie aus ihren marmornen und silbernen Sarkophagen gerissen, mit denen ohne Unterschied durcheinander geworfen, welche von den Bettlern herrühren, deren Leichname man kaum in einen Lumpen gehüllt, in die nackte Erde vergrub, oder höchstens mit einigen tannenen Brettern umhüllte. O vanitas vanitatum. — Fürsten- und Bettlerschädel sind hier in ein und dasselbe Mosaik durcheinander verwendet worden, welche die ungeheure Höhle auf das monotonste verzieren. Hier und da zeigen sehr einsylbige Inschriften an, aus welchen Gottesäckern und Kirchen die Gebeine genommen wurden; auch auf religiöse, mitunter erhabene Inschriften stößt man. So düster, ernst und traurig mahnend aber auch dieser Ort seyn mag, so treibt doch nicht selten auch Frivolität, Rohheit und ganz gemeine Brutalität hier ihren geistlosen Spott, nachdem der erste Schauder vorüber ist, und selbst die strengste

Aufsicht kann es nicht verhüten, daß nicht erbärmliche Zweideutigkeiten ꝛc. an die Wände oder auch auf die Schädel gekritzelt werden. Eine kleine Kapelle mit einem Altar, welche in einem Winkel dieser Gewölbe liegt, scheint zuerst einigen frommen Seelen religiösen Trost zu gewähren, doch man tritt näher und liest auf einem Granitstein die Schreckensworte: „Der 2. September 1792. *) —

Hat man die endlos scheinenden Gänge, diese unterirdischen Gewölbe durchwandelt, so kommt man 300 Toisen östlich von der Landstraße, die nach Orleans führt, an eine Treppe, die wieder an das Tageslicht zu den Lebenden der Oberwelt führt, deren bunt-tolles Treiben man in den ersten Stunden kaum fassen kann, und durchdrungen von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen, sich in ein großes Tollhaus versetzt glaubt, wenigstens ging es dem Verfasser dieses so.

Die Börse.

Zu diesem prächtigen Tempel des Handelsgottes Merkur, der, wie bekannt, auch der Gott des heillosen Diebsgesindels ist, wurde der Grundstein unter Napoleon, den 24. März 1808 gelegt. Er steht auf dem Platz, wo ehemals das Kloster der frommen Nonnen von St. Thomas war. Dieses Gebäude dient sowohl zu den Versammlungen der Handelsleute, als auch zugleich zu den Sitzungen des Handelsgerichts. Es bildet ein Parallelogram von 69 Meters Länge (212 Fuß) und 41

*) Der Tag, wo die besoldeten Bluthunde der Jakobiner die wehrlosen Gefangenen in Paris metzelten.


BOURSE ET TRIBUNAL DE COMMERCE

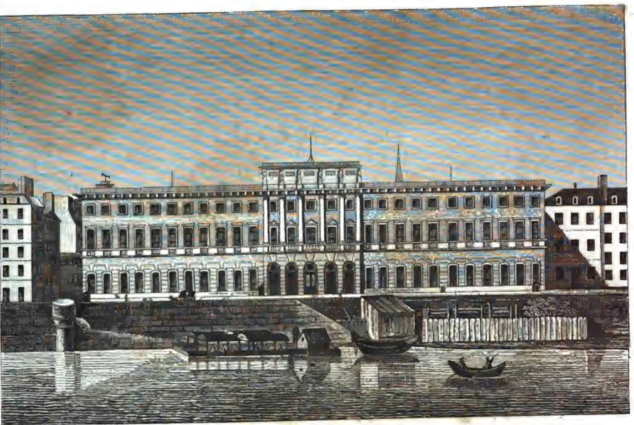
Metres (126 Fuß) Breite, und ist mit einer schönen Kolonade von 66 Säulen umgeben. Eine große Vorhalle führt rechts zu den Privatsälen der Wechselsensale und Makler, eine andere links zu dem Handelstribunal. Der eigentliche Börsensaal ist gleicher Erde im Mittelpunkt des Gebäudes; er hat 38 Metres (116 Fuß) Länge und 25 Metres (76 Fuß) Breite. Ganz bequem haben 2000 Personen Raum genug in demselben, und das Licht fällt von oben herab. Noch bevor das schöne Gebäude ganz vollendet war, starb (1813) der Baumeister Bronguiart. Der Leichenzug desselben kam an dem von ihm geschaffenen Werke vorbei und machte Halt daselbst, in dem Augenblicke verließen alle die zahlreichen Arbeiter aller Art die Gerüste und stellten sich reihenweise mit entblößten Häuptern vor die Fronte des Gebäudes, wo der Zug hielt, in ehrfurchtsvoller Stille auf, und erwiesen so ihrem verblichenen Meister und dessen Talent ehrerbietig ihre Achtung. Gewiß ehrenvoller als die nichtssagenden Ehrenbezeigungen von tausend abgerichteten Maschinenmenschen. Der Architekt Labarre vollendete das Werk.

Die Münze.

Zu dieser schönsten Zierde an den Ufern der Seine wurde am 30. Mai 1771 der Grundstein im Namen Ludwigs XV durch einen Abbé Terrai gelegt. Dieser faule König ließ fast alles in seinem Namen thun. Aber der talentvolle Baumeister des herrlichen Gebäudes war Antoine. Es wurde auf der Stelle errichtet, wo das ehemalige Hotel Conti gestanden hatte,

das seinerseits schon den Raum, auf welchem das Hotel Nesle gestanden, benutzt hatte. Der mittlere Theil der Façade hat 6 schöne jonische Säulen. Vor dem Attikus des Vorbaues befinden sich 6 schöne Bildsäulen, das Gesetz, die Klugheit, die Stärke, den Handel, den Ueberfluß und den Frieden darstellend. Eine Gallerie umläuft den ganzen großen Hof. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußeren vollkommen, und enthält außer den verschiedenen Werkstätten und Arbeitssälen alle Bureaus und Comptoirs der Verwaltung, so wie die Wohnungen der Direktoren und vornehmsten Verwalter.

Die ersten Louisd'ors wurden im Jahr 1640 noch in dem früheren Münzgebäude geschlagen, das in der Straße stand, die jetzt noch die alte Münzstraße genannt wird. Claude von Bouillon war damals Oberintendant der Münze. Als die ersten Goldludwige fertig waren, lud er mehrere der vornehmsten Höflinge zu Tische ein, und ließ zum Nachtisch drei Becken mit diesen neuen Goldstücken serviren, indem er seine Gäste höflich (er hätte es auch grob thun dürfen) ersuchte, so viel davon zu nehmen, als ihnen gefällig wäre. In einem Nu waren die drei Becken leer, und die Gäste, vor Freude ausser sich, liefen mit solcher Eile zu Fuß davon, daß sie ihre Kutschen vergaßen, die ihnen nun leer folgten. Zwei, welche die Einladung abgesagt hatten, wollten sich vor Verdruß ins Wasser stürzen. Man sieht, die Höflinge waren zu allen Zeiten dieselben, mit dem Unterschied, daß wenn sie jetzt auch ganze Goldhaufen aus den Schätzen der Völker erhalten, sie deßhalb doch ihre Kutschen nicht mehr im Stiche lassen.



Die Münze.

T

D

den Z

erhielt

schränk

römisc

und

und

seine

Fuß

eine

Fu

Ar

S

G

Der Platz Ludwig XV mit dem Garde Meuble.

Dieser Platz, der größte zu Paris, wurde 1763 nach den Zeichnungen Gabriels angelegt und 1772 vollendet, und erhielt seinen Namen von einer Reiterstatue, welche den beschränkten Wüstling Ludwig XV, mit Lorbeern gekrönt, in römischer Tracht, aber nach der damaligen Mode schön frisirt und gelockt, darstellte. Dieser Platz liegt zwischen den Tuilerien und den elisäischen Feldern; sechs Zugänge führen zu demselben, seine Länge ist nahe an 800 und seine Breite weit über 600 Fuß. Dieser Platz erhielt durch die Hinrichtung Ludwig XVI eine große historische Wichtigkeit, und war dem unglücklichen Fürsten schon als Dauphin bei seiner Vermählung mit Marie Antoinette von sehr unheilverkündender Vorbedeutung. Die Stadt Paris gab nämlich am 30. Mai 1770 ein Fest zu Ehren der Neuvermählten. Ein Feuerwerk sollte auf dem weitläufigen Platze Ludwig XV abgebrannt werden, wo seit kurzem die Bildsäule dieses Monarchen errichtet worden war. Man arbeitete noch an der Vollendung der Rue royale, welche von diesem Platze auf das Boulevard führt, sie war mit Baumaterialien belegt; unausgefüllte Gruben machten die Passage schwierig. Eine unermeßliche Anzahl Wagen waren in großer Unordnung an dem Quai aufgefahren, und hatten den bequemsten Ausgang dieses Platzes versperrt. Einige Patrouillen, die sich in der Menge verloren, waren bei weitem nicht hinreichend, um die Ordnung zu erhalten und Unfälle zu verhüten. Das Feuerwerk entsprach den Erwartungen nicht, welche sich die Tausende von Zuschauern davon gemacht hatten. Noch ehe das Raketen-Bouquet abgefeuert wurde, verbrannten mehrere Verzierungen von Holz. Zuerst bewunderte man dieses Feuer, indem man glaubte, daß es absichtlich angezündet sey, um dem

Ganzen mehr Wirkung zu geben. Als man aber dessen schnelle Ausbreitung wahrnahm, verwandelte sich die Bewunderung bald in Schrecken, und Jeder suchte sich so schnell wie möglich zu entfernen. Die Fußgänger verließen den Quai, weil sie fürchten mußten von den Wagen und Pferden zermalmt zu werden, und eilten alle nach der Rue royale zu. Schon war die Unordnung sehr groß, als Taschendiebe und Spitzbuben dieselbe durch ihr Geschrei und Gedränge noch zu mehren suchten, um diejenigen bestehlen zu können, an welche sie sich drückten und die sie herumstießen. Kein Mensch konnte sich aus diesem Gedränge herausfinden, das fast eben so gefährlich als auf einem Schlachtfeld wurde. Schrecklich war die Lage derjenigen, welche Weiber oder Kinder bei sich hatten. Eine gute halbe Stunde dauerte dieser Zustand, in dem man erdrückt, zerschlagen, zertreten oder verwundet wurde. Endlich gab es Luft, aber 133 Todte, und eine weit größere Anzahl Verwundeter blieben auf dem Platze liegen. Die Zahl der Schlachtopfer dieses Tages, denn auch an andern Orten, namentlich an dem Quai der Tuilerien, fanden noch dergleichen Unfälle statt, gab man auf 1200 an. Welche schreckliche Nacht für die Bewohner der Hauptstadt. 24 Stunden eines wüthenden Bürgerkrieges würden nicht mehr Schaden und Unglück angerichtet haben. Viele Personen, welche dem Tode zwar entgingen, waren so zerdrückt worden, daß sie unaufhörliches Blutspeien bekamen. In Todesangst schwebten diejenigen, welche theure Personen vermißten: Schrecken und Verzweiflung auf dem Gesichte, eilten sie auf den Wahlplatz, die Leichname der Erdrückten zu erkennen, unter denen man auch viele von den Dieben und Spitzbuben fand, welche das Meiste zu der allgemeinen Verwirrung beigetragen hatten; ein schlechter Trost für den ungeheuern Verlust, den so manche brave Familie erlitten hatte.

Man schrie und schimpfte über die Regierung, welche so schlechte Maaßregeln zur Verhinderung eines solchen Unglücks getroffen hatte, und glaubte in Jedem, der ein Amt bekleidete, einen Mitschuldigen zu erblicken. Das Parlament machte bekannt, daß es dem Publikum Genugthuung verschaffen werde; es ließ Erkundigungen einziehen und Untersuchungen anstellen. Aber der Schuldigen fanden sich zu viele und zu bedeutende vor, und — Niemand wurde gestraft oder zur Verantwortung gezogen. Der alte, von Wollust abgestumpfte König, bekümmerte sich um nichts, man verschwieg ihm die Zahl der Umgekommenen und er ließ sich gern hintergehen; desto mehr aber ging dem jungen Dauphin dieß schreckliche Ereigniß zu Herzen; vergebens suchte man ihn davon abzubringen, er erkundigte sich nach den kleinsten Details, und seine junge Gattin schwamm in Thränen. Beide überschickten ihre Einkünfte von einem ganzen Jahre, mit einem rührenden Schreiben begleitet, dem Stadtmagistrate, und ersuchten denselben, die unglücklichsten Familien damit zu unterstützen.

Den **11.** August **1792** wurde der steinerne Ludwig **XV** mit den andern Monumenten der Art zu Paris umgestürzt; ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung hatte ihre Zerstörung befohlen. Einige Monate darauf wurde an die Stelle der umgeworfenen Bildsäule eine kolossale Figur, die Freiheit vorstellend, errichtet und der Platz Revolutionsplatz getauft. Diese blieb bis zum **20** März **1800** stehen, wo sie der Consul Bonaparte mit noch andern Denkmälern der Freiheit unter dem Vorwand wegnehmen ließ, daß an ihre Stellen, so wie in allen Departementen Frankreichs, eine große Siegessäule der Freiheit der Nation errichtet werden sollte; es wurde sogar der Grundstein derselben durch Lucian Bounaparte gelegt, die Säule

selbst aber sah man nur auf gemalter Leinwand eine kurze Zeit, und Bonaparte ward Kaiser. Damals wurde der Platz de la Concorde (der Einigkeit) genannt, weil sich auf der gemalten Säule, die um ein Gebälk genagelt war, alle Departemente, allegorisch dargestellt, die Hände reichten. Die Idee war nicht übel, aber auf Leinwand wenig haltbar, so wenig wie Napoleons Kaiserreich. Unter der Schreckensregierung der Blutmenschen fielen hier unzählige Opfer, oft die rechtlichsten, freisinnigsten, ganz unschuldigen Bürger. Den 21. Januar wurde auch hier Ludwig XVI enthauptet, wo seine Vermählung so vielen Menschen das Leben gekostet hatte. Es ist hier an seinem Ort, die letzten Augenblicke des hingerichteten Königs unsern Lesern mitzutheilen. Derselbe war durch Stimmenmehrheit der Conventsmitglieder zum Tode verurtheilt, und es handelte sich nur noch darum, ob die Hinrichtung aufgeschoben werden solle, oder nicht. In der Sitzung vom 19. Januar sprach Marat zuerst hierüber und bestand auf der Nothwendigkeit der schleunigen Vollziehung des Todesurtheils. Buzot, Casaneuve, Thomas Paine und Brissot sprachen für den Aufschub; Thuriot, Couthon, Guffroi, Barbaroux und Barrere für die schleunige Hinrichtung. Buzot sagte gerade heraus: er wisse wohl, daß nur die Parthei des Herzogs von Orleans die Hinrichtung so sehr zu beschleunigen suche. „Man verjage", sprach er, „den Orleans und seine Söhne, dann hört sogleich aller Zwist unter uns auf."

Endlich wurde zum namentlichen Aufruf über die Frage geschritten: ob die Hinrichtung Ludwig Capets aufgeschoben werden solle oder nicht? Nach Endigung derselben fand sich, daß unter 690 anwesenden Mitgliedern 310 für den Aufschub, und 380 gegen denselben gestimmt hatten; demnach war be-

schlossen, daß die Hinrichtung unverzüglich und ohne Aufschub vorzunehmen sey.

Die Versammlung faßte folgenden Beschluß:

1) Der Nationalconvent erklärte Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, einer Verschwörung gegen die Freiheit der Nation, und eines frevelhaften Angriffes der Sicherheit des Staates schuldig.

2) Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleide.

3) Der Nationalconvent erklärt die von den Vertheidigern Ludwig Capets vor die Schranken gebrachte Schrift, worin er von dem durch den Convent gegen ihn ausgesprochenen Urtheilsspruche an die Nation appellirt, für nichtig. Er verbietet, daß irgend Jemand darauf Rücksicht nehme, bei Strafe, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit der Republik angeklagt und bestraft zu werden.

Ferner wurde auf Cambaceres Vorschlag beschlossen:

„Daß sogleich dem vollziehenden Staatsrathe eine Abschrift des Beschlusses, vermöge dessen Ludwig Capet zum Tode verurtheilt werde, zugesandt werden solle; daß der vollziehende Staatsrath den Auftrag erhalte, Ludwig Capet den Beschluß bekannt zu machen, denselben innerhalb 24 Stunden nach der Bekanntmachung vollziehen zu lassen, und wegen dieser Vollziehung solche Maaßregeln der Sicherheit und der Polizei zu nehmen, die ihm nöthig scheinen möchten. Dem Maire und den Bürgerräthen der Stadt Paris soll befohlen seyn, Ludwig die Freiheit zu lassen, Umgang mit seiner Familie zu haben und diejenigen Geistlichen zu sich zu berufen, welche er in seinen letzten Augenblicken zu sprechen wünsche.

Am 20. Januar, um 3 Uhr des Morgens wurde die Sitzung aufgehoben.

Der Staatsrath bekümmerte sich wenig um das Schicksal des Königs. Lebrun und Garat bedauerten, daß dieser Prozeß angefangen worden und schienen sich vor dem Ausgange zu fürchten. Roland schien zu bedauern, daß er durch seine Anklagen die erste Ursache dieses Prozesses geworden war. Claviere freute sich über die Wendung, welche der Prozeß nahm, denn er hatte einen persönlichen Haß gegen den König. Monge gab sich große Mühe die Anzahl der Feinde des Königs zu vermehren, und war ein erklärter Vertheidiger des Königsmordes. Pache war ein wüthender Feind des Königs. Er trieb seinen Haß gegen denselben so weit, daß seine Frau und seine Tochter auf seinen Befehl in die Kasernen der Marseiller und Föderirten von Stube zu Stube gehen, sich den Soldaten anbieten, und die Lüste derselben stillen mußten, unter der Bedingung, daß diese Soldaten den Kopf des Königs verlangen sollten. Grouvelle behauptete, daß die Würde der Republik diese Bestrafung des Königs erfordere.

Die Girondisten waren größtentheils der Meinung, daß man den Prozeß des Königs gar nicht hätte anfangen sollen, und sie stimmten meistens deßwegen für das Todesurtheil, weil sie wußten, daß sonst die Maratisten einen Aufstand erregen, und während desselben die königliche Familie im Tempel ermorden würden. Sie gestanden es offenherzig, daß dieß der Grund wäre, warum sie für den Tod des Königs gestimmt hätten. Da sie einsahen, daß sie ihn doch nicht zu retten vermochten, so wollten sie lieber, daß er durch das Schwert der Gerechtigkeit, als unter den Dolchen der Mörder falle.

Am Vormittage des 20. Januars versammelte sich der

Staatsrath. Der Justizminister Garat hatte in demselben den Vorsitz. Nach geendigter Berathschlagung begaben sich Garat, Roland, Grouvelle, der Maire und zwei Aufseher der Abtheilung von Paris, nach dem Tempel in das Gefängniß des Königs. Um 2 Uhr Nachmittags langten sie daselbst an. Garat, welcher dem König das Todesurtheil vorlesen sollte, war höchst erschüttert. Er stammelte und konnte nicht zum Worte kommen, Der König sah ihn mit unerschrockner Miene an. Er wußte schon, daß er zum Tode verurtheilt war, denn am Abend des 18. hatte bereits Malesherbes ihn mit den Worten angeredet: „Fürst, Sie haben Muth, ich darf Ihnen also nicht verhehlen, daß Sie zum Tode verurtheilt sind;" worauf der König antwortete: „Recht gut, so bin ich nicht länger in Ungewißheit."

Endlich sprach Garat leise und stammelnd: „Ludwig! Der vollziehende Staatsrath hat Befehl, Ihnen den gestrigen Beschluß des Nationalconvents bekannt zu machen." Der Sekretär Grouvelle las den Beschluß ab. Der König stand während der ganzen Zeit der Vorlesung ruhig vor dem Sekretär und hörte geduldig zu, ohne zu klagen. Nur bei dem Eingange als Grouvelle las: „Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, einer Verschörung gegen die Freiheit der Nation und eines frevelhaften Angriffs der Sicherheit des Staates schuldig," sagte der König mit gerührter Stimme: „einer Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und eines frevelhaften Angriffs der Sicherheit des Staates?" — Bald nachher setzte er hinzu: „man hat Unrecht, mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint und aufrichtig das Wohl meiner Mitbürger zu befördern gesucht."

Nachdem Grouvelle mit dem Vorlesen fertig war, zog der König eine Schrift aus der Tasche, sagte, was sie enthalte,

und ersuchte Garat, dieselbe dem vollziehenden Staatsrathe einzuhändigen. Garat erwiederte, es komme dem Staatsrathe nicht zu, über die Forderungen des Königs zu entscheiden, er werde aber unverzüglich diese Schrift dem Convente vorlegen, welche einige in derselben enthaltene Punkte bereits genehmigt habe. Nachher entließ der König diese Todtesboten mit so viel Anstand und Würde, daß selbst Garat, ein Werkzeug der Feinde des Königs, nicht ohne Rührung diesen Auftritt in der Folge zu erzählen vermochte.

Noch verlangte der König, daß man ihm erlauben möchte, seinen Beichtvater, einen irländischen Priester, Namens Edgeworth, zu sprechen.

Die Schrift, welche der König übergeben hatte, war folgenden Inhalts:

„Ich verlange einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, in der Gegenwart Gottes zu erscheinen. Ich verlange zu diesem Ende, daß es mir erlaubt sey, Denjenigen, dessen Namen ich den Mitgliedern des Bürgerrathes anzeigen werde, frei zu sprechen, wie auch, daß derselbe wegen des Liebesdienstes, den er mir erzeigen wird, ganz außer Furcht und Besorgniß gesetzt werde. Ich verlange von der unaufhörlichen Aufsicht, welche der Bürgerrath seit einigen Tagen über mich ausübt, befreit zu werden. Ich verlange während dieser Zeit, so oft ich es nöthig finde, mit meiner Familie, und zwar ohne Zeugen, mich unterhalten zu können. Ich wünsche sehr, daß sich der Nationalconvent sogleich mit dem Schicksale meiner Familie beschäftigen und derselben erlauben möchte, sich frei und auf eine schickliche Weise an denjenigen Ort zu begeben, den sie wählen würde. Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle diejenigen Personen an, die in meinem Dienste waren. Es

sind viele darunter, deren ganzer Reichthum in ihrer Stelle bestand, und die jetzt, da sie keinen Gehalt mehr bekommen, in Dürftigkeit seyn müssen — vorzüglich diejenigen, die bloß von ihrem Gehalt lebten. Unter denen, die eine Pension erhielten, befinden sich viele Greise, Weiber und Kinder, welche nur von ihrer Pension lebten.

Geschrieben in dem Thurme des Tempels,
am 20. Januar 1793.

Der Convent beschloß: „Daß es dem Könige frei stehe, denjenigen Geistlichen zu sich kommen zu lassen, den er verlangen würde, und mit seiner Familie ohne Zeugen sich zu unterhalten; auch sollte der Staatsrath ihm zu wissen thun, daß die Nation, welche jederzeit großmüthig und gerecht handle, sich seiner Familie annehmen werde.“ Die Bitte, welche die Personen in seinem Dienste betraf, wurde, so wie die Bitte, die Hinrichtnng noch drei Tage lang aufzuschieben, verweigert.

Der Minister kam in den Tempel zurück, und berichtete dem Könige, daß der Convent die meisten seiner Forderungen gewähre; er setzte aber hinzu, die Bitte, um Aufschub der Hinrichtung, ist nicht bewilligt. „Nun so muß ich mich darein ergeben,“ erwiederte der König.

Nachdem der Justizminister weggegangen war, gab der König einem Commissär des Bürgerrathes einen Brief an Edgeworth, den er in seinen letzten Augenblicken um sich zu haben wünschte.

Der Vater Edgeworths war ein protestantischer Prediger aus einem guten irländischen Hause. Er ging zur römisch-katholischen Kirche über, und ließ sich in Frankreich nieder, wo

er seinen Sohn selbst zum römisch-katholischen Priester erzog. Dieser empfahl sich so sehr durch sein gutes Betragen und seinen vortrefflichen Charakter, daß ihn die Prinzessin Elisabeth zu ihrem Beichtvater wählte. Dadurch lernte ihn der König kennen und hochschätzen.

Drei von dem Bürgerrathe abgesandte Soldaten überbrachten Edgeworth den Brief des Königs. Der Brief enthielt die Bitte um geistlichen Beistand, mit dem Ansuchen an Edgeworth, daß er, wenn er entweder aus Furcht vor den Folgen oder aus anderen Ursachen, nicht geneigt wäre, diese Bitte zu erfüllen, sich bemühen möchte, einen andern, weniger bedenklichen Geistlichen aufzusuchen.

Edgeworth antwortete den Soldaten, er werde ihnen sogleich nach dem Tempel folgen. Seine Mutter und Schwester wohnten damals in der Nachbarschaft von Paris. Er ersuchte die Frau von Argbuge, in deren Hause er sich aufhielt, seine Verwandten von dem Vorgange nichts wissen zu lassen, denn er sah, daß diese Dame selbst sehr erschrocken war, und befürchtete, sie möchte jene mit ihrer Besorgniß anstecken.

Zuerst wurde Edgeworth vor die im Tempel sitzenden Commissarien geführt und nachher zu dem Könige. Gleich bei seinem Eintritte in das Zimmer des Königs, äußerte er so viel Ehrerbietung und Rührung, daß der unglückliche Fürst dadurch ganz erschüttert in Thränen ausbrach, und einige Augenblicke nichts vorbringen vermochte.

Endlich sagte er: „Verzeihen Sie mir, Herr Edgeworth, ich bin seit einiger Zeit der Gesellschaft von Männern Ihrer Art ganz ungewohnt."

Nachdem der König einige Zeit lang mit seinem Beichtvater allein gewesen war, glaubte er Stärke genug gefaßt zu haben, um eine Zusammenkunft mit seiner Familie ertragen zu können. Die Königin, die Prinzessin Elisabeth, der Kronprinz und die Kronprinzessin wurden in sein Zimmer geführt. — Kein Trauerspieldichter hat jemals einen ähnlichen Auftritt gemalt, als der hier wirklich Statt fand. Die handelnden Personen, welche vor Kurzem noch in der glänzendsten Lage der Welt sich befanden, waren jetzt vom Gipfel des Glückes in den tiefsten Abgrund des menschlichen Jammers hinabgestürzt.

Der König war freilich zuweilen unaussprechlich erschüttert, dennoch behielt er seine Fassung bis zum letzten Augenblicke. Bei dem Abschiede äußerte die Prinzessin Elisabeth: sie hoffe ihn am folgenden Morgen wieder zu sehen. Der König ließ ihr diese Hoffnung. Die Königin war taub gegen alle Worte des Trostes. Durch keine Rücksicht ließ sie sich abhalten, ihren Unwillen gegen die Feinde ihres Gemahls in den heftigsten Ausdrücken zu zeigen. Sie zerschlug sich ihre Brust, zerraufte sich die Haare, wälzte sich auf der Erde, und brach in ein fürchterliches Aechzen und in ein Jammergeschrei aus, welches sogar das felsenharte Herz der vor dem Zimmer lauernden Jakobiner zu erweichen vermochte.

Nachdem sich die Familie entfernt hatte, stand der König eine Zeit lang sprachlos und sah starr auf den Boden. Endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: „das war ein schrecklicher Augenblick.“ Bald nachher erkundigte er sich mit vieler Theilnahme bei Edgeworth nach dem Schicksale verschiedener Personen, die er für seine Freunde hielt, und nach verschiedenen Geistlichen, die man grausam verfolgt hatte. Er freute sich zu

hören, daß viele derselben nach England entkommen wären und daselbst eine günstige Aufnahme gefunden hätten. Edgeworth bewog den König, sich einige Stunden niederzulegen.

Am 21. Januar, Morgens um fünf Uhr, stand der König auf und verlangte die Messe zu hören. Edgeworth berichtete den im Tempel befindlichen Commissären das Verlangen des Königs. Sie machten Einwürfe dagegen. Edgeworth hob aber dieselben, indem er sagte: man könne den dazu nöthigen geistlichen Schmuck, so wie alles andere, was die Feierlichkeit erfordere, aus einer benachbarten Kirche entlehnen. Hierauf bemerkte Einer von den Commissären, man habe Beispiele von Leuten, die durch das Nachtmahl vergiftet worden seyen. Diesem Vorwurf setzte Edgeworth weiter nichts, als die ruhige Antwort entgegen, daß die Commissäre die Hostie selbst besorgen möchten.

Alles Erforderliche wurde endlich herbeigeschafft. Edgeworth las die Messe und reichte dem Könige das Nachtmahl. Dann erinnerte er den König, daß seine Familie, ehe er den Tempel verlasse, ihn zu sehen erwarte. Der König befürchtete aber, er möchte nicht standhaft genug seyn, eine zweite Zusammenkunft zu ertragen. Außerdem wünschte er, den Seinigen die Todesangst eines solchen Auftritts zu ersparen.

Um halb neun Uhr kam Santerre und berichtete dem Könige, daß er Befehl habe, ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Nun blieb der König noch drei Minuten mit seinem Beichtvater allein, dann trat er in das Vorzimmer, woselbst Santerre zurückgeblieben war, und sagte: „wir können gehen, ich bin bereit.“ Indem er die Treppe herunter und in den

Hof hinabstieg, ersuchte er die Commissäre, gewisse Personen, die sich in seinem Dienste befanden, dem Bürgerrathe zu empfehlen. Hierauf wollte er von Herrn Edgeworth Abschied nehmen, weil er nicht erwartete, daß ihn dieser weiter als bis hierher begleiten würde. Edgeworth sagte: „Mein Beistand ist noch nicht zu Ende.“ — „Was?“ erwiederte der König, „Sie wollen mich noch weiter begleiten?“ — „Ja“, sagte der Beichtvater, „bis ans Ende.“

Nun ging der König mit festen Schritten über den Hofplatz und stieg in die Kutsche des Maire. Sein Beichtvater saß ihm zur Seite. Auf dem Vordersitze befanden sich Gensd'armerie-Offiziere. Ein Mitglied des Bürgerrathes und zwei Offiziere der Bürgermiliz folgten in einem andern Wagen.

Auf dem Wege von dem Tempel nach dem Revolutionsplatze (dem Platze Ludwigs XV) betete der König Todesgebete. Sein ganzes Betragen zeigte christliche Ergebenheit in ein unvermeidliches Schicksal.

Als der Wagen bei dem Blutgerüste, welches an dem Fußgestelle der am 10. August zertrümmerten Bildsäule Ludwigs XV errichtet wurde, angekommen war, und still hielt, sagte der König: „Jetzt sind wir da.“ Hierauf bestieg er mit festem Schritte das Blutgerüst und betrachtete einige Augenblicke die unzählbare Menge des Volkes. Dann kehrte er sich mit einem tiefen Seufzer gegen den Palast der Tuillerien, und sah stillschweigend nach seiner vormaligen königlichen Wohnung, in deren Angesicht man auf eine gransame Weise das Blutgerüste aufgestellt hatte. Der Platz war außer einer unermeßlichen Menge von Zuschauern mit fünfzehn bis zwanzigtausend 'bewaffneten Bürgersoldaten besetzt. Zunächst um das Blutgerüst stellte sich

ein beträchtliches Corps Reiterei unter Anführung Santerre's auf. In einiger Entfernung standen mehrere mit Kartätschen geladene Kanonen gegen das Schaffot gerichtet. Der König trug einen bräunlichen Ueberrock und darunter ein dunkleres Kleid. Drei Henkersknechte packten ihn und wollten ihm seinen Ueberrock und sein Kleid ausziehen; er aber stieß sie zurück und entkleidete sich selbst. Hierauf legten sie ihm ein weißes Kamisol an, welches den Hals frei ließ. Dann schnitten sie ihm die Haare ab. Als sich der eine der Henker mit dem Stricke näherte, um dem Könige die Hände auf den Rücken zu binden, äußerte der König abermals Unwillen und widersetzte sich dem Binden. Als ihn aber Edgeworth erinnerte, daß der Erlöser der Menschen sich habe die Arme binden lassen, wurde der König nachgiebig, und ließ sich ohne Widerstand binden.

So stand nun der gute König gebunden auf dem Blutgerüste. Er betrachtete die schreckliche Todesmaschine aufmerksam, und trat zwei Schritte bei derselben vorbei auf den Rand des Schaffots, in der Absicht zu sprechen, wie man aus einer Bewegung seines Kopfes schließen konnte. Sogleich verstummte die Musik, und der König sagte mit lauter Stimme: Franzosen! Ich sterbe unschuldig. Ich vergebe allen meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich . . . ."

Santerre schrie: „Man muß ihn nicht hören, man muß ihn nicht hören; das ist gar nicht der Augenblick zu sprechen." Dabei gab er den Trommelschlägern ein Zeichen und befahl den Scharfrichtern, ihr Amt zu verrichten. Das Wirbeln der Trommeln erstickte die Stimme des Königs.

Der König stand bei diesem Lärmen unbeweglich. Schmerz und Erstaunen über eine solche Härte seiner unversöhnlichen

Feinde war auf seinem Gesichte ausgedrückt. Einer der Scharfrichter packte ihn jetzt und zog ihn. Der König folgte nach einem leichten Widerstande ganz gelassen und stellte sich der Maschine gegenüber, schien die Entfernung zu messen, und legte sich hinein. Der Beichtvater legte sein Haupt, knieend, dicht an das Haupt des Königs, und rief laut: „Sohn des heiligen Ludwigs! erhebe dich zum Himmel!“ Das Beil fiel. Edgeworths Gesicht wurde mit dem Blute des Königs besprützt. Der Kopf blieb mit der Unterhaut des Halses am Rumpfe hangen, und mußte abgerissen werden. Der abgeschlagene Kopf wurde bei dem Schopfe empor gehalten und dem versammelten Volke gezeigt. Es entstand ein lautes Jubelgeschrei: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ Die Hüte und Mützen flogen in die Höhe, während andere ihre Schnupftücher in das hervorströmende Blut tauchten. Die Henkersknechte tauchten ihre Hände in das Blut und machten den Umstehenden unter lautem Lachen Schnurrbärte damit.

Der Leichnam wurde auf einen Karren gelegt, und in dem Kirchhofe der Magdalenenkirche in ein, zwölf Fuß tiefes, zum Theil mit ungelöschtem Kalk angefülltes Grab geworfen.

Auf den Gesichtern der unzählbaren Zuschauer bemerkte man weder Mitleid, noch Gefühl der begangenen Ungerechtigkeit. Die meisten zeigten eine grimmige Freude, die übrigen eine dumme Neugierde. Gleich nach der Hinrichtung tanzten die Umstehenden die Carmagnole um das Blutgerüst. Niemand wagte es auch nur eine Thräne zu vergießen. Die Bedienten des Königs, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren, standen zunächst am Blutgerüste und zeigten sich am blutgierigsten.

Am Abende desselben Tages waren alle Schauspielhäuser gedrängt voll, und drei Tage nachher sprach man nicht einmal mehr von dieser schrecklichen Hinrichtung. Die Standhaftigkeit, die Seelengröße und der Muth, mit denen der König starb, übertreffen alle Beschreibung. Ein wüthender Republikaner, der Engländer Marwell, welcher sich in dem Gefolge Santerre's dicht neben das Blutgerüst gedrängt hatte, um das Schauspiel eines Königsmordes recht genießen zu können, sah sich gezwungen, zu gestehen: daß der König mit einer Seelengröße, mit einer Fassung gestorben sey, auf welche nicht einmal die gewaltsame Verhinderung zu reden, Eindruck gemacht habe; mit einer Seelengröße, welche die Erwartung der Umstehenden weit übertroffen, sie tief erschüttert und ihre Bewunderung erregt habe. Marwell sagt ferner: der König habe, als er aus dem Gefängnisse geführt worden, und in den Wagen gestiegen sey um zum Blutgerüste zu fahren, sich so frei und heiter umgesehen, als wenn es zu einer Spazierfahrt ginge; eben diese Gemüthsruhe habe der König auch während des Zuges, während des Wartens, beim Aussteigen und beim Auskleiden gezeigt, wobei er selbst mitgeholfen und es nur äußerst langsam habe geschehen lassen. Die religiösen Gesinnungen des Königs, seine Zuversicht, in ein besseres Leben überzugehen, wo seine Unschuld sowohl, als die Rechtschaffenheit seiner Denkungsart würde anerkannt werden, machten ihm den Tod nicht nur leicht, sondern auch erwünscht. Der Heldenmuth, mit welchem der König starb, dieser auffallende Beweis seiner erhabenen Denkungsart war für seine Mörder ein Vorwurf. Sie suchten daher denselben wegzuleugnen, und erfanden zu diesem Ende ein Gerücht, welches vorzüglich der als Schriftsteller bekannte Champfort zu verbreiten sich sehr angelegen seyn ließ. Der König soll nämlich

bis auf den letzten Augenblick immer noch gehofft haben, begnadigt zu werden, und er soll, als ihn die Henkersknechte angriffen und er bemerkte, daß er wirklich werde hingerichtet werden, ausgerufen haben: „Ach! ich bin verloren! ich bin verloren!“ Champfort behauptete sogar, diesen Umstand von dem Scharfrichter Samson selbst gehört zu haben, und ließ diese Erzählung in zwei Zeitschriften, in den Thermometer Nro. 418 und in das Journal von Brüssel Nro. 42 einrücken.

Bei dieser Erdichtung erwachte das Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit sogar in der Seele des Scharfrichters, und dieser ließ in mehrere französische Zeitblätter Folgendes einrücken:

„Als Ludwig aus dem Wagen stieg, sagte man ihm, er müsse das Kleid ausziehen. Er machte einige Schwierigkeit, und sagte, er könne so hingerichtet werden wie er sey. Da man ihm vorstellte, dieß sey unmöglich, half er selbst mit, sein Kleid ausziehen. Er machte eben diese Schwierigkeit, als die Hände ihm gebunden werden sollten; doch gab er sie selbst her, als ihm die Personen, die bei ihm waren zuredeten, dieses letzte Opfer zu bringen. Hierauf fragte er, ob die Trommeln immerfort würden gerührt werden? Es wurde ihm geantwortet: man wisse es nicht, und das war die Wahrheit. Er bestieg das Blutgerüst und wollte vortreten, um zu sprechen; man stellte ihm aber vor, dieß könne nicht geschehen. Darauf ließ er sich an die Stelle führen, wo man ihn fest band und rief sehr laut: „Volk ich sterbe unschuldig!“ Nachher wandte er sich gegen uns und sprach: „Meine Herren! ich bin unschuldig an dem, dessen man mich anklagt; ich wünsche, daß mein Tod das Wohl der Franzosen befördern möge!“ — Dieß waren

seine letzten Worte. Der kleine Streit am Fuße des Blutgerüstes betraf blos das Ausziehen des Kleides und das Binden der Hände. Er wünschte auch, sich selbst die Haare abzuschneiden. Wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man gestehen, daß er alles mit einer erstaunenswürdigen Kaltblütigkeit und Festigkeit ertragen hat. Ich bin überzeugt, daß er diese Eigenschaften aus den Grundsätzen der Religion geschöpft hatte, von denen niemand inniger durchdrungen seyn kann, als er es zu seyn schien. Diesen Brief können Sie bekannt machen, er enthält die reine Wahrheit.

Am 23. Februar 1793.

Samson, Scharfrichter.

Nach geschehener Hinrichtung stattete Roux, vormals Priester, nunmehr Commissär des Bürgerrathes, demselben folgenden Bericht ab:

„Wir kommen, von dem Auftrage, den wir erhalten hatten, Bericht abzustatten. Wir begaben uns nach dem Tempel, und kündigten daselbst dem Tyrannen an, daß die Stunde seiner Hinrichtung gekommen sey. Er verlangte, einige Minuten mit seinem Beichtvater allein zuzubringen. Er wollte uns hierauf ein Päckchen übergeben, um Euch (dem Bürgerrathe) dasselbe zu überreichen; wir bemerkten ihm aber, daß wir keinen andern Auftrag hätten als den, ihn zum Blutgerüste zu begleiten; worauf er antwortete: da haben Sie Recht. Er überreichte hierauf das Päckchen einem unserer Collegen, empfahl seine Familie und verlangte, daß Clery, sein Kammerdiener, der Königin Kammerdiener seyn möchte. Schnell unterbrach er sich und sagte: meiner Frau Kammerdiener. Ueberdieß bat er, daß man seine alten Bedienten nicht vergessen möchte.

Dann sagte er zu Santerre: nun laßt uns gehen. Er ging durch einen Hof zu Fuß und stieg erst im zweiten in den Wagen. Auf dem Wege herrschte das allertiefste Stillschweigen. Es fiel nicht das Mindeste vor. Wir begaben uns in die Canzlei des Seeministers, um über die Hinrichtung ein Protokoll aufzusetzen. Wir folgten Capet mit den Augen bis unter die Köpfmaschine. Um zehn Uhr und zehn Minuten kam er an. Er brauchte drei Minuten, um aus seinem Wagen zu steigen. Er wollte zu dem Volke sprechen; Santerre widersetzte sich — und sein Kopf fiel."

Darauf sagte Santerre: „Man hat Euch so eben von allem was vorgefallen ist, einen genauen Bericht abgestattet. Ich muß die bewaffnete Macht loben, die sich im höchsten Grade gehorsam gezeigt hat. Ludwig Capet wollte zum Volke um Mitleid sprechen, ich habe ihn aber daran verhindert, und das Gesetz vollziehen lassen."

Am Tage der Hinrichtung (am 21. Januar 1793) versammelte sich der Convent. Benedikt Leduc bat sich den Leichnam des hingerichteten Königs aus, um denselben zu Sens in der Gruft beisetzen zu lassen, in welcher der Leichnam des Vaters des Königs beigesetzt worden war. Die Bitte wurde auf Chabots Vorschlag verweigert. Nachher entstanden Privatstreitigkeiten und Zankereien zwischen den Mitgliedern. Endlich übersandte der Bürgerrath das Protokoll über die Hinrichtung des Königs. Man wollte dasselbe vorlesen, Lemarque aber sagte: „Jetzt, da der Tyrann todt ist, sind seine Verbrechen getilgt. Lasset uns die Tyrannei bekriegen und den Tyrannen vergessen." Nach dieser Bemerkung fuhr der Convent in seinen Debatten fort und das Protokoll wurde nicht gelesen.

Der Kammerdiener des Königs, Clery, überreichte dem Bürgerrathe folgende Dinge, welche ihm von dem Könige an seinem Todestage überreicht worden waren: 1) einen goldnen Ring, denselben, welchen der König bei seiner Vermählung von der Königin als Trauring empfangen hatte. Es standen darauf die Buchstaben M. A. A. A. (Maria Antonia, Archiduc. Austriae) nebst dem Datum, 19. April 1770. Diesen Ring bat der König, seiner Gemahlin zu übergeben und ihr dabei zu sagen, er trenne sich ungern von ihr. 2) Ein dreiseitiges Siegel, an einer Uhr zu tragen. Auf der einen Seite war das Wappen von Frankreich, auf der zweiten der Namenszug des Königs, L. (Louis), auf der dritten ein mit dem Helm bedeckter Kopf eines Kindes. Dieses Siegel bat der König dem Kronprinzen zu übergeben. 3) Ein kleines Päckchen, auf welchem von der Hand des Königs geschrieben stand: „Haare von meiner Frau, meiner Schwester und meinen Kindern." In dem Päckchen waren vier andere kleine Päckchen, mit Haaren enthalten. Dieses Päckchen ersuchte der König den Kammerdiener seiner Gemahlin zu überreichen und ihr zu sagen, sie möchte ihm verzeihen, daß er sie vor seinem Tod nicht noch einmal gesprochen habe, er habe ihr den Schmerz einer so schrecklichen Trennung ersparen wollen.

Der Bürgerrath befahl Clery, diese Dinge aufzubewahren. Die Personen, denen der König dieselben bestimmt hatte, konnten sie also nicht erhalten, und der letzte Auftrag des Königs blieb unerfüllt.

Das Garde Meuble der Krone, welches auf der Mitternachtseite des Platzes liegt und in dem jetzt das Ministerium

des Innern seinen Sitz hat, wurde 1760 erbaut. Es war dazu bestimmt, alle Seltenheiten, Kostbarkeiten, Juwelen, seltene Waffen zc., der Krone gehörig, aufzubewahren, und enthielt in der That seltene Schätze jeder Art, die in vielen Sälen vertheilt und aufbewahrt wurden. Hier war auch der berühmte Diamant, der Regent genannt, den die Könige von Frankreich oft als Knopf auf ihrem Hut trugen, den aber Napoleon auf seinen Degenknopf hatte fassen lassen. Er war mit noch vielen andern Kostbarkeiten in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1792 mittelst Einbruch gestohlen worden, doch wurden später viele der Diebe, 21 an der Zahl, verhaftet, und die meisten der gestohlenen Gegenstände kamen wieder zum Vorschein.

Während der Schreckenszeit ging folgende so schauerliche als abentheuerliche Sage in ganz Paris von Mund zu Mund, und es fehlte nicht an Leuten, welche die Wahrheit derselben auf das feierlichste betheuerten und sogar verbürgen wollten.

Einen jungen Maler, der eben von einem ziemlich lärmenden Abendschmaus heimkehren wollte, führte sein Weg über den Revolutionsplatz. Sein Kopf war etwas schwerer als gewöhnlich und der Schaum des genossenen Champagner brauste noch in seinem Kopfe, als er bei hellem Mondschein eine schlanke, schwanenweiß gekleidete Frauenzimmergestalt an dem Fuße des Blutgerüstes, den Kopf auf die Hand gestützt, bemerkte. Der junge Maler ging auf sie zu, redete sie an und fragte sie, wie sie zu dieser Stunde an einen so schrecklichen Ort käme. Das Mädchen hob langsam ihr Haupt in die Höhe, blickte den jungen

Mann mit wehmüthig bedeutungsvollen Augen an, und ließ sodann den Kopf wieder in die vorige Stellung sinken. Jetzt lud sie St. Croix, so nannte sich der Maler, ein, diesen Ort zu verlassen und noch eine Promenade im Mondschein mit ihm zu machen. Das Mädchen willigte stillschweigend ein, erhob sich langsam von ihrem Sitze und nahm den ihr angebotenen Arm an. Beide wandelten eine Zeit lang in den elysäischen Feldern und den zunächst gelegenen Straßen auf und ab, aber das Frauenzimmer gab auf keine der Fragen, welche St. Croix an sie richtete, Antwort, sondern drückte ihren Willen nur durch Schütteln oder Nicken des Kopfes aus, und war durchaus nicht zu bewegen mit ihrem Begleiter in ein Kaffeehaus oder in eine Restauration oder einen andern öffentlichen Ort zu gehen, wie ihr derselbe dieses zu wiederholten Malen vorschlug. St. Croix bat sie nun, ihm in seine Wohnung zu folgen, nachdem er lange noch vergeblich nach der ihrigen gefragt hatte, wobei sie immer die Augen gegen die Sterne richtete. — Sie gab nun ihre Einwilligung durch Kopfnicken zu erkennen, und beide langten nach einer viertel Stunde Weges in der rue St. Appoline an, wo St. Croix die Thür öffnete, und seine stumme Begleiterin drei Treppen hoch in sein Wohnzimmer führte. Er schlug Licht und erblickte eine todtenblasse Schönheit, die nur um den Hals einen ganz schmalen rothen Streif, kaum von der Breite einer Messerklinge hatte, den er zwar auch schon im Mondschein bemerkt hatte, aber für ein schmales Bändchen oder etwas dergleichen gehalten hatte. Er fragte auch nach der Ursache dieses Streifes, konnte aber auch jetzt keine andere Antwort als ein leises Kopfschütteln erhalten. Er fing nun an, die schöne Stumme zu liebkosen und zudringlich zu werden, und sie widersetzte sich lautlos keiner

dieser immer feuriger werdenden Liebkosungen, sondern blieb die stille Dulderin unter allen Umständen. Schon lange war Mitternacht vorüber und der anbrechende Morgen nicht mehr fern, als auf einmal das Mädchen von dem Ruhebette aufsprang, der Thüre zueilte, und wie ein Zephirlüftchen der Treppe hinabglitt; St. Croix folgte ihr nach und konnte trotz aller Eile ihr nicht näher als auf 50 Schritte kommen. Sie begab sich auf dem kürzesten Weg nach dem Revolutionsplatz, fiel an dem Fuß des Schaffots bewegungslos nieder; und als ihr nächtlicher Gesellschafter sie daselbst erreichte, da — man denke sich dessen Entsetzen — fand er das Mädchen, den Rumpf vom Kopf getrennt daselbst liegen und fiel bewußtlos nieder. — Der Tag graute, es wurde lebendig; Leute fingen an zu gehen und zu kommen; einer derselben brachte ihn wieder zu sich selbst, doch das war nicht wohl möglich, denn St. Croix sprach unverständliche Worte, verfiel in einen dumpfen Wahnsinn und gab nach drei Tagen den Geist auf, nachdem er noch zuvor diese grauenvolle Begebenheit in einem lichten Augenblicke mit allen Nebenumständen den Personen die an seinem Sterbebette waren, erzählt hatte. — Den Tag bevor ihm dieses begegnete, war das reizende Fräulein von S . . . . auf den Befehl des stupiden Bluthund Robespierre guillotinirt worden. — Es gab viele Personen die noch lange nachher dieses Paar in der Mitternachtsstunde die Ronde um diesen Platz machend, gesehen haben wollten.

Anfangs April **1814** erhielt der Platz wieder seine erste Benennung nach Ludwig **XV**.



Platz Ludwig XV.



ST SULPICIUS KIRCHE

Paris.

Die St. Sulpicius-Kirche.

Dieser schöne christliche Tempel liegt zwischen dem Platz dieses Namens und der Palatinstraße. Seine erste Entstehung verliert sich in das 12. Jahrhundert. Als im 16. Jahrhundert die Bevölkerung der Vorstadt St. Germain immer zahlreicher wurde, mußte man auch an die Erweiterung der Hauptpfarrkirche derselben denken. Unter Ludwig XII. und Franz I. erhielt sie einen Seitengang mehr und 1614 sechs Seitenkapellen; indessen waren alle diese Erweiterungen nicht hinreichend, und 1643 wurde beschlossen, die Kirche von Grund auf neu zu bauen. 1646 ging man an das Werk; der Baumeister Gamart wurde mit der Leitung des neu zu errichtenden Gebäudes beauftragt, und der Herzog Gaston von Orleans legte den Grundstein. Nachdem man 9 Jahre nach dem entworfenen Plane gebaut hatte, wurde man erst gewahr, daß dieses Gebäude nicht Raum genug haben würde, und man fing das Werk fast von Neuem nach Louveaus Zeichnungen an. Jetzt war es Anna von Oestreich, welche 1655 den Grundstein legte. Nachdem

der Bau 1678 aus Mangel an Fonds unterbrochen worden war, wurde er nach manchen Schwierigkeiten erst 43 Jahre später fortgesetzt, und endlich mit Hülfe von Lotteriegelder erst im Jahr 1749 vollendet, nachdem die Kirche aber schon 1745 eingeweiht worden war. Die Schönheit ihres Portals, nach Servandoni's Zeichnungen, ist überraschend, und dasselbe trägt das Gepräge der Erhabenheit, und imponirt durch die vollendete Uebereinstimmung aller seiner Theile. 384 Fuß ist seine Länge, und hat eine dorische und eine jonische Säulenreihe. Die beiden Thürme, welche es flankiren, sind 6′ höher, als die an Notre-Dame. Zwischen ihnen hatte Servandoni einen breiten gebrochenen Giebel angebracht, den aber 1770 der Blitz, der gerade Kirchen am wenigsten verschont, zerstörte; er wurde durch eine Ballustrade ersetzt. Die Kapelle der heiligen Jungfrau dieser Kirche ist als ein Meisterstück der Baukunst merkwürdig; das Frescogemälde der Kuppel derselben, von Lemoine gemacht, stellt die Himmelfahrt der Jungfrau Maria dar. Die beiden Weihkessel der Kirche sind zwei große seltene Muscheln eines Schaalthieres, welche die Republik Venedig Franz I. zum Geschenk machte. Ein Pfarrer dieser Kirche, Namens Longuet, (1750) war durch seinen Eifer, dieselbe reich zu machen, berühmt, und hatte ein schönes Denkmal in derselben, von Michel Ange Stodz verfertigt, das aber später in das Museum des Petit-Augustin gebracht wurde. Um zu seinem Zweck zu gelangen, die Kirche reich zu machen, hatte der Hr. Pfarrer die Gewohnheit angenommen, bei den Hochzeiten, Taufen, Mahlzeiten u. s. w. seinen reichen Pfarrkindern ohne weiteres und unverstohlen silberne Becken, Schüsseln, Leuchter, Kaffeekannen, Löffel ꝛc. mitzunehmen, ohne daß diese etwas dagegen einwendeten. Endlich ließ er aus diesem gesammelten Silber eine 6 Fuß hohe massive Bildsäule der Jungfrau gießen; die man aber, aus Furcht



DER JUSTIZ - PALAST

vor Dieben in die Sakristei verschließen mußte, und an ihre Stelle eine weniger verführerische von Stein setzte. Die silberne mußte der eisernen Nothwendigkeit weichen und wurde in der Revolutionszeit in Franken verwandelt, in alle Welt geschickt. Schon viel früher, (1648) wurde diese Kirche einmal von Spitzbuben heimgesucht, welche durch die Fenster eingebrochen waren, das Tabernakel der Jungfrau einbrachen, den goldenen Kelch mitnahmen und die geweihte Hostien in den Winkel eines Beichtstuhls warfen. Man konnte nie entdecken, wer die Diebe waren. Um dieses gottlose Verbrechen zu sühnen, wurden Processionen und viel seltsamer Fix-Fax angestellt. Im Jahr 1802 wurde die Kirche St. Sulpicius zur Pfarrkirche des 11. Bezirks erhoben.

Der Justizpallast.

Er liegt auf der Insel, die Citė genannt, am Platz Dauphine. Wer es wagen wollte, alle in diesem Gebäude der Gerechtigkeit schon vorgefallene Ungerechtigkeiten zu erzählen, würde vielleicht mit hundert enggedruckten Folianten nicht ausreichen. Eine nicht erwiesene Sage berichtet, daß König Dagobert hier sein Hoflager gehalten habe; gewisser ist es, daß die Grafen von Paris hier wohnten. Hugo Capet vereinigte den Pallast mit den Krongebäuden, und er war von jetzt an bis zu Carl V. die gewöhnliche Residenz der französischen Könige. Seine ältesten noch bestehenden Bautheile datiren sich von der Regierung des Königs Robert, der gegen das Jahr Tausend die Thürme und Gallerien zu bauen anfing. Als das Gebäude vollendet war, ließ er am Osterfest viel große Tische für Arme decken, und bevor die Mahlzeit begann, wusch er sich die etwas schmutzigen

Hände. Ein Blinder trat unter den Haufen gegenwärtiger Bettler hervor, und bat den König um ein Almosen. Scherzend sprützte ihm S. M. etwas Wasser ins Gesicht, und — o Wunder! — der Blinde ward sehend! Gewiß war dieß das größte Almosen, das ihm der König geben konnte. Alle Anwesenden schrieen nun Mirakel; Alles strömte nach dem Pallast, der, wie ein alter Schriftsteller erzählte, der diese Sache berichtet, hierdurch zu großer Ehre kam. — Der heilige Ludwig ließ sich ein Schlafzimmer, eine Capelle und einen großen Saal, der nach seinem Namen die Kirche des heiligen Ludwig genannt wurde, daselbst bauen. Philipp der Schöne ließ den Pallast noch sehr erweitern. In dem großen, prachtvollen gothischen Saale wurden nun Gesandtschaften empfangen, die Hochzeiten der königlichen Brüder und Kinder und andere große Ceremonien gefeiert. — 1618 verzehrte ein Feuer diesen Saal, und die berühmte Marmortafel wurde mit ihrer antiken Bildsäule zerschmettert. 1762 wurde der Saal des pas perdus (der verlornen Schritte), es ist der größte Saal in ganz Frankreich, erbaut. 1776 richtete eine abermalige Feuersbrunst große Verheerungen in dem Gebäude an, welches nun von mehreren Baumeistern nach einem großen Plane wieder hergestellt wurde, wobei aber die antike Capelle, in welcher Philipp August noch getauft worden war, abgetragen wurde. Unter diesem König waren die vornehmsten Zimmer des Pallastes mit Stroh tapeziert, welches, sobald es zu faulen anfing, der großmüthige Monarch den Armen schenkte.

Der große Saal, der nicht weniger als 230 Fuß lang und 84 breit ist, dient zum Aufenthalt der klagenden Partheien u. s. w.; von ihm führen viele Thüren zu den verschiedenen Tribunalen, mit Aufschluß gebenden Aufschriften.

In seinem Ganzen bietet der Pallast, von so vielen Bau-



PLATZ UND BRUNNEN DER UNSCHULDIGEN.

meistern und mit Gebäuden aus so verschiedenen Jahrhunderten, natürlich wenig Uebereinstimmung dar. Zwei dicke Thürme nach dem **Quai de l'horloge** scheinen aus dem 13. Jahrhundert zu stammen, andere aus dem 16. u. s. w. — In dem sogenannten niedrigen Glockenthurme befand sich eine Glocke (Tusin genannt) welche das Vorrecht hatte, nur bei der Geburt und dem Tode der Dauphins und Könige von Frankreich geläutet zu werden; da sie aber den 24. August 1572 das Zeichen zu dem schändlichen Gemetzel der Bartholomäusnacht, fluchwürdigen Andenkens, gegeben hatte, wurde sie während der Revolution zertrümmert.

Der Appellationshof, der Cassationshof, **La salle des enquêtes**, die Tribunale von der ersten bis zur letzten Instanz, die Assisen oder das Criminalamt 2c. 2c. haben alle ihren Sitz in unzähligen Sälen und Zimmern dahier; auch fehlt es weder an verbundenen, noch an unverbundenen Bildsäulen der Justiz.

Ueber dem Eingange zu dem großen Saale des Cassationshofes ist diese Göttin zwischen zwei Löwen dargestellt. Vor der Revolution sah man auf dem großen Kamine dieses Saals Ludwig XIV. zwischen der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Man war im Zweifel, ob dieses eine beißende Satire auf S. M. oder auf die beiden Göttinnen oder auf alle drei zugleich seyn sollte. Drei große Gallerien über dem ungeheuren Saal dienen als Archive. In diesem Papiermeer liegt unter unendlich viel Ungerechtigkeiten und jämmerlichem Advocaten- und Rabulistengeschmier mancher geschichtliche Schatz begraben; wer vermag aber diesen Augiasstall zu säubern! Der Rechnungshof ist ebenfalls in dem Justizpallast, unfern der heiligen Kapelle des Pallastes. Durch drei schöne Gitterthore kommt man in den Vorhof desselben, der zu den Mittelgebäuden führt, an dessen Ballustraden man die Statuen der Gewalt, des Ueberflusses, der

Gerechtigkeit und der Klugheit findet. Vier Dinge, die hier so selten, als allenthalben sind.

Breite Treppen führen zur Vorhalle und in das Innere des Gebäudes. Wie mancher arme Teufel hat dieselben schon mit Zittern und Zagen, voller Hoffnung und Angst erstiegen, und ist mit der Verzweiflung im Herzen wieder herabgestiegen. Ein Glück, daß die Oeffentlichkeit der Gerichtssäle der Kabale und den Intriguen der Rechtsverdreher wenig Spielraum läßt. Dieß ist auch der Hauptgrund, warum in unserem deutschen Vaterland sich alle schlechte Juristen und blutsaugende Rechtsverdreher so sehr gegen diese Oeffentlichkeit sträuben; denn sie würde sowohl den talentlosen, als den bestechbaren Advocaten gar bald das falsche Spiel legen. Wer den Zulauf aller, die in diesem Pallast Recht suchen, vom Grauen des Tages bis in die sinkende Nacht, noch nicht gesehen hat, kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung davon machen; es ist ein ewig summender Bienenkorb in einem ungeheuern Maßstab.

Platz und Brunnen der Unschuldigen.
(Des Innocens.)

Im 9. Jahrhundert stand auf diesem Platz ein hoher Thurm, von welchem man den Parisern das Herannahen der Normänner ankündigte. Im 10. Jahrhundert wurde daselbst ein Kirchhof gegraben, den Philipp August im Jahr 1186 mit Mauern umgeben ließ, und den man erst 1785 schloß, wo alle Gebeine in die Katakomben gefahren wurden. Jetzt wird auf dessen Stelle ein großer Gemüsemarkt abgehalten, der sich noch bis in die umgebenden Straßen verliert. Des Morgens wird hier der Gemüsehandel en gros betrieben, und die Gemüsegroßhändler machen jahraus, jahrein, bedeutende Geschäfte; den



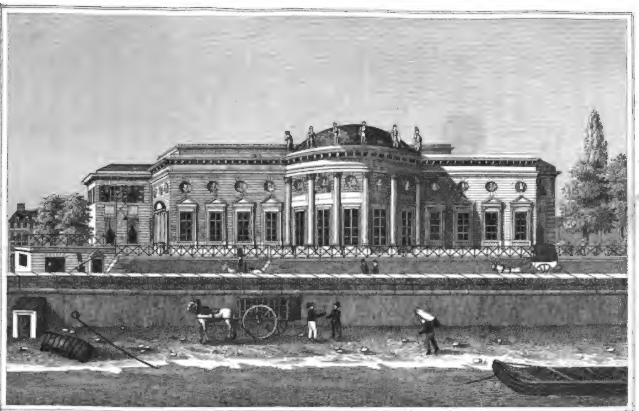
DER PLAZ VENDOME

übrigen Theil des Tages bringen die Detailhändler damit zu, das Gemüse im Kleinen an Mann oder vielmehr an die Köchinnen zu bringen. Ungeheuere Zufuhren und Lastwagen treffen jeden Morgen mit Blumenkohl, Salat, Spinat rc. rc. aus der Umgegend von Paris hier ein, und wandern alle 24 Stunden durch eine Million Magen in die Seine. Mitten auf diesem Platze prangt der Brunnen der Unschuldigen, ein Meisterstück, welches die berühmten Baumeister Johann Gougeon und Peter Lecot im Jahr 1551 aufführten. 1785 stand der Brunnen noch an einer Ecke des Platzes und der Straße St. Denis, aber noch dasselbe Jahr wurde er auf die Mitte desselben verlegt. Die wasserspeienden Löwen und die auffangenden Becken erhielt er erst 1788. Seine 4 Façaden bilden eine jede einen offenen Porticus, der auf jeder Seite 2 corinthische Pilaster hat; zwischen denselben erblickt man Najaden. Das Wasser erhält er durch den Canal de l'Ourcq. Napoleon ließ ihn noch verschönern.

Der Platz Vendôme mit der Kanonensäule.

Dieser Platz wurde 1687 angelegt und 1701 nach Mansards Zeichnungen beendigt. Seinen Namen hat er von dem ehemaligen Hôtel Vendôme, das darauf stand, und welches dem Cäsar Vendôme, einem Kind der Liebe Heinrich IV. und der schönen Gabriele d'Estrée, gehörte. Unter Ludwig XIV. nannte man ihn den Platz der Eroberungen, weil damals seine Generale gerade für den König siegten, dann aber gab man ihm den Namen: „Ludewig des Großen" (groß war er gewiß, denn sogar Frau von Sevigné hat es versichert, nachdem sie einmal mit ihm getanzt hatte), und stellte seine Bildsäule daselbst auf,

die aber 1792, gerade den 10. August klein gemacht, so klein, daß sie unsichtbar wurde. 1793 wurde er der Piquenplatz getauft. Die Großcanzlei Frankreichs und das Hôtel des Etatmajor von Paris befindet sich auf demselben. Er ist 74 (444') Toisen lang und 70 breit. Seine ganz gleiche Façade ist mit korinthischen Pilastern verziert, welche zwei Stockwerke durchlaufen und auf dem Portiques des Rez de Chaussée ruhen. Mitten auf demselben steht die berühmte Siegessäule, gerade auf der Stelle des umgestürzten Ludwigs. 1806 wurde der Grundstein derselben gelegt; sie ist eine Nachahmung der Trajanssäule zu Rom, 218 Fuß hoch bei einem Diameter von 12 Fuß. Das Erz von 1200 den Russen und Oestreichern abgenommenen Kanonen wurde hierzu verwendet. Die Inschrift, welche dieß besagte, wurde 1814 vertilgt. Schade, daß man den Ursprung dieser Säule nicht auch aus der Geschichte vertilgen kann, selbst dann nicht einmal, wenn die Säule selbst schon lange nicht mehr stehen wird. Dieses Erz wiegt eine Million und achtmal hunderttausend Pfund. Die Basreliefs der Säule wurden von 31 Bildhauern bearbeitet, und die des Piedestal von Gerard, Renaud und Beauvallet. Die berühmtesten Meister der damaligen Zeit. Sie stellen die Siege und Heldenthaten der französischen Heere des Feldzuges von 1805 dar bis zum Frieden nach der Schlacht von Austerlitz. Oben auf der Säule lies't man die Inschrift: „Denkmal des Ruhmes der großen Armee, den 25. August 1806 angefangen und den 15. August 1810 vollendet, unter der Leitung des Generaldirectors Denon und der Baumeister Peyre und Gaudoin." Napoleons Bildsäule stand 10 Fuß hoch auf dieser Säule, wurde aber nach dem Einzug der Feinde 1814, nicht mehr wie billig, herabgenommen, denn der lebende Napoleon war ja auch vom Thron gestoßen. Ein Lilienstengel mit einem weißen Lappen sollte ihn ersetzen, aber der



PALLAST DER EHRENLEGION

wurde durch den großen Sturm von 1830 auch geknickt, und nicht mehr wie billig, denn er war schon durch und durch faul, und konnte daher weder Wurzel noch Blumen mehr treiben. Die Säule aber steht noch fest, und kein Sturm wird sie so leicht erschüttern, da dieß selbst die gewaltigen Winde von 1814 und 1815 nicht konnten. Um dieselbe zu besteigen, muß man sich eine Erlaubnißkarte auf dem **Bureau Conservatoire des Monumens**, Straße **St. Honoré Nro. 19**, holen.

Der Pallast der Ehrenlegion

zeichnet sich besonders durch seine einfache, aber schöne Erhabenheit aus. Die Façade am Quai d'Orsay mit ihren Säulen, Büsten und Statuen ist die sehenswertheste. Das Gebäude selbst wurde schon 1786 nach M. Rousseaus Zeichnungen für einen Fürsten Salm erbaut, und damals **Hòtel de Salm** genannt, welchen Namen es bis 1802 trug, wo Bonaparte den Orden der Ehrenlegion gründete, in welchem mehrere Mitglieder des Tribunals einen Eingriff in die bürgerliche Gleichheit sahen, und sich sogar weigerten, diese Dekorationen anzunehmen; sie hatten so Unrecht nicht, wie die Folge nur zu sehr bewies. Wir theilen hier die merkwürdige Geschichte seiner Entstehung unsern Lesern mit.

In der Sitzung des Staatsraths vom 14. Floreal des Jahres 10, ließ der erste Consul den Staatsrath Röderer den Plan zur Errichtung einer Ehren-Legion vorlesen und entwickelte hernach selbst die Gründe dafür.

Diese Ehren-Legion sollte bestehen aus einem Ober-Verwaltungs-Rath, von 7 Personen und aus 15 Cohorten, zu welchen nachher noch für Piemont die 16. kam; jede Cohorte hatte

7 Oberbeamte, 20 Commandirende, 30 Officiere, 350 Legionär, eine besondere Residenz und 200,000 Franken jährliche Einkünfte von Nationalgütern. Mitglieder der Legion wurden alle Krieger, welche Ehrengewehre erhalten hatten; „es können solche Militär-Personen dazu gewählt werden, die während des Freiheits-Krieges große Dienste geleistet; auch andere Bürger, welche durch Wissen, Talente, Tugenden, zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitragen; doch müssen sie in ihrem Wohnort als National-Garden Dienste gethan haben. Die Mitglieder der Legion werden vom Verwaltungsrath ernannt, und behalten ihre Stellen auf Lebenszeit. Der erste Consul ist ihr Chef, jeder Oberbeamte hat jährlich 5000 Franken, jeder Commandirende 2000, jeder Officier 1000, jeder Legionär 250. Jedes Mitglied schwört auf seine Ehre, sich dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in seiner Unverschrtheit, der Vertheidigung der Regiernng, der Gesetze und des öffentlichen Eigenthums zu widmen; durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heißen, jedes Unternehmen zu bekämpfen, das auf Wiederherstellung der Feudal-Verfassung, der dazu gehörigen Titeln u. s. w. abzwecke; kurz, aus aller seiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitzuwirken."

„Das gegenwärtige System der militärischen Belohnung," sagte der erste Consul, „ist nicht geregelt. Der 87. Artikel der Constitution sichert zwar den Soldaten National-Belohnungen zu, aber es ist nichts Festes darüber bestimmt. Es existirt allerdings ein Beschluß, nach welchem Ehrenwaffen mit doppeltem Gehalt ertheilt werden sollen, was eine beträchtliche Ausgabe verursacht. Es gibt ferner Ehrenwaffen mit bloßer Vermehrung des Gehalts, und wieder andere, ohne eine damit verbundene Gehalts-Zulage. Das ist eine Verwirrung, aus der Niemand kommen kann. Es ist aber vor allen Dingen nöthig, dem

Geiste der Nation eine Richtung zu geben, noch mehr aber ihn zu erhalten. Was aber diesen Geist im gegenwärtigen Augenblicke bei den Soldaten erhält, ist die Idee, daß sie an die Stelle der ehemaligen Adeligen getreten sind. Der vorgelesene Plan gibt dem Systeme militärischer Belohnungen mehr Consistenz, macht daraus ein Ganzes, und ist der Anfang der Organisation der Nation."

Mathieu Dumas las seinerseits eine Denkschrift vor, um die vorgeschlagene Institution zu unterstützen; bekämpfte aber den Theil des Plans, vermöge dessen auch die übrigen Bürger in die Legion aufgenommen werden können, und wollte, daß es ein rein-militärisches Institut seyn sollte, um dadurch den militärischen Geist in der Armee und der Nation aufrecht zu erhalten. „Seit dem Verfall und der Auflösung des Feudal-Systems," rief er aus, „das dem Kriegsstande die erste Stelle im Staate anwies, habe die militärische Ehre und der militärische Ruhm immer mehr abgenommen." Er führte sodann diese Ideen weiter aus, und endigte damit, „es solle wenigstens kein Staatsbürger, in die Ehren-Legion aufgenommen werden können, wenn er nicht erweisen könne, daß er den Conscriptions-Gesetzen ein Genüge geleistet habe."

Der erste Consul hielt hierauf folgende höchst interessante Rede: „Diese Ideen würden sehr gut in die Zeiten des Feudal-Regiments und des Ritterthums oder in die Zeit, als die Gallier die Franken unterjochten, gepaßt haben. Damals bestand die Nation aus lauter Sclaven, die Ueberwinder allein waren Freie, und da sie alles in Allem waren, so waren sie auch als Soldaten die ersten im Staate. Damals war körperliche Stärke die erste Eigenschaft eines Generals. Clovis, Carl der Große, waren auch zugleich die stärksten und gewandtesten Männer ihrer Armee, so daß sie für ihre Person allein

ein ganzes Bataillon werth waren, und dieß war es, was ihnen Gehorsam und Achtung verschaffte. Das Alles paßte zu dem Militär-Systeme jener Zeit. Die Ritter schlugen sich Leib gegen Leib, und körperliche Geschicklichkeit allein entschied den Sieg. Als aber das Militär-System sich änderte, als organisirte Corps, macedonische Phalangen und die Massen des Ritterwesens verdrängten, hat sich dieß ganz geändert. Nun entschied nicht mehr körperliche Stärke, sondern der schnelle Ueberblick, wissenschaftliche Bildung u. s. w. das Schicksal der Schlachten, den Beweis hievon kann man bei den Schlachten von Azincurt, Crecy nnd Poitiers sehen. Der König Johann mit seinen Rittern wurde von den gasconischen Phalangen geschlagen, wie einst die Truppen des Darius von den macedonischen. Hierin lag auch der Grund, warum keine Macht den siegreichen Lauf der römischen Legionen hemmen konnte."

„Das veränderte Militär-System, und nicht die Abschaffung des Feudal-Wesens, machte, daß ein General Eigenschaften besitzen mußte, die von den frühern sehr verschieden waren. Uebrigens ward das Feudalwesen von den Königen selbst abgeschafft, um sich von dem Joche eines trotzigen und übermüthigen Adels zu befreien. Indem sie die Nation frei machten, verschafften sie sich Nationaltruppen, und verbreiteten dadurch den militärischen Geist über alle Gallier, der bisher auf einige tausend Freie beschränkt gewesen war, und der, anstatt dadurch geschwächt zu werden, an Stärke gewann. Er war nicht länger auf körperliche Kraft und Gewandtheit, sondern mehr auf Civilisation gegründet. Die Entdeckung des Schießpulvers, und alle ihre Folgen, hatten auch einen ungeheuern Einfluß auf die Veränderung des Kriegssystems. Seit dieser Zeit bestehen die Vorzüge eines guten Generals in seinen bürgerthümlichen Eigenschaften, einem schnellen Ueberblicke, Berechnung, Verstand, Kennt-

niß der Administration, Beredsamkeit und zwar nicht in einer juridischen, sondern in einer solchen, wie sie für die Soldaten taugt, hauptsächlich aber in Menschenkenntniß; alles das sind aber Eigenschaften des Bürgers. Wenn zu einem Generale blos Körperkraft und Bravour gehörte; so hätte jeder Soldat Anspruch auf das Commando der Armee. Nur derjenige General, der alle jene bürgerlichen Eigenschaften in sich vereint, wird große Dinge ausrichten. Denn der Soldat gehorcht und achtet seinen Führer nur deswegen, weil er ihm mehr Verstand zutraut. Man höre ihn nur urtheilen, wenn er neben seinem Feuer liegt, er achtet Umsicht weit höher als Bravour. Ich will damit nicht sagen, als wenn dem Soldaten Bravour nichts gälte; im Gegentheil, er würde den General verachten, dem solche mangelte. Murad-Bei war der stärkste und gewandteste Mann unter seinen Mameluken, denn sonst hätte er nicht ihr Bei seyn können. Er konnte deswegen, als er mich zum ersten Male sah, nicht begreifen, warum mir meine Soldaten gehorchten; und erst als er einmal unser System kannte, ward ihm dieß klar."

„Die Mameluken schlugen sich, wie die alten Ritter, ohne Ordnung, und Leib gegen Leib, deswegen überwanden wir sie auch. Hätte man die Mameluken ausgerottet, Egypten frei gemacht, und Nationalbataillone errichtet, so wäre der militärische Geist nicht ausgestorben, sondern dessen Stärke hätte vielmehr zugenommen."

„In allen Ländern muß die rohe Stärke bürgerlicher Civilisation weichen. Die Bajonette senken sich vor dem Priester, der im Namen Gottes spricht, zu Erde, so wie vor dem Manne, der ihnen durch sein Wissen zu imponiren weiß. Ich habe es mehreren Militärs, die in einiger Besorgniß schwebten, voraus gesagt, daß eine Soldatenregierung in Frankreich nur

dann aufkommen könne, wenn die Nation durch eine 50jährige Barbarei in den Wissenschaften herabgewürdigt wäre. Alle Versuche der Art werden mit dem Untergang ihrer Urheber enden. Die Nation hat mir nicht als General die Regierung anvertraut, sondern weil sie mir die zum Regieren nothwendigen bürgerlichen Eigenschaften zutraut; wenn sie nicht diese Meinung von mir hätte, so würde sich die Regierung nicht halten können. Ich war mir gar wohl bewußt, was ich that, als ich, obgleich Anführer einer Armee, die Stelle eines Mitglieds des Instituts annahm; und ich konnte sicher seyn, daß auch der letzte Tambour meine Absicht dabei begriff. Man kann in unsern Zeiten nicht ferner die Jahrhunderte der Barbarei anführen. Wir sind jetzt eine durch Kenntnisse, Eigenthum und Handel vereinte Nation von dreißig Millionen. Was wollen 3—400,000 Soldaten gegen eine solche Masse bedeuten? Außerdem, daß ein General nur durch seine bürgerlichen Eigenschaften zu befehlen fähig wird, tritt er auch, so wie er nicht mehr in Thätigkeit ist, in die Classe der Bürger zurück. Was sind überhaupt die Soldaten anders als Söhne der Bürger? Die Armee ist ein Theil der Nation. Wollte man den Soldaten außer aller Beziehung betrachten, so kann man sich leicht davon überzeugen, daß er kein anderes Gesetz kennt, als die Stärke, und daß er sich als den Mittelpunct der Gesellschaft betrachtet, während der Civilist nur das allgemeine Beste im Auge hat. Despotismus liegt im Wesen des Soldaten, der Civilist hingegen unterwirft Alles der Untersuchung der Wahrheit und der Vernunft. Das Prisma, wodurch sie die Dinge sehen, ist verschieden, es täuscht sie zwar häufig; indeß ist größeres Licht immer Folge der Erörterung. Ich nehme deswegen keinen Anstand, zu behaupten, daß der Vorrang unstreitig dem Bürgerstande gebührt. Wollte man also die Nationalbelohnung in bürgerliche und militärische eintheilen,

so würde man dadurch die Nation in zwei Abtheilungen stellen, da es doch nur eine Nation gibt. Wollte man aber gar dem Militär allein Ehrenzeichen ertheilen, so wäre dieß ein noch schlimmerer Vorzug, denn in diesem Falle würde man die Nation für nichts zählen."

Eine große Mehrheit des Staatsraths, aus Leuten vom Civilstande bestehend, theilte obige Grundsätze, die, mit einer ungewöhnlichen Stärke der Beredtsamkeit und der Vernunftgründe vorgetragen, noch in dem Munde des Staats-Ober-Haupts und des Ober-Generals der Armeen ein größeres Gewicht erhielten. Dumas fiel es nicht ein, darauf zu antworten; überhaupt wollte Niemand ferner das Wort nehmen. Es schien, als fürchtete man sich davor, den Eindruck dieser Rede zu stören, und der erste Consul selbst hob die Sitzung auf, um solchen nicht selbst zu verwischen.

Allein noch hatte man den zartesten Punkt, den Vortheil oder Nachtheil dieser Institution, nicht erörtert.

Die Discussion hierüber wurde in der Sitzung vom 18. fortgesetzt. Obgleich die Gegner des Vorschlages ein System der Belohnungen und Auszeichnungen, welche schon früher durch die gesetzgebenden Versammlungen decretirt worden waren, nicht ganz verworfen, so sahen sie doch in dem vorliegenden Vorschlage den Anfang zu einem Orden, den sie mit dem Geiste der Gleichheit, dem wesentlichen Charakter der französischen Republik, unverträglich fanden, und es entschlüpften einigen Rednern Anspielungen auf die Römer und Griechen.

Berlier sagte unter anderm: „Der vorgeschlagene Orden führt zur Aristokratie; Orden und Bänder aber sind das Spielwerk für Monarchien. Ich will hier nicht die Römer als Beispiel anführen, denn diese waren in Plebejer und Patricier abgetheilt; dieß geschah aber nicht etwa zur Belohnung, sondern

es war eine politische Einrichtung, eine Zusammensetzung der Volksclassen, die ihr Vortheilhaftes und Nachtheiliges haben konnte. Es war die Geburt und nicht die geleisteten Dienste, welche die Classification bestimmte. Die öffentlichen Ehrenbezeugungen und Belohnungen waren nur eine vorübergehende Auszeichnung, änderten nichts an den Classen, und die auf diese Art Ausgezeichneten bildeten deßwegen keine eigene Classe. Da wir aber überhaupt nichts mehr von Classen wissen, so laßt uns auch solche nicht wieder einführen. Obrigkeitliche und andere Stellen allein dürfen in einer Republik die Belohnungen für geleistete Dienste, für Talent und Tugend seyn."

Berlier suchte sofort Dumas zu widerlegen.

Der erste Consul aber antwortete sowohl Berlier, als hauptsächlich allen denen, welche die alten Völker angeführt, folgendes: „Man spricht uns stets von den Römern vor, und es ist wirklich ganz eigen, um Auszeichnungen für die Bürger zu verwerfen, ein Volk als Beispiel anzuführen, bei dem solche am auffallendsten stattfanden. Heißt das die Geschichte inne haben?"

„Die Römer hatten ihre Patricier, ihren Ritter- und Bürger-Stand und ihre Sclaven, und jede Classe hatte sogar ihre eigenthümliche Kleidung und Sitten. Sie ertheilten zur Belohnung alle Arten von Auszeichnungen, als das sind Beinamen, welche an geleistete Dienste erinnerten, Mauerkronen, Triumphe, und bedienten sich hiezu sogar des Aberglaubens. Man nehme Rom seine Religion, und es fällt in sich selbst zusammen. Als endlich jene edle Genossenschaft der Patricier zu Grunde ging, wurde Rom von allen Seiten zerfleischt, das Volk war nichts mehr als ein elender Haufen, man sah es unter der Geißel eines Marius bluten und unter Sylla und den folgenden durch Proscriptionen mißhandeln. So citirt man, noch immer Brutus als den Feind der Tyrannei während er der größte Aristokrat war."

„Brutus tödtete Cäsar nur darum, weil er die Macht des Senats mindern und die Bedeutsamkeit des Volkes vermehren wollte. Hieraus kann man sehen, in welchem Sinne gewöhnlich die Unwissenheit und der Partheigeist die Geschichte citirt.“

„Ich fordere Jedermann auf, mir eine der ältern oder neuern Republiken zu zeigen, worin es nicht Auszeichnungen gegeben. Man nennt es zwar Spielereien; es bedarf deren, um die Menschen zu führen. Ich würde zwar Anstand nehmen, das, was ich sagen will, vom Rednerstuhle herab zu behaupten, allein in einer Versammlung von Weisen und Staatsmännern darf man Alles sagen; ich behaupte, daß die französische Nation nicht einmal einen Werth auf die Freiheit und Gleichheit setzt, denn sie hat sich durch zehn Jahre der Revolution nicht geändert, es sind immer noch die alten Gallier, stolz und leichtsinnig, nur für die Ehre allein empfänglich; man muß ihnen also hier etwas geben. Der Franzose bedarf der Auszeichnungen. Man sehe nur die tiefe Ehrfurcht, die der Pöbel vor allen fremden Decorationen hat; er wurde förmlich davon außer sich gesetzt, deßwegen ermangelt er auch nicht, solche zu tragen.“

„Voltaire hat Alexanders Soldaten die Sechskreuzer-Helden genannt, und er hatte Recht, denn dem ist wirklich so. Glauben Sie etwa, daß Sie die Menschen durch philosophische Erörterungen dahin bringen können, sich zu schlagen? Nie, diese taugen nur für den Stubengelehrten. Der Soldat schlägt sich für den Ruhm, für Auszeichnungen und Belohnungen. Die republikanischen Armeen haben deßwegen große Dinge ausgerichtet, weil sie aus Söhnen der Bauern und Pächter, und nicht aus Werbgesindel bestanden; weil sie statt der adeligen Officiere neue bürgerliche Officiere und Ehrgeiz hatten.“

„Die Armeen Ludwig XIV. thaten aus dem nämlichen Grunde dasselbe. Man kann das vorgeschlagene Institut auch einen Orden nennen; Worte thun nichts zur Sache. Seit zehn Jahren schon spricht man von Institutionen, was ist aber bis jetzt geschehen? Nichts. Die Zeit war noch nicht gekommen. Man hatte einmal den Einfall, die Bürger in den Kirchen zu versammeln, wo sie, (halb todt vor Kälte), die Gesetze vorlesen hörten, welche sie selbst lesen und studiren sollten. Eine Sache, die sogar Denjenigen Langeweile verursachte, die solche vollziehen sollten; wie konnte man nur glauben, das Volk durch eine solche Institution an sich zu ziehen! ich weiß gar wohl, daß, wenn man, um den Vorschlag annehmbar zu finden, sich in den Tiegel, welche die zehn Revolutionsjahre in sich begreift, versetzt, man ihn untauglich finden wird. Wenn man sich aber in die auf Revolution folgende Zeit, und in die Nothwendigkeit versetzt, der Nation endlich wieder eine Organisation zu geben, so wird man ganz anders davon denken."

„Nachdem man Alles über den Haufen geworfen, muß man nun wieder anfangen, aufzubauen. Man hat zwar eine Regierung und öffentliche Gewalten eingesetzt; die Nation selbst aber befindet sich noch in einem Chaos, während wir noch die alten Pivilegirten in unserer Mitte haben, welche durch ihre Grundsätze und Interessen wohl organisirt, wohl wissen, was sie sollen. Diese kennen ihre Anzahl, indessen wir durch ganz Frankreich zerstreut, ohne System, ohne Vereinigung und Berührung dastehen. So lange ich an der Spitze der Republik bin, stehe ich gut für dieselbe, allein man muß auch an die Zukunft denken. Wenn Sie die Republik für unerschütterlich fest gegründet halten so irren Sie sich sehr. Wir haben zwar die Macht, es zu thun, haben es aber noch nicht so weit gebracht

und werden auch nie dazu gelangen, wenn wir nicht einige Granitwälle auf Frankreichs Boden aufführen. Wer sich auf das Volk verläßt, der irrt! Man kann es eben so leicht: „Es lebe der König, es lebe die Ligue!“ rufen machen.“

„Man muß ihm eine bestimmte Richtung geben, und hierzu bedarf es der Werkzeuge. Ich habe gesehen, wie während des Krieges in der Vendée dreißig Menschen in einem Departemente den Meister gespielt haben, dasselbe System müssen auch wir ergreifen.“

„Darüber, daß wir Institutionen bedürfen, sind wir einig; wer also die vorgeschlagenen nicht für gut findet, schlage eine andere vor. Ich behaupte gar nicht, daß sie allein die Republik retten werde, aber ihre Rolle wird sie spielen.“

Der zweite Consul unterstützte den Vorschlag und suchte hauptsächlich zu beweisen, daß überhaupt Auszeichnungen durch die Constitution nicht verboten seyen.

Savoye Rollin bekämpfte denselben, in einer durch Grundsätze und Thatsachen unterstützten Rede, welche tiefen Eindruck machte. Chauvelin vollendete das System seines Angriffs durch seine ebenso wohl begründete Meinung.

Folgendes waren seine Haupt-Einwürfe gegen den Gesetzes-Vorschlag: „Die Ehren-Legion schließt alle Elemente in sich, welche bei allen Völkern des Erdballs dem Despotismus vorangegangen sind; sie ertheilt besondere Vorrechte, Macht, Ehrenzeichen, Titel und bestimmte Einkünfte; Vortheile, welche selbst dem Adel bei seiner Entstehung mangelten. Die Verschiedenheit der Zeiten, und die Fortschritte der Aufklärung dürfen uns nicht einschläfern. Das menschliche Herz bleibt immer dasselbe. Gleiche Umstände verführen es zu gleichen Verirrungen, und er-

regen dieselben Neigungen in ihm. Dem zu Folge wird auch die Errichtung der Ehren-Legion die schlummernden, in ganz Europa geehrten Vorurtheile wieder erwecken, den militärischen Einfluß und die Ideen des Adels, die stets eine Folge der Vorurtheile sind, verstärken, und den Gemeingeist durch den Partheigeist verdrängen. Unter dem Vorwande, den Adel gänzlich zu verbannen, setzt man durch die Errichtung der Ehren-Legion einen neuen ein, und gibt dem alten Adel seine Macht wieder. Es ist wahr, daß Zwischenstellen in despotischen Staaten von Nutzen sind. Allein bei einer Regierung mit Volksvertretung und bei einem Volke, dessen Gesetze glücklicherweise öffentlich erörtert werden, sind die constituirenden Körperschaften die einzigen und wahren Zwischenstellen zwischen Volk und Regierung. Die vorgeschlagene Institution ist aber ganz gegen den Geist und die Grundsätze einer Republik und dem Inhalte der Constitution zuwiderlaufend."

Freville vertheidigte den Gesetzes-Vorschlag; Lucian Bonaparte hingegen behandelte seine Gegner ganz wie ein eitler junger Mensch, der sich auf seine Verwandschaft mit dem ersten Consul etwas zu gute that; er legte ihnen verbrecherische Absichten unter, sprach von einem Angriff auf die Regierung, von Indignation und ergoß selbst einen Theil seiner Galle über die Nation, die er mit der Benennung „erbärmlich" brandmarkte. Die Unklugheit dieses Redners schadete dem Gesetzes-Vorschlage sehr, und er ward nur mit 56 Stimmen angenommen.

Nun begann dessen Erörterung in der gesetzgebenden Versammlung, wo er aber keinen großen Widerspruch erlitt. Sowohl die treuen Redner, von Seiten der Regierung als auch jene vom Tribunate hatten bloß den Auftrag, den Gesetzes-Vor-

schlag zu vertheidigen, und suchten daher alles Mögliche auf, was zu seinen Gunsten seyn konnte. Die Erörterung ward eine Anspielung, welche Dumas aus der römischen Geschichte herholte, nämlich auf Markus Claudius, der das Römerschwert genannt wurde, beendigt.

„Unser Consul," rief der Redner aus, „den das Volk so eben für die Dauer seines Lebens zur ersten Magistrats-Person ernennen will, derselbe Mann, der mitten unter den Gräueln des Krieges Künste und Wissenschaften beschützte, und solche sogar in Egypten, der Wiege derselben, von wo aus sie die Griechen und Archimedes hergeholt hatten, durch den Schutz seiner siegreichen Waffen wieder aufleben machte, dieses Franzosenschwert schlägt auch Euch, ihr Hohenpriester des Gesetzes, die Errichtung eines der Ehre und Tugend geheiligten Tempels vor."

Endlich stimmten diese Hohenpriester über den Gesetzesvorschlag ab, und obgleich man alle denkbaren Mittel der Beredsamkeit angewandt hatte, um ihre Stimmen für sich zu gewinnen, wurde die Einführung der Ehrenlegion nur mit 166 Stimmen gegen 110 beschlossen.

Ein so lebhaft bestrittener Sieg, der diesen beiden Körperschaften, die überdieß erst kürzlich eine Reinigung erlitten hatten, auf eine so mühselige Weise abgezwungen worden war, war für den ersten Consul nicht sehr schmeichelhaft; weswegen auch der Staatsrath Jl zu ihm sagte:

„Sie sehen also doch, daß diejenige Staatsräthe, welche für eine Vertagung gestimmt haben, einigen Grund dazu hatten, denn eine so starke Opposition ist immer unangenehm."

„Sie haben Recht," antwortete er ihm, „man hätte warten und die Sache reif werden lassen sollen; denn der Fall war keineswegs dringend. Ueberdieß waren die Gründe, welche die

Redner zur Vertheidigung dieses Gesetzvorschlages angeführt haben, nicht gut gewählt."

Die Annahme der Ehrenlegion geschah also

im Staatsrathe	mit	14	gegen	10
„ Tribunate	„	56	„	38
in der gesetzgebenden Versammlung	„	166	„	110
		236		158

Mehrheit 78.

Keine Institution fand je einen so gewichtigen Widerstand; mit derselben wurde die Grundlage zu einem neuen Adel gelegt, was ebenfalls nicht wenig dazu beitrug, Bonaparte vielen Gemüthern zu entfremden, und ihm die Herzen zu entziehen, die ihn bisher noch bewundert hatten. Das Schlimmste dabei war, daß es gerade die besten und vorurtheilsfreisten Köpfe waren, deren Stütze er sich beraubte. Man sagte unter Anderem: „Durch die Legion wird ein förmliches Patriciat eingeführt; sie besitzt alle Elemente, aus denen der Erbadel entsprang; Privilegien und Erblichkeit werden bald nachfolgen, sobald man in den Gemüthern eine Neigung, sie zuzulassen, wahrnehmen wird. Civilpersonen werden hier durch militärische Auszeichnungen belohnt, doch so, daß der Officier, der eine Schanze erstürmen half, durch die Statute der Legion, weit über dem unsterblichen Genie eines Montesquieu stehen würde." Am lautesten sprach Chauvelin im Tribunate. „Persönliche Auszeichnungen eines besondern Corps wecken einen Particulargeist, und gebären Zwietracht; die Legion bedroht uns mit der Wiederkehr des Zunftgeistes, der die besten Gedanken entstellt, die edelsten Absichten vergiftet, und alle Freiheit und Gleichheit vernichtet."



DAS STADTHAUS

Das Stadthaus (Hôtel de ville).

Es liegt auf dem berüchtigten Greveplatz, auch Place de l'hôtel de ville genannt. Der Italiener Cortone war der Baumeister dieses unter Franz I. erbauten Gebäudes. 1533 wurde der Grund dazu gelegt, aber erst 73 Jahre später dasselbe vollendet. Hier hat die Präfektur ihren Sitz. Zwei Pavillons mit großen Thorhallen bilden die Flügel des Gebäudes, in dessen Mitte die Uhr angebracht ist, nach welcher sich ganz Paris richtet, alle Beamte und Müssigänger, der Hauptstadt sind von ihrer Genauigkeit überzeugt. Der innere Hof ist mit Arkaden umgeben. Die Bildsäule Heinrichs IV. zu Pferd ist über der Mittelthüre angebracht und war lange Zeit durch Napoleons Statue abgelößt worden. Jetzt steht wieder der gute König da, chacun a son tour. Auch ein Ludwig XIV. ist, wenn wir nicht irren, im Inneren des Hofes irgendwo ganz an einer Treppe als Wächter angebracht. — Das Stadthaus ist von großer historischer Wichtigkeit, und hat namentlich bei der Revolution von 1789 eine große Rolle gespielt, und wurde damals (1792) la maison commune (das Gemeindehaus) genannt. Hier war es unter andern auch, wohin sich Robespierre in seiner Herzensangst mit noch mehreren seiner blutigen Helfershelfer geflüchtet hatte, um dem gerechten Racheschwert zu entgehen, aber gerade hier wurde die Hyäne gefangen. Die höchst merkwürdigen letzten Augenblicke dieses so blutdürstigen als kurzsichtigen Ungeheuers verdienen hier aufgezeichnet zu werden. Schon war Robespierre's Macht und Einfluß sogar bei dem raub- und mordsüchtigen Pöbel sehr gesunken, als der Convent den 9. Thermidor sich um die gewöhnliche Stunde versammelte. Aber der Enthusiasmus, den Robespierre während der Nacht unter den Jacobinern hervorgerufen hatte, gab ihm wieder Vertrauen.

Der Tyrann und seine beiden Akoliden, Couthon und St. Just, hatten beschlossen, den Kampf im Convente zu erneuern, und hofften den nämlichen Schrecken, wie bei den Jacobinern, in demselben zu verbreiten. Es schien, als träumten sie nur von Rache, von der Dictatur, von Festen und Hinrichtungen. Robespierre bemerkte indessen, daß die Männer des Berges noch nie so entschlossen und drohend ausgesehen hatten, wie heute. — Ihre Reihen sind dicht und zahlreich, und seine Bank ist verlassen und einsam. Vergeblich sucht er die gewöhnliche Miene der Demuth und Unterwerfung; dieß scheint ihn zu beunruhigen, und er erblaßt. — Indessen sind seine Gegner übereingekommen, mit ihrer Vertheidigung und ihrem Angriff auf ein verabredetes Zeichen zu warten. — Dieses Zeichen wurde durch St. Just's Erscheinung gegeben, welcher sich um Mittag auf die Tribune schwang. Mit düsterer Miene, wildem Blick und unsicherem Tone begann er seine Rede. „Er gehöre zu keiner Parthei, zu keiner Faction. Von dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß beauftragt, über die Ursachen der sichtbaren Erschütterung zu berichten, welche die öffentliche Meinung seit einiger Zeit erlitten hätte, wolle er seinem Auftrage genügen, sollte auch die Rednerbühne für ihn, so wie für mehrere Andere, ein tarpejischer Fels werden. Man habe das Gerücht verbreitet, die Regierung sey getheilt, dieß sey sie nicht . . .“

Weiter kam der Redner nicht. Von Ungeduld gefoltert, schwang sich Tallien auf die Rednerbühne. „Ich verlange das Wort,“ sagte er, „der Redner hat uns so eben versichert, er sey von keiner Parthei. Ich sage dasselbe von mir. Nur mir selbst, nur der Freiheit gehöre ich an; und darum will ich die Freiheit ertönen lassen. Kein guter Bürger kann sich bei dem unglücklichen Geschicke des Vaterlandes der Thränen enthalten. Ueberall Uneinigkeit! Gestern tritt ein Mitglied der Regierung

in seinem eignen Namen auf; heute wird dasselbe Schauspiel wiederholt. Bald wird es zum Angriff kommen, und das Vaterland in den Abgrund gestürzt werden. Ganz soll man den Schleier zerreißen. Ich will die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, den Tyrannen in seiner schwärzesten Blöße zeigen. — Den ganzen Convent will er nun vernichten, denn seit seinem gestrigen Unfalle weiß er nur zu gut, daß, wenn er diesen Körper auch noch zwei- drei- oder viermal anklagte, er dennoch keine Stütze für seine freiheits-mörderischen Absichten, für die Dictatur oder gar das Königthum und seine Tyrannei, oder welchen Namen er derselben geben möchte, finden würde. — Er will daß auch keine einzige Freistätte für die Freunde der Republik und der heiligen Freiheit mehr übrig bleibe. Er will Euch Alle vernichten, ja Alle, und noch heute, in wenigen Stunden; er hat es versprochen und geschworen. Zweitausend Bösewichter haben es mit ihm geschworen, ich habe diese Nacht ihre furchtbaren Eide gehört, und fünfzig meiner Collegen haben sie mit mir gehört. Wir haben die Zubereitungen der Mörder gesehen, der Tyrann befahl seinen Lictoren . . . Ich nenne Euch, Dumas, den unwürdigen verruchten Präsidenten des Revolutionstribunals; Henriot, das treulose Oberhaupt, welches man der Nationalgarde gegeben hat . . . „Ja" fiel ihm Billaud-Varennes, der seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, in die Rede, „der Augenblick ist gekommen, wo man sich ganz erklären muß. Nach allem, was vorhergegangen ist, wundere ich mich nicht, St. Just auf der Rednerbühne zu sehen. Er hat den beiden Ausschüssen versprochen, seine Rede ihrem Ausspruche zu unterwerfen, ehe er sie im Convente ablese; und jetzt tritt er auf, ohne Wort gehalten zu haben. Der Convent schwebt zwischen zwei furchtbaren Klippen, und zu Grunde gehen muß er, wenn er schwach ist. Nur mit Entsetzen könnt ihr einen

Blick auf Eure wahre Lage werfen. Wisset, daß das Oberhaupt der bewaffneten Macht von Paris dem Revolutionstribunal als Mitschuldiger Heberts von dem Wohlfahrtsausschuß angezeigt ist. Wisset, daß diese bewaffnete Macht von beinahe lauter Aristokraten angeführt wir. Wisset, daß ein Mensch, als von der Sendung neuer Volksrepräsentanten in die Departemente die Rede war, auf der ihm überreichten Liste nur 20 Mitglieder des Convents einer solchen Sendung würdig fand; dieser Mensch ist Robespierre. Wisset, daß der Präsident des Revolutionstribunals gestern im Jacobinerclubb ganz unumwunden den Vorschlag that, daß man alle unreinen Mitglieder aus dem Schooße des Convents verjagen sollte. Sterben wollen wir lieber, als diese Kränkungen noch länger ertragen. Gerade diejenigen, welche im Convent und Jacobinerclubb unablässig von Gerechtigkeit und Tugend sprechen, treten beide unter die Füße, so oft sie nur können. Hier ist der Beweiß. Ein Schreiber des Wohlfahrtsausschusses entwendete 114,000 Livres. Ich spreche von seiner Verhaftung, und Robespierre verhinderte sie. Ha, Bürger, tausend ähnliche Thatsachen könnte ich Euch anzeigen; und doch sind wir es, die er anklagt. — Gerade diese Thatsachen haben mich erst auf den Schlund hingeleitet, den er unter unsern Füßen gräbt, und den wir mit unsern Leichnämen ausfüllen werden, wenn wir nicht über ihn und seinen Anhang triumphiren."

Länger vermogte sich Robespierre nicht zu halten, mit Ungestüm schwang er sich auf die Rednerbühne; mit aufgehobenen Händen verlangte er das Wort; aber von allen Seiten erschallte ein: „Hinunter mit dem Tyrannen:" und verlassen mußte er von Neuem die Bühne. Tallien erhielt an seiner Stelle das Wort. „Ich forderte so eben," sagte er, „daß der Schleier zerrissen werden sollte, und mit Entzücken sehe ich jetzt, daß er

es ist. Entlarvt sind die Tyrannen. Bald werden sie vernichtet seyn, und die Freiheit wird noch einmal triumphiren. Alles verkündigt, daß der Feind der Nationalrepräsentation unter ihren Streichen fallen wird. Einen herrlichen Beweiß von unserer republicanischen Redlichkeit geben wir der wachsenden Republik. Geschwiegen haben wir bis jetzt; aber von seinen Planen unterrichtet, schweigen wir nicht länger. Mit diesem Dolch würde ich ihm das Herz durchbohren, wenn der Convent den Muth nicht hätte, seine Verhaftung zu decretiren. Nicht auf ein Individuum, nein, auf eine weit verbreitete Verschwörung mache ich aufmerksam. Die Verhaftung Henriots verlange ich vor allen Dingen. Ist diese geschehen, dann mögen wir ruhig in der Untersuchung fortfahren. Robespierre's Anklage ist in Euren Herzen, und steht auf Euren Gesichtern geschrieben. Ist auch eine Stimme, die hier sagen kann: „Robespierre war nicht ein Unterdrücker?“ Er spreche, der Sclave, dessen Niederträchtigkeit sich mit so unwürdigen Fesseln befreunden könnte. — Er spreche, damit ihn der Abscheu und die Verachtung des ganzen Convents und aller wahren Republicaner treffe. Haben die Bürger unter den schändlichsten unserer sich Könige nennenden Tyrannen, unter einem Ludwig XI., Ludwig XIV., und unter den schimpflichen Maitressenregierungen Ludwigs XV., in einer blutigen Sclaverei geschmachtet? — Ich kann nicht leben und mein Vaterland in den Ketten eines solchen Menschen schmachten sehen. Zittere, Robespierre! erzittere, Tyrann! Deine unkluge Rede hat dich in aller Augen entlarvt. Siehe mit welchem Abscheu sich alle freie Männer von dir entfernen! Wir freuen uns deiner Todesangst; aber das Heil des Vaterlandes will, daß wir sie nicht verlängern. Ich erkläre nochmals, daß, wenn der Convent nicht die Anklage des Tyrannen decretirt, ich ihm den Dolch ins Herz stoßen werde.“ — Die ganze Versammlung erhob sich, einen

wüthenden Beifall zollend. Robespierre schien vor Furcht unbeweglich, und St. Just verschwand von der Rednerbühne, den Augenblick verfluchend, in welchem er dieselbe bestiegen hatte. Couthon fürchtete, durch ein Wort die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von den übrigen Verschwornen unterstützt, brachte es Tallien dahin, daß außer Henriot auch noch sein Generalstab, Dumas, Boulanger und Defraise verhaftet werden sollten. Vergeblich forderte Robespierre von Neuem das Wort. Man riß ihn von der Rednerbühne. Nur seine Ankläger sollten gehört werden. Von diesen nannte ihn Vadier den alleinigen Verfasser des Dekrets vom 22. Prairial, und spottete bitter über Catharina Théot, diese Mutter Gottes, die er Robespierre's Hohenpriesterin nannte. Bourdon (von Oise) beschuldigte ihn, sechs Patrioten von Brüssel aufgeopfert zu haben. Andere brachten noch unbestimmtere Beschuldigungen hervor.

Collot d'Herbois verlor sich in persönlichen Angriffen gegen seinen Feind, dem er einen egoistischen Eigendünkel vorwirft, und wobei er die Ungeschicklichkeit begeht, ihn hierin nachzuahmen. Billaud-Varennes wirft ihm sogar vor, Danton lange vertheidigt zu haben, und geht, durch den Instinct seiner Grausamkeit getrieben, fast soweit, ihn der Mäßigung und zu vieler Gnade zu beschuldigen. Tallien, ungeduldig, fiel endlich wieder ein und sagte: „Zu was dienen alle diese einzelnen Thatsachen, da ihr in Eurem Innern die tiefe Ueberzeugung von Robespierre's Verbrechen habt? Der ganze Tag würde nicht hinreichen, um den kleinsten Theil derselben nur zu berühren, und ihr habt keine Minute von diesem Tage zu verlieren, den der Tyrann wohl anzuwenden wüßte, wenn man ihm einen Augenblick Ruhe gönnte. — Ueber was kann er sich beklagen? er kömmt ja durch die von ihm selbst erfundenen Waffen um, von denen er einen so grau-

samen Gebrauch unter uns gemacht hat. — Welchem Beklagten hat er jemals das Recht, sich zu vertheidigen, gestattet? — Laßt uns jetzt ebenfalls sagen, daß unser Gewissen seit langer Zeit erleuchtet ist! Darf der sich beklagen, der durch das abscheuliche Gesetz vom 22. Prairial neun Zehntheile der Franzosen außer dem Gesetz erklärt hat? — Keine Umstände mit den Tyrannen und ihren Schergen! man kann ihr Ende nicht genug beschleunigen: er selbst hat euch dieß hundertmal wiederholt. Wohlan, er komme ohne Aufschub sammt den Helfershelfern seiner freiheits-mörderischen Tyrannei um."

„Schlagen wir mit festem Arme zu, bis auf die Bänke des Revolutionstribunals, bis in die Schreibstuben der Jakobiner, in die des Gemeinderaths; laßt uns ihn und seinen, aus Bösewichtern und Spitzbuben bestehenden Generalstab verfolgen. Laßt uns endlich so vielen feigen Angriffen auf die Menschheit und ihre heiligsten Rechte ein Ziel setzen. Laßt uns frei seyn, laßt uns Männer seyn, trotzt jeder Gefahr, um der Sclaverei zu entgehen. Ein Leben ohne Freiheit, ein Leben, in der Knechtschaft ist zehnmal schlimmer als der Tod, und kann nur solchen Menschen behagen, die mit dem Vieh der schlechtesten Gattung auf einer Stufe stehen. Stimmt über die Verhaftung des Tyrannen ab: dann wollen wir uns mit seinen Speichelleckern und Höflingen befassen."

Tallien schien eine absolute Gewalt auf die ganze Versammlung erlangt zu haben; der Berg erhob sich mit einem Male, um Robespierre's Verhaftung zu begehren. Dieser, von seiner Betäubung etwas zurück gekommen, versuchte nun alles Mögliche, um zum Worte zu kommen. Seine schneidende, gellende Stimme durchdrang die donnernden und brüllenden Stimmen seiner Feinde. — Bald erkletterte er die Rednerbühne, bald den Stuhl des Präsidenten. Dieser blieb taub für sein

Geschrei, — es war Thuriot, dem er schon zwanzigmal mit dem Tode gedroht hatte.

Ein fortdauernder Kampf entspann sich zwischen der Klingel des Präsidenten und Robespierre's Stimme. In Verzweiflung suchte er mit begierigen Augen diejenigen seiner feilen Höflinge, die ihm im Glücke am Meisten geschmeichelt hatten, aber vergeblich; es schien, als suchten sie sich seinen Blicken zu entziehen, und die Furcht und Angst stand deutlich auf den blassen, todtenähnlichen Gesichtern dieses kriechenden Ungeziefers, das sich überall gleich bleibt, geschrieben. — „Zum letzten Male," schrie er jetzt, „Präsident der Meuchelmörder, verlange ich das Wort." — Die Klingel antwortete ihm abermals, und jetzt änderte Robespierre sein Projekt und wirft sich auf die Bänke, wo Vergniauds Freunde sitzen, deren Hülfe er anspricht, indem er sagt: er habe diese durch seine Beständigkeit, sie zu vertheidigen, wohlverdient. „Wir müssen einander gegen die gemeinschaftlichen Feinde," fuhr er fort, „die seit langer Zeit Euern Tod geschworen haben, und heute den meinigen verlangen, unterstützen."

„Von diesen Bänken zurück," ruft ihm Ferrand zu, „du besudelst sie durch deine Gegenwart. Vergniaud und Condorcet saßen hier."

Robespierre fängt von Neuem den Kampf mit des Präsidenten Klingel an. Aber schon geht ihm die Stimme aus. „Man will mich morden!" keuchte er. — „Hast du den Tod etwa nicht verdient, tausendfach verdient?" antwortete man ihm. — Noch immer will er sich Gehör verschaffen; aber man reißt ihn zurück, und Garnier, welcher bemerkt, daß seine Stimme sich verändert hat, ruft ihm zu: „Das ist Dantons Blut, das in deinem Rachen zusammenströmt und deine Sprache erstickt!" Er schimpft, er droht, er wirft sich voll Verzweiflung auf die

Bänke, er springt wieder auf, sein Mund schäumt, Rache blitzt aus seinen Augen.

Endlich machte Louchet dieser fürchterlichen Scene ein Ende, indem er auf Robespierre's Verhaftung bestand. Sie wurde eben decretirt, als der Bruder des Angeklagten mit den Worten auftrat:

„Ich bin eben so schuldig, als mein Bruder; ich theile seine Tugenden, und verlange in das Anklagedecret aufgenommen zu werden." Lebas that dieselbe Forderung.

Diese Zufälle schienen die Versammlung auf einige Augenblicke zu verwirren. Einige schienen sogar durch diese brüderliche Ergebenheit gerührt, aber Elias Lacoste schrie: „Nein du sollst nicht von deinem Bruder getrennt werden, warst du nicht gestern auch bei den Jakobinern und hast sie zur Ermordung aller Stellvertreter des Volks aufgefordert?" — Freron rief: „Ein Tyrann hat ein zähes Leben, nieder mit ihm!" Er bestand auf dem Verhaftsdecrete gegen Couthon und St. Just, und von Lacoste unterstützt erhielt er es. St. Just mußte die Rede aushändigen, welche er zu sprechen angefangen hatte, — „einen wahren Dolch," sagte ein Schriftsteller, „die ganze Versammlung zu ermorden."

Es wurde nun über Robespierre's Verhaftung abgestimmt, und dieselbe bis auf fünf oder sechs Stimmen einstimmig unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" decretirt. — „Die Republik!" schrie Robespierre, „es gibt keine mehr, die Spitzbuben siegen!" Gleich darauf ward auch seines Bruders, nebst St. Just's und Couthons Verhaftung decretirt. Als letzterer hörte, daß man ihn der Tyrannei anklagte, sagte er: „Wie? ich, lahm, wie ich bin, soll nach der Herrschaft trachten?" — „Du hast hundert Arme für das Verbrechen," schrie ihm Legendre zu — Bald fügte man zu den erlassenen Verhaftsdecreten noch

das von Robespierre's Schwager Lebas, das von dem berüchtigtigten Präsidenten des Revolutionstribunals, Dumas, die von Henriot, Boulanger, Dufraise, Lavalette, Aubigni, Prosper, Figas, sämmtlich Chefs der Nationalgarde, hinzu. — Noch in der nämlichen Sitzung ließ der Convent Robespierre und die mit ihm angeklagten Deputirten vor die Schranken schleppen, um sich an seiner Demüthigung zu weiden, doch kostete es Mühe die Gerichtsboten dahin zu bringen, ihre Schuldigkeit zu thun, so sehr war der Tyrann gefürchtet.

Der furchtbare Robespierre war zwar gelähmt, aber noch nicht zerschmettert. Ein fragender Blick, den er auf die Gallerien warf, erhielt ein Zischen zur Antwort. „Die Banditen siegen,“ sagte er mit verbissener Wuth, indem er sich den Schranken näherte, wo die Gensd'armerie seiner harrte, um ihn mit seinen Freunden in den Luxemburg zu bringen. Noch war aber nicht Alles gewonnen, noch konnte der gefürchtete Namen des Unbestechlichen Wunder vollbringen. Robespierre ins Gefängniß führen lassen! — ein unerhörtes Wagestück: alle seine Schergen waren im Anzuge und Henriot mit seinem ganzen Generalstabe durcheilte seit dem Morgen die Straßen der Hauptstadt.

Während der Debatten im Convente hatte der Maire Fleuriot und der Nationalagent Payan, alle Municipalbeamten auffordern lassen, sich in dem Gemeindehause einzufinden. Auf Payans Vorschlag wurden aus dem allgemeinen Rathe Emissäre verschickt, um das Volk zum Beistande seiner Obrigkeit und zur Rettung des bedrohten Vaterlandes zu ermuntern. Diese Sendung blieb nicht ohne Erfolg. Große Menschenmassen bewegten sich dem Gemeindehause zu, wo sich die Befehlshaber der Nationalgarde und die constituirten Obrigkeiten bereits durch einen Eid verpflichtet hatten, die Sache des Volks zu vertheidigen. „Patrioten,“ sagte man dem hinzuströmenden Volke, „sind in

Gefahr unterdrückt zu werden; aber retten werdet ihr sie, wenn ihr dem braven Henriot folgt, der die Befehle der Municipalität vollziehen wird."

Eben so thätig hatten die Jacobiner Abgeordnete ausgesendet, um die Sectionen von Paris, das Lager von Sablons und die Arbeiter in der Pulvermühle von Grenelle in Bewegung zu setzen. Auch von dieser Seite war eine große Menschenmasse im Anzuge, und nichts blieb unversucht, um sie zu einem hartnäckigen Kampfe zu bestimmen.

Die Sturmglocke läutete, die Thore wurden geschlossen, Henriot stellte sich an die Spitze der Seinigen und drohte, den ganzen Convent zu vernichten. Die Insurrection war vollendet.

Außerdem war das Revolutionstribunal durchaus von Robespierre's Creaturen besetzt; auch nicht ein Mitglied desselben war, das er nicht ernannt hatte, und war Marat von demselben triumphirend zurückgekommen, so mußte Robespierre wenigstens heilig gesprochen werden. — In der Nationalversammlung fühlte man wohl, und hätte vielleicht gewünscht, daß Talliens Dolch der Sache ein schnelles Ende gemacht hätte, indessen hatte der Kampf auf Tod und Leben einmal begonnen, und kein Rücktritt war mehr möglich.

Bald zeigte es sich, daß die Furcht, welche man wegen Robespierre's Einfluß hatte, nur zu gegründet war. Henriot und seine Satelliten schienen überall die Oberhand zu bekommen. Als man gegen fünf Uhr des Abends noch achtzig Schlachtopfer auf den Richtplatz führte, und die Bedeckung nicht sehr zahlreich war, hörte man zum ersten Male, wie das Volk laut Gnade für sie verlangte, und Einige riefen sogar, Robespierre gehöre an ihre Stelle. Jetzt wirft sich das Volk auf die Todten-

karren, hält den Marsch auf, verjagt die Gensd'armen, der Henker selbst scheint sich eines Ruhetags zu freuen, und die Schlachtopfer belebt wieder neue Hoffnung. — Aber in dem Augenblicke sprengt Henriot mit seinen saubern Adjudanten herbei, sammelt die zerstreuten Gensd'armen wieder, läßt mit den Säbelklingen auf das unbewaffnete mitleidige Volk einhauen, — der Todtenmarsch wird fortgesetzt, und am Tage der Rettung müssen noch achtzig Schlachtopfer der Tyrannen durch einen schon in Verhaft decretirten Bösewicht fallen.

Ueber diesen Erfolg stolz, versuchte Henriot nun das Mitleiden des Volkes zu Gunsten Robespierre's in Bewegung zu setzen, und schreit über Rebellion und Aufruhr bis unter die Fenster der Tuillerien.

Wahnsinn und Verwirrung schienen sich von Neuem auf Paris herabgelassen zu haben. In derselben Straße schrie man: „Es leben Robespierre und die Volksbeamten!" und: „Verderben den Tyrannen! Es lebe der Convent!" Um Robespierre Hülfe zu leisten, setzten sich die Bewohner der Vorstadt St. Marcel in Bewegung; die rebellische Municipalität zu bekämpfen, brach die Vorstadt St. Antoine auf. Ein wüthendes Blutvergießen schien unvermeidlich. Henriot wurde bald mit Säbelhieben verfolgt, bald im Triumph daher getragen. Er selbst wußte nicht ob er den Convent angreifen, oder das Gemeindehaus vertheidigen sollte, und schwankte lange wie besessen in den Straßen umher. Er wurde endlich durch zwei Deputirte, als er das Volk anredete, und auf deren Geheiß von eben dem Volke gefangen genommen, und in den Sicherheitsausschuß gebracht. Coffinhal befreite ihn einige Augenblicke darauf. Endlich gelang es ihm, an der Spitze eines starken Trupps, die Vorposten der Tuillerien zu überwältigen. Mit einer furchtbaren Artillerie

rückte er in die Höfe des Nationalpallastes ein, und drang bis in den Saal der Freiheit vor, um die Mitglieder der Regierungsausschüsse zu verhaften. Schon kündigte Collot d'Herbois, den Präsidentenstuhl besteigend, der Versammlung an, daß man eines ruhmvollen Todes sterben müsse; schon riefen alle Mitglieder der Versammlung; „Wir sind zum Tode entschlossen!" als sich die Zuhörer auf den Gallerien der Verlassenen annahmen, Henriot und die Seinigen zurückdrängten, und alle Gefahr entfernten. Der Sieg erklärte sich von diesem Augenblicke an für den Convent. Das Gemeindehaus wurde umringt.

Gerade um diese Zeit trat Legendre, mit einer geladenen Pistole und von zehn entschlossenen Gefährten begleitet, in den Saal der Jacobiner ein. Allgemeiner Schrecken ergriff die ganze Gesellschaft. Ihr Präsident Vivier, auf welchen Legendre mit drohender Miene losging, sprang von seinem Lehnsessel und verlor sich unter der Menge. Alle drängten sich nach der Thüre zu, um die Straße zu gewinnen, weil Legendre's Begleiter ihnen verkündigten, daß Kanonen gegen den Saal im Anzuge seyen. In wenigen Augenblicken war der Saal gereinigt. Legendre verschloß ihn, und überlieferte dem Convente die Schlüssel mit eben so viel Pathos, als ein glücklicher Feldherr seinem Souverain die Schlüssel einer eroberten Stadt.

Der Henker Lyons, Collot d'Herbois, schwankte noch immer in Angst, und hatte in seinem verwirrten Berichte die Gefahr augenscheinlich vergrößert. Glücklicherweise sahen sie Tallien, Barras, Legendre und Freron mit anderen Augen an, und der Erstere sagte: „Robespierre hat uns durch seine und seiner Mitschuldigen Rebellion das einzige Mittel in die Hände gegeben, das gegen einen Tyrannen anwendbar ist, und dem Vaterlande und dem Convente die Freiheit wieder geben wird. Gott sey

Dank, zu unserer Aller Heil haben wir nun nicht mehr nöthig, ihn durch das Gesetz, oder vielmehr das Revolutionstribunal richten zu lassen, wo wir sicher den Kürzern gezogen hätten; seine Empörung berechtigt uns vollkommen, ihn und alle seine Schergen außer dem Gesetz zu erklären. Laßt uns durch dasselbe Decret den rebellischen Gemeinderath vernichten. — Keine Ungewißheit mehr, laßt uns alle Sectionen aufrufen. Laßt uns einen Commandanten der bewaffneten Macht ernennen. In jedem Kampfe gegen die Tyrannei muß man der angreifende Theil seyn, das heißt sich des Sieges versichern: dieß hat uns die Revolution gelehrt:“ — Nun wurden die Decrete erlassen, durch welche Robespierre und alle seine Anhänger außer dem Gesetz erklärt wurden; Barras wird einstimmig zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, und schwur, das Amt annehmend, nur als Sieger zurückzukehren. Andere Deputirten eilen, um die Sectionen in Bewegung zu setzen.

Der Vorsteher des Gefängnisses Luxemburg hatte indessen Robespierre und seine Freunde, den Befehlen des allgemeinen Sicherheitsausschusses zum Trotz, nicht annehmen wollen, und ein Policei-Officiant hatte den Augenblick benutzt, die Verhafteten im Triumphe erst in die Mairie, und bald darauf nach dem Gemeinde-Hause zu führen.

Der Generalmarsch rief nun alle Bürger nach dem Convente, und die Sturmglocke beschied sie auf das Stadthaus, wo der Gemeinderath war. Als aber die Sectionen die Conventsdeputirten kommen sahen, vereinigten sie sich freudig mit diesen. Die von Robespierre und seinen Helfershelfern Geächteten kamen ebenfalls aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ganz Paris setzte sich von allen Seiten her in Bewegung. Robespierre war indessen auf dem Gemeindehause und benahm durch seine Furcht

Denjenigen den Muth, die herbeigeeilt waren, um ihn zu vertheidigen. Er suchte vergeblich jenen Lanzenwald, den er bei den frühern Aufständen zu sehen gewohnt war. Die Commissäre des Gemeinderaths hatten in den Vorstädten nichts bewirkt, selbst das roheste Volk war der abscheulichen Hinrichtungen müde und gab zur Antwort: „Wenn wir vor Hunger sterben, so gibt man uns das Schauspiel einer Hinrichtung von hundert sogenannten Aristokraten, unter denen oft die besten Patrioten und Sansculotten sind. Will man uns mit Menschenfleisch speisen und mit Blut tränken? — Robespierre hatte alle Freiheit und alle Menschenrechte unterdrückt, und wir sollten uns eines solchen Tyrannen annehmen?"

Da indessen noch 2 — 3000 Männer um das Gemeindehaus standen, so gab Payan noch nicht alle Hoffnung auf. Er affectirte die Decrete, welche die Erklärung außer dem Gesetz enthielten, mit Verachtung zu lesen. Die Meisten, welche darin begriffen waren, suchten ihren Schrecken durch ein erzwungenes Lachen zu verbergen. Um eilf Uhr in der Nacht kam Barras, von mehreren Deputirten begleitet, mit 1800 Mann, welche ihm die Sectionen gesandt hatten, an. Er machte nun Anstalten, das Gemeindehaus zu umzingeln und alle Ausgänge zu versperren. Die Nacht verbarg die geringe Zahl seiner Streiter. Er läßt die Decrete, die er zu vollziehen kommt, laut vorlesen, und die 3000 Satelliten des Tyrannen wagen es nicht, ihn zu unterbrechen, sie denken jetzt nur noch daran, ihre Oberhäupter auszuliefern; bald hört man sie: „Es lebe der Convent" schreien, die Kanoniere richten ihr Geschütz gegen den Gemeinderath den sie noch eben zu vertheidigen geschworen hatten. Alle andern werfen die Waffen weg und zerstreuen sich. Man dringt nun in das Gemeindehaus, wo sich die Tyrannen, gleich Räuber in einer Höhle, gefangen finden.

Um dem Schaffot zu entrinnen, drückte Robespierre eine Pistole in seinen Mund ab, wodurch er sich aber nur die Kinnlade zerschmetterte. Sein jüngerer Bruder stürzte sich aus dem Fenster, und zerschmetterte sich die Schenkelbeine. Couthon versuchte sich, unter einem Tische versteckt, durch Messerstiche zn tödten. Lebas drückte zu gleicher Zeit zwei Pistolen in seine Schläfe, und stürzte todt zu Robespierre's Füßen nieder. St. Just und Dumas wurden gefangen genommen. Henriot ward von Coffinhal, der ihm Alles zur Last legte, aus einem Fenster geworfen, und verbarg sich in einem Abzugsgraben, wo ein Gensd'arme ihn wieder fand, der ihn durch Säbelhiebe zur Ergebung nöthigte.

Die Gefangenen hatten bittere Kränkungen zu ertragen. Während Robespierre Ströme von Blut verlor, näherte sich ihm ein Bürger mit den Worten: „Es gibt ein höchstes Wesen!“ Der podagrische Couthon wurde durch Kolbenstöße in Bewegung gebracht, und die übrigen Lebendigen unter diesen Unglücklichen nicht besser behandelt. Auf einer Art von Bahre trug man den ältern Robespierre bis an die Thüre des Conventssaales, um ihn der Versammlung zu zeigen. Keiner wollte ihn sehen, und Thuriot sagte: „Fort mit dem Cadaver eines Tyrannen, weil er die Pest verbreiten kann!“ Man setzte ihn in einem von den Sälen des Wohlfahrtsausschusses ab. Hier war er Verwünschungen und Flüchen preisgegeben, während Schmerzen und Fieberschauer seinen Körper bewegten. Ohne einen Laut von sich zu geben, lag er zwei volle Stunden in derselben Stellung. Dann führte man ihn in das Hospital, Hotel-Dieu genannt, wo ein Wundarzt seine Wunde verbinden mußte, und zuletzt in die Conciergerie.

Alle, ausgenommen Lebas, der, ehe er sich erschoß, noch ausgerufen hatte: „Folgt meinem Beispiele, Feiglinge!“ hatte

man lebendig bekommen. Unter ihnen war Dumas, Coffinhal, Payan, Fleuriot, der Schuhmacher Simon ꝛc., alle hatte man mit den Waffen in der Hand ergriffen und waren folglich außer dem Gesetz erklärt. Die Mitglieder des Revolutionstribunals werden zusammen berufen und gezwungen ihre eigenen Chefs und Freuude zu verurtheilen. Der Sieg des Convents war vollkommen. Aber während sich Alles der Freude überließ, fingen die Mitglieder der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse an, eine geheime Furcht zu bekommen; das allgemeine Freiheitsgeschrei verkündete ihnen das nahe Ende ihrer Herrschaft. Unter den **200** bereits Verhafteten sind **199** ihrer Mitschuldigen! — Die Billands und Collots-d'Herbois fürchten bald das Schicksal der Dumas, Coffinhals ꝛc. zu theilen; der Convent erhebt sich endlich von seiner langen Erniedrigung und sie müssen wider Willen die Todtesliste ihrer Helfershelfer unterzeichnen, von denen heute **21**, morgen **70**, übermorgen **15** umkommen sollen, und die Hand der Unterschreibenden zittert zum ersten Male.

Als Robespierre von dem Revolutionstribunale zurückkehrte, wo sein Prozeß sehr schnell gemacht war, mußte er sich durch **500** Verhaftete drängen, welchen der Schließer: „Platz dem Unbestechlichen!" zurief. Das Schaffot wurde für ihn auf dem Revolutionsplatze, nämlich eben daselbst, wo so viele Tausende für seine Grundsätze und zur Beschleunigung seines Sturzes geblutet hatten, errichtet. Fürchterlich war der Anblick des Karrens, der ihn und seine Freunde dem Revolutionsplatze zuführte; sein Kopf war in blutiger Leinwand eingehüllt, sein Bruder und Couthon rangen mit dem Tode, Henriot war mit Wunden bedeckt, aus welchen noch das Blut rieselte. Vor Robespierre's Wohnung hielt der Karren, und eine Gruppe von Weibern umtanzte ihn mit bacchantischer Wildheit. Außer den Gebrüdern Robespierre, Couthon, St. Just, Lebas, Henriot und Dumas,

wurden noch Fleuriot, Payan, Vivier, Präsident der Jakobinergesellschaft, Simon, Schuster und Erzieher des jungen Capets, und mehrere andere Mitglieder der Munizipalität hingerichtet. Couthon heult, St. Just ist erstarrt, Dumas, Coffinhal uud Simon stoßen Flüche aus, die sich in dem Frohlocken der Menge verlieren. Das Volk jubelte laut in ungeheurer Masse, und noch inniger frohlockten Tallien und die übrigen Verschwornen. Die Leichname der Hingerichteten warf man in eben die Gruben, welche kurz zuvor aufgeworfen wurden, um die Körper mehrerer Hunderte von Schlachtopfern zu bedecken, die als Theilnehmer an der von Elias Lacoste angezeigten Verschwörung des Barons von Batz dem Tode geweiht waren.

„So stürzte auch Robespierre in den Revolutions-Schlund," sagt Buchholz, „zu dessen Erweiterung er selbst nicht wenig beigetragen hatte. Argwöhnender Parthei-Geist hat seinen Charakter verunstaltet. Es fehlte ihm an Talenten, an Genie und Einsichten. Irre geführt durch falsche Begriffe von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, wähnte er die Tugend, welche nur immer das Resultat glücklicher oder unglücklicher Socialverhältnisse ist, zur Stifterin einer bessern Ordnung der Dinge erheben zu können. Dieser Irrthum war die Quelle seiner Grausamkeit; denn unwidersprechlich beweisen alle seine Handlungen und Reden, daß er das Gute wollte. Sein Freiheitsfanatismus stellte ihn zuletzt an die Spitze eines großen Staats. Menschlich in dem engen Kreise eines Richteramtes, wurde er auf dem höchsten Standorte, den die Gesellschaft anweisen kann, zum Henker, weil auf demselben die Menschlichkeit nur durch Genie und Einsichten oder durch Verfassung und Gesetze gerettet werden kann, und weil in den unglücklichen Zeiten, wo Robespierre wirken mußte, selbst das größte Genie sich nur im Zusammenhalten, nicht im Organi-

siren zeigen konnte. Unerbittliche Strenge und die argwöhnische Eifersucht, womit er die Freiheit, sein Idol, bewachte, erregten gegen ihn den Verdacht, daß er nach der Dictatur strebe; aber sein ganzes Leben trägt den Stempel der Uneigennützigkeit, und diese unterscheidet ihn wesentlich von allen Tyrannen, welche das menschliche Geschlecht verheert haben, und macht ihn zum Einzigen in seiner Gattung. Fürchterlich war der Kampf, in welchen er mit sich selbst gerieth, als er seinen Irrthum zu ahnen begann. Ihn zu endigen, blieb er seinen Grundsätzen und seiner Rolle in einem Zeitpuncte getreu, wo sie ihn nur ins Verderben stürzen konnten. Er konnte nicht länger leben, und sein Tod war verdient; doch nicht die Art desselben. Um seinem furchtbaren Patriotismus zu entrinnen, beschuldigte man ihn des Ehrgeizes; und so fiel er unter den Dolchen der Furcht, da er eigentlich unter dem Schwerte der verletzten Menschlichkeit hätte fallen sollen."

Robespierre war 35 Jahre alt, als er das Blutgerüste bestieg. Von mittlerer Größe und nervigtem Bau war er zu anhaltenden Arbeiten von der Natur selbst geeignet. Seine herrschende Stimmung war gefühlvoller Ernst. Die cynische Simplicität, welche in seinem Wohnzimmer herrschte, fand man in seiner Person nicht wieder; für diese liebte er sogar den Schmuck. Während der ganzen Dauer seines Aufenthalts in Paris lebte er zurückgezogen in dem Hause des Tischlers Duplair, angebetet von seinen Hausgenossen. Rousseau's Werke waren sein einziges Studium; der gesellschaftliche Vertrag dieses Schriftstellers die Grundlage der Schreckensperiode, insofern sie von Robespierre ausging. Alle seine Gedanken und Gefühle gehörten dem Staate in einem so hohen Grade, daß keiner sich seiner Freundschaft rühmen konnte, und selbst sein Bruder von ihm sagte: „Er

treibe Politik mit seinem Herzen.“ Von allen seinen Anhängern scheinen außer diesem nur Couthon, St. Just und Lebas ihn einigermaßen verstanden zu haben, alle übrigen, Payan selbst nicht ausgenommen, waren mehr seine Werkzeuge, und hätten daher auch minder hart behandelt werden sollen; aber das grausame Verfahren gegen sie bewieß nur allzusehr, daß der 9. Thermidor nicht zum Besten der tiefgekränkten Menschlichkeit herbeigeführt wurde. In wie weit die Scheußlichkeiten, welche das Revolutionstribunal in den letzten sechs Wochen von dieser Epoche verübte, auf Robespierre's Rechnung kommen, ist nie untersucht worden; aber ausgemacht ist es, daß Vadier, Elias Lacoste und mehrere andere seiner heftigsten Gegner sich in Erfindung neuer Verschwörungen am sinnreichsten bewiesen. Hieraus erklärt sich, warum in den letzten 45 Tagen nach Robespierre's Austritt aus dem Wohlfahrtsausschusse die Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer von 577 plötzlich auf 1286 stieg.

Robespierre sagt man, sey Willens gewesen, von der Bühne zu verschwinden, auf welcher er sich so sehr ausgezeichnet hatte. So unglaublich dieß auch ist, so verdient dennoch der Grund, auf welchen sich diese Behauptung stützt, bestimmt angegeben zu werden. Er ist in einem anonymen Schreiben enthalten, welches man unter seinen nachgelassenen Papieren fand; selbst Ort und Datum sind in diesem Schreiben nicht angezeigt. Man bittet ihn darin, wegen der Sachen, die er seit dem Anfange seiner Besorgnisse überschickt habe, unbekümmert zu seyn. „Jetzt werden Sie,“ setzt der Briefsteller hinzu, „alle Vorsichtigkeit anwenden, welche die Nothwendigkeit einen Schauplatz zu fliehen, wo Sie bald zum Letztenmal erscheinen sollen, erfordert. Es ist unnöthig, Ihnen die Gründe noch einmal vorzuhalten, warum Sie in Gefahr schweben; denn der letzte Schritt, der Sie auf den Sopha der Präsidentenschaft führt, bringt Sie dem Blutgerüste

näher, wo Ihnen das Gesindel ebenso gut in's Gesicht speien würde, als allen, die Sie gerichtet haben. Orleans, genannt Egalité, diene Ihnen zum Beispiel. Da es Ihnen also gelungen ist, sich hier einen hinlänglichen Schatz zu sammeln, um mit den Personen, für welche ich bereits schon Gelder von Ihnen erhalten habe, bequem zu leben; so erwarte ich Sie mit Ungeduld. Wir wollen dann nach Ihrer Ankunft über die Rolle lachen, die sie in den Unruhen einer ebenso leichtgläubigen, als nach der Neuheit gierigen Nation gespielt haben.“

Dieses Schreiben, trägt mehr den Stempel der berechneten Beleidigung, als der theilnehmenden Freundschaft, und muß daher, wo nicht für untergeschoben, doch für das Produkt eines erbitterten Gemüthes gehalten werden, welches geheime Rache suchte. Für Robespierre gab es in Europa schwerlich einen Zufluchtsort, und ein Uebermaaß von Unsinn verrieth die Voraussetzung, daß Robespierre und Pitt in Betreff der französischen Colonien im Einverständnisse gewesen seyen, und daß der erstere sich nach England hätte zurück ziehen sollen.

St. Just, ehemals Marquis von Fonteville, war ein junger Mann und von großen Talenten. Als ein feuriger Bewunderer Robespierre's schrieb er schon im August 1790 folgenden Brief an ihn: „Gegen den Strom des Despotismus und der Cabale erhalten sie das wankende Vaterland aufrecht; wie die Gottheit lerne ich sie durch Wunder kennen. Ich wende mich also an Sie mit der Bitte, meinen unglücklichen Geburtsort mit mir zu retten. Unterstützen Sie mit ihrem ganzen Talente die Adresse worin ich die Vereinigung meines Erbtheils mit den Nationaldomänen verlange; denn nur dadurch kann mein Geburtsort in dem Besitze eines Privilegiums bleiben, ohne welches er von Hunger aufgerieben werden muß; Sie sind nicht der Abgeordnete

einer Provinz, sondern der Deputirte der Menschheit und der Republik." Diese Bewunderung scheint ihm immer eigen geblieben und die Quelle aller seiner Uebertreibungen gewesen zu seyn. Robespierre's übrige Unglücksgefährten sind minder merkwürdig.

So starben in dem kurzen Zeitraume eines Jahres die Stifter vom 31. Mai und die Koryphäen des Schreckensystems, der menschenfressende Marat durch die Hand des Heroismus, der die Ungeheuer vertilgt; der colossale Danton durch das nivellirende Beil der Gleichheit, der grausame patriotische Robespierre durch die Dolche der Furcht.

Zustand Frankreichs bei dem Sturze des Schreckensystems.

Wenn wir alle im Laufe dieser Erzählung zerstreuten Züge enger zusammendrängen, so erhalten wir folgendes Bild von Frankreich: Der Bürgerkrieg entflammt, der Nationalconvent verstümmelt, ohnmächtig, unterjocht; die Herrschaft des Schreckens mit proconsularischen Quälereien eingeführt; alle Gefühle der Natur erstickt; die Freiheit der Handlungen, der Worte, der Presse gefesselt; Handel, Künste und Wissenschaften zerstört; Vandalismus und Raub gekrönt; die Gastfreundschaft aufgehoben, Verläumdungen und Verrath belohnt; die Ackergesetze gepredigt; die Moral verdorben; der Nationalcredit verletzt; das Eigenthum geplündert; das Recht über Leben und Tod den gefühllosesten Geschöpfen vertraut; Blutgerichte ohne Zahl; wandernde Blutgerüste; vollgepropfte Kerker, in welchen Pest und Grausen um die Wette wütheten; 100,000 Schlachtopfer enthauptet, mit Kartätschen erschossen, ersäuft; 30,000 Vertheidiger der Republik aus Eigensinn außer dem Gesetze erklärt; 600,000 Franzosen zur Auswanderung gezwungen; Millionen von Familien,

von Wittwen und Waisen in Thränen schwimmend; ganze Departemente, durch das Schwert oder durch Flammen gefressen; weitgestreckte Gefilde mit Todtengerippen besäet; das Alter auf seinem Lager, die Kindheit im Mutterschooße erwürgt; die jungfräuliche Schaam selbst noch in den Armen des Todes entehrt; die Bewohner des Ozeans mit den Leichen gemästet, welche die Loire, Rhone und Seine ihnen auf blutigen Wellen zuführten; Vaucluse in eine Thränenquelle, Nantes in ein Grab, Paris, Arras, Bourdeaux in Henkerstätten verwandelt; Lyon ein Trümmer; der Süden eine Wüste; ganz Frankreich ein ungeheurer Schauplatz von Schrecken, Raub und Mord.

Die Thräne stockt im Auge der Menschlichkeit bei der Unermeßlichkeit des Elendes, und verlegen fragt der kalte Verstand nach dem Zwecke, den man durch diese ungeheuere Mittel erreichen wollte?

Der Zweck war groß. Mehr als halb Europa widersetzte sich einer Verfassung, für welche sich die Leidenschaft erklärt hatte. Die schlechten Erfolge der vorhergegangenen Feldzüge hatten die Erbitterung der coalisirten Mächte in einem so hohen Grade vermehrt, daß es von Seiten der französischen Regierung auf nichts Geringeres ankam, als die Integrität des Reiches, wenn es seyn müßte, mit Aufopferung der ganzen gegenwärtigen Generation zu retten. Das Grausenerregende, das in diesem Entschlusse lag, fühlte man nicht eher, als bis es zur Ausführung kam; aber auch da noch geboten die Umstände, daß die Menschlichkeit dem Patriotismus wiche. So floß das Blut in Strömen, und die einzige erträgliche Erklärung, die man von diesem niegesehenen Phänomen geben kann, ist der Widerspruch, in welchem die Erhaltung der Individuen, mit der Erhaltung der Nation gerieth, — ein Widerspruch, der zum Unglück der Menschheit

nur allzuoft stattgefunden hat, und niemals, oder wenigstens höchst selten, auf eine unblutige Art gelös't worden ist, in Frankreich aber, wenn man alle einzelnen Umstände dieses Widerspruches zusammen rechnet, sich vorzüglich blutig lösen mußte.

Das Erstaunen über die großen Erfolge während dieser Periode (vom 2. Juni 1793 bis den 27. Juli 1794) wird durch eine genauere Bekanntschaft mit den großen Mitteln vermindert, welche der Wohlfahrtsausschuß gebrauchte, um sie hervorzubringen. Von diesen muß noch besonders die Rede seyn.

Je zweifelhafter das Schicksal der jungen Republik im Anfang des Jahres 1793 war, desto mehr waren die Inhaber der Assignate darauf bedacht, ihre Papiere gegen Metall umzusetzen, denn der Werth, oder Unwerth dieser Papiere hing lediglich von der Dauer oder Nichtdauer der Republik ab; und da die damalige Lage der Dinge auf eine baldige Umwälzung zum Vortheil des Königthums schließen ließ, so zitterten die Reichen am Meisten für ihr Vermögen. Der Aufkauf des baaren Geldes gab den Assignaten den ersten Stoß. In kurzer Zeit sanken sie von ihrem Nominalwerthe so tief herab, daß die Regierung, welche gerade jetzt die unermeßlichen Ausgaben zu bestreiten hatte, und dazu kein anderes Mittel vorfand, als die Assignate, für den Erfolg ihrer Unternehmungen besorgt zu werden, die größte Ursache hatte. Um den sinkenden Credit der Assignate zu heben, wurde in jener permanenten Sitzung, welche Dumouriez's Uebergang zu den Oesterreichern veranlaßte, auf Cambons Antrag verordnet: „daß aller Verkauf und Kauf des baaren Geldes bei sechsjähriger Kettenstrafe, sowohl für den Käufer als für den Verkäufer verboten sey, und alle Ausgaben der Republik von nun an in Assignaten mit erzwungenem Münzcours bezahlt werden sollten.

Diese fürchterliche Strafe wurde seit dem 2. Juni, welcher den Sieg des Berges entschied, in Todesstrafe verwandelt. Die revolutionäre Regierung, welche bald darauf ihren Anfang nahm, gelangte durch dieses Gesetz in den Besitz der größten Mittel, welche jemals einer Regierung zu Gebote gestanden haben; und mit dem größten Rechte sagte Barrere: „Die Assignatenfabrik sey reicher als alle Goldminen, welche der Fleiß der Spanier in den Gebirgen von Südamerika aufgewühlt hatte.“ Nicht genug, daß der Wohlfahrtsausschuß die Assignate durch den Schrekken im vollen Cours erhielt, vermehrte er auch die Masse derselben in's Ungeheuere. Vier eigene große Manufakturen, in welchen nur Assignatenpapier verfertigt wurde, waren in einer ununterbrochenen Thätigkeit. Von der constituirenden Versammlung der Legislatur und dem Nationalconvente zusammen waren bis zum 1. August 1793 15,100,040,840 Livres Assignate creirt worden. Davon waren in dieser Epoche, wo man anfing, die mit dem königlichen Bildnisse bezeichneten Assignaten aus dem Umlauf zu setzen, noch 3,217,222,053 Livres im Umlaufe; und diese ungeheure Masse, welche durch sich selbst eine Stockung hervor bringen konnte, wurde noch täglich vermehrt.

So lange die Nationalgüter ihnen zum Unterpfand dienten, war ihr Werth nicht zu bestreiten, und erst als man anfing, die Masse über den Werth dieser Nationalgüter, den man zu ungefähr 15 Milliarden Livres annahm, zu vermehren, wurde ihr Verfall nothwendig.

Außer dieser unerschöpflichen Quelle sprudelten noch mehrere andere für die französische Regierung dieser Zeiten. Dahin gehörten:

1) Die Guillotinaden. Hievon ist schon hinlänglich die Rede gewesen. Wir bemerken hier nur noch, daß der mit den Guillo-

tinaden verbundene Uebergang des Eigenthums auf Andere in einer neuen Ordnung der Dinge unumgänglich nöthig war, vorausgesetzt, daß diese neue Ordnung durchaus stattfinden sollte. Wurden reiche Privatpersonen nicht guillotinirt, so wurden sie, wie man es nannte, wenigstens gerupft.

2) Die gezwungenen Anleihen. Ihre Absicht war, einen Theil der ungeheuern Assignatenmasse, welche den Preis aller Lebensmittel nothwendig sehr erhöhen mußte, außer Umlauf zu setzen. Als sie dieser Absicht nicht entsprachen, kam der Wohlfahrtsausschuß durch das Gesetz des Maximums zu Hülfe.

3) Die revolutionären Taxen. Sie wurden eingeführt, um die Kosten der Kleidung, Bewaffnung und des Soldes der in Masse aufgestandenen Bürger, und den Unterhalt oder die Entschädigung, die den Eltern, Gattinnen oder Kinder derselben ertheilt werden mußten, bezahlen zu können. Der Mißbrauch, welchen sich die Conventscommissäre bei der Eintreibung dieser Taxen zu Schulden kommen ließen, verwandelte diese Maßregel des Wohlfahrtsausschusses in eine Maßregel des höchsten Despotismus. Am Meisten wurde in den großen Handelsstädten geras't. Man nahm den Reichen gemünztes und ungemünztes Gold und Silber hinweg, so viel man wollte; man zwang sie, ihre Geldvorräthe gegen Assignate umzusetzen; man beschuldigte sie des Egoismus, wenn sie ihren Plünderern nicht mit den größten Aufopferungen entgegen kamen; man nannte es brüderliche Mahnung, wenn man sich mit Millionen oder Hunderttausenden abfinden ließ, ohne sich an dem Kopfe ihrer Besitzer zu vergreifen. Tallien ließ sich zu Bordeaux die Silbergeschirre der reichsten Kaufleute ausliefern, verwandelte sie in sein Eigenthum und prunkte damit auf seiner Tafel, sogar den ehemaligen Besitzern gegenüber. Diese proconsularischen Quälereien brachten

4) die freiwilligen Geschenke in Gang, welche, wie man leicht denken kann, in vielen Fällen sehr unfreiwillig waren.

Sowohl die revolutionären Taxen, als die freiwilligen Geschenke, brachten dem Nationalschatze, nach Abzug der mit der Eintreibung verbundenen Kosten, nicht mehr als 20,116,330 Livres.

Das Kirchensilber, in Münze verwandelt, gab eine Ausbeute von 40 Millionen.

Die Contributionen in den eroberten Ländern waren nicht minder einträglich. Diejenigen, welche nach der Eroberung Belgiens im Juli 1794 eingetrieben wurden, beliefen sich auf 13,359,404 Livres in klingender Münze. Noch weit beträchtlicher waren unstreitig die sogenannten Requisitionen oder Lieferungen in Natur.

Bedenkt man nun, daß bei allen diesen Gewaltthätigkeiten, wenigstens noch sechs Milliarden Assignaten im Umlaufe waren, welche mit dem baaren Gelde al pari standen; so muß man gestehen, daß Frankreich vermöge seiner Volksmenge und des Nachdruckes, welchen die Schreckensregierung allen Operationen gab, dem ganzen Europa gewachsen seyn mußte. Große Zwecke, große Mittel; aber nicht die volle Kraft, die letztern zu gebrauchen, weil es nur auf Kosten der Menschheit geschehen konnte: dieß ist der Charakter der revolutionären Regierung.

Buchholz hat noch folgende, zum Theil sehr richtige Betrachtungen über die Ereignisse jener Zeit angestellt:

„Allenthalben, wo eine größere oder kleinere Gesellschaft von Menschen ohne Verfassung und Gesetze lebt, findet man Freiheit

und Gleichheit. Sie dauert nicht länger, als bis die Gesellschaft, durch die Menge ihrer Bestandtheile genöthigt wird, sich zu ordnen, d. h. Verfassung und Gesetze, wie roh sie immer seyn mögen, anzunehmen; aber sie lebt als Wunsch in der Brust aller Derjenigen fort, welche bei der Anordnung der Bestandtheile auf eine untere Stufe zu stehen gekommen sind. Dieß ist der Grund, warum Freiheit und Gleichheit als Idee immer wieder zum Vorschein tritt, so oft von einer neuen Anordnung der Dinge die Rede ist. Mehr großmüthig als einsichtsvoll, haben einzelne Philosophen der neuern Zeit, aus dieser Erscheinung auf eine bestimmte Anlage des menschlichen Geschlechts zurückschließend, behaupten wollen, alle Verfassungen müßten sich zuletzt in Freiheits- und Gleichheitssysteme auflösen. Aber der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit ist nicht eine besondere Anlage des Menschen, sondern nur das Resultat seiner übrigen Anlagen, und wird als solches von der Natur nur gebraucht, um höhere Zwecke zu erreichen, die, wenn überall ein Plan im menschlichen Leben ist, sich nothwendig in eine gränzenlose Entwicklung des menschlichen Geschlechts auflösen müssen. Weit entfernt also, daß der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit zur Vereinfachung der Staaten, Verfassungen und Gesetzgebungen hinwirken sollte, kann er nur dazu beitragen, daß sie noch zusammengesetzter werden, weil die Natur ihren Zweck nur auf diesem Wege erreichen kann.

Auch in Frankreich trat dieser Wunsch zum Vorscheine, sobald die monarchische Verfassung aufgehoben war, und irgend eine andere an ihre Stelle treten mußte. Es war Verkennung seiner Bestimmung, was nach dem Tode Ludewigs XVI. den Nationalconvent in zwei Partheien theilte, welche nothwendig die Gestalt zweier Factionen annehmen mußten, da weder die eine

noch die andere diesen Wunsch nach seinem wahren Werthe zu würdigen verstand. Die schrecklichen Folgen ahnend, welche mit der Befriedigung desselben nothwendig verbunden waren, widersetzten sich ihr die Girondisten; blindlings die Ideen der Großmuth und Gerechtigkeit ehrend, und unbekümmert um Folgen, welche sich mehr ahnen als beweisen ließen, redete ihr die Bergparthei das Wort. Faßt man mehr den Charakter beider Partheien, als den der einzelnen Mitglieder derselben ins Auge, so muß man, um gegen beide gerecht zu seyn, eingestehen, daß auf Seiten der Girondisten die meiste Einsicht, und auf Seiten der Bergparthei die meiste Energie war. Allerdings verdienten die ersteren in dem Kampfe, welchen sie mit ihren Gegnern zu kämpfen hatten, den Sieg davon zu tragen, weil, wo es auf Organisation ankommt, der Einsicht immer der Vorrang, selbst vor der Tugend gebührt; aber sie unterlagen, weil ihre Einsicht nicht entwickelt genug war, weil sie durch Leidenschaften ersetzen wollten, was ihnen daran abging, und weil sie es wagten, sich dem herrschenden Wunsche zu einer Zeit entgegen zu stellen, wo sie trotz ihrer bessern Einsicht und sogar vermöge derselben, als Verräther an dem allgemeinen Wohl erscheinen mußten. Sie fielen, weil sie allzufrüh organisiren wollten.

Unstreitig würde die siegende Parthei nach dem Sturze der Girondisten ihren Irrthum sehr bald eingesehen haben, wäre sie nicht durch besondere Umstände verhindert worden ihre Blicke über die leidige Gegenwart hinaus zu erstrecken. Der leidenschaftliche Krieg, durch welchen die coalisirten Mächte (England allein ausgenommen, welches, wie fast immer, kaufmännische Zwecke verfolgte) die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge erzwingen wollten, gab dem Freiheits- und Gleichheitssysteme der Bergparthei einen Nachdruck, den es als bloße Con-

ception eines schwärmerischen Gemüthes nie erhalten haben würde. Von allen Seiten bedroht, konnte Frankreich nur durch ungeheure Anstrengungen gerettet werden. Wie unnatürlich auch der Patriotismus in diesem großen Reiche als allgemeine Triebfeder seyn mochte, da alle übrigen zerbrochen waren; so mußte man ihn dazu erheben, und ihn jedem einzelnen Bürger aufbringen, weil kein anderes Mittel übrig gelassen war. So entstand das Schreckenssystem, wobei man genöthigt war, die Bereitwilligkeit der ärmeren Volksklassen als Muster aufzustellen, und Ohnehoserei als Tugend auszuprägen. Blutströme gehörten gewiß nicht in den Plan einer Regierung, deren vorzüglichste Mitglieder sich in früheren Zeiten mit dem lebhaftesten Eifer gegen die Todesstrafe erklärt hatten; aber diese Blutströme waren unvermeidlich, von dem Augenblicke an, wo Frankreichs kritische Lage die Tugend an die Tagesordnung brachte; denn der größte Theil der Menschen ist nur dann zu großen Aufopferungen bereit, wenn die Gefahr noch größer in der Nähe droht. Kein Wunder, daß alle bedeutenden Eigenthümer Gegenstände der Verfolgung wurden! Gleiches Schicksal mußte Diejenigen treffen; welche ihr ehemaliger Stand dem Verdachte der Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung aussetzte. Die Kerker wurden angefüllt. Sollten die Schuldigen ihr Leben retten, so war Landesverweisung das einzige Mittel; aber eine traurige Erfahrung hatte gezeigt, wie gefährlich Landesverwiesene werden können. Um Frankreich nicht noch größeren Gefahren auszusetzen, als womit es bereits umgeben war, mußte also die Regierung grausam werden. Sie würde es gewesen seyn, wenn sie nur ihr Freiheits- und Gleichheitssystem hätte durchsetzen wollen; sie wurde es doppelt, weil äußere Umstände diesem Systeme für den nächsten Augenblick eine rettende Kraft verliehen.

Sowohl die Menge der Schlachtopfer, als die große Anzahl der unschuldig Hingerichteten, machte durch das Mitleiden, welches ihr Schicksal erregte, zuerst aufmerksam auf die Abgeschmacktheit eines unbedingten Freiheits- und Gleichheitssystems so wie es durch den Wohlfahrtsausschuß von dem Convente ausgeübt wurde. Ohne genauer zu untersuchen, wie viel von diesem System der Regierung durch äußere Umstände aufgedrungen war, fingen Mehrere an, es für das bloße Werk des Ehrgeizes und der Herrschsucht zu halten. Selbst Mitglieder der Bergpartbei wurden von diesem Wahne ergriffen; und so flößte Abscheu vor einer Regierung, welche ihre Zwecke nur durch Blutströme erreichen konnte, und sich selbst in den außerordentlichsten Maßregeln gefiel, den Wunsch ein, das Problem einer revolutionären Regierung menschlicher zu lösen.

Die Ultrarevolutionäre, an deren Spitze Hebert stand, bildeten sich in vollstem Ernste ein, daß es gar keiner Regierung bedürfe, und indem sie die beiden Sätze der Verfassungsurkunde: „daß das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens sey," und: „daß die Souveränetät des Volkes sich nicht übertragen lasse," im buchstäblichen Sinne nahmen, verfolgten sie schwärmerisch die Idee einer reinen Ochlokratie. Zwar gestanden sie sich untereinander, daß sie nicht begriffen, wie durch Aufhebung oder Vernichtung eines ordnenden Prinzips jemals Ordnung entstehen könnte; sie behaupteten aber zugleich (und offenbar mit einem Scheine von Wahrheit), daß aus einem noch so chaotischen Gemische ungleichartiger Theile nicht mehr Greuel hervorgehen könnten, als sie täglich verüben sehen. Unentschlossenheit, die nothwendige Folge der Verworrenheit in den Begriffen, wurde die Ursache ihres Todes. Vergeblich hatten sie die „Erklärung der Menschenrechte" in Trauerflor gehüllt, vergeblich hatten sie

alle Anstalten zu einer Gegenrevolution getroffen, welche dem wilden Blutvergießen wehren sollte; sie starben unbemitleidet, wurden sogar verlacht, weil sie den einen Unsinn durch den andern verdrängen wollten.

Auf gleiche Weise wurden die Citrarevolutionäre, an deren Spitze Danton stand, die Opfer ihrer allzufrühzeitigen Menschlichkeit. Auch sie sahen in den Maßregeln der Regierung mehr die Willkühr, als die Nothwendigkeit und wollten — wenn gleich auf einem minder gefährlichen Wege als ihre Vorgänger, die Ultrarevolutionäre — das Blutvergießen hemmen; da sie aber weder die Umstände, noch ihre Kräfte gehörig berechnet hatten, und eben dadurch genöthigt waren, die Ausführung ihres Planes von einer Zeit zur andern aufzuschieben, so unterlagen sie zuletzt Feinden, denen sie in anderer Hinsicht so sehr überlegen waren.

Das Gleichheits- und Freiheitssystem konnte nur durch sich selbst zerstört werden. Dieß geschah, indem seine entschlossensten Vertheidiger nach und nach dahin gebracht wurden, seine Unhaltbarkeit zu durchschauen. Endlich sah Robespierre selbst ein, daß sein Werk sich nicht beendigen ließe. Fester in seinen Grundsätzen und durchglüht von einem stärkeren Freiheits-Enthusiasmus, als alle seine Collegen, hatte er am längsten wiederstanden; aber eben deßwegen führte auch sein Wankelmuth sogleich eine neue Crisis herbei, die nur mit seinem Sturze vollendet werden konnte. Robespierre fiel, und möglich wurde — ein neues Staatsgebäude.

Und so hatte Frankreich zwei wesentliche Vortheile von der Schreckensperiode gezogen. Erstlich hatte es durch dieselbe

Mittel kennen gelernt, seine Integrität mit Erfolg zu verthei- digen; zweitens hatte es durch sie die erste klare Aussicht zu einer neuen Ordnung der Dinge erhalten, welche nicht eher stattfinden konnte, als bis, vermöge des Terrorismus, die- jenige Passivität der großen Menge hervorgebracht war, welche dem Schöpfergeist freien Spielraum gestattete. Das unhalt- barste aller Systeme gebrauchte die Natur zur Erreichung ihres Zwecks; und damit stand im engsten Zusammenhange, daß Robespierre unter den Dolchen der Furcht fiel."



S[t] EUSTACHIUS KIRCHE



DAS INNERE DER EUSTACHIUS-KIRCHE

mit Mirabeaus Leichengepränge.

Paris.

Die Pfarrkirche S. Eustache.

Eine der schönsten und größten Kirchen von ganz Paris. Der erste Ursprung derselben ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Man behauptet, daß die Capelle der heiligen Agnes, welche noch im 12ten Jahrhundert hier gestanden haben soll, den Namen des Märtyrers Eustache angenommen habe und sodann zur Pfarrkirche erhoben worden sey. — Dieser heilige Patron ist übrigens wenig bekannt und ziemlich verdächtig, so daß die Herren Geistlichen dieser Kirche eine genauere Prüfung seines Heiligseyns scheuen. — In Paris ist ein Sprichwort bekannt, welches sagt: „Um Pfarrer zu St. Eustache zu seyn, muß man ein Narr seyn." Der Grund hiervon ist, daß ein Geistlicher dieser Kirche einem habsüchtigen Dechant den meisten Profit, welche dieselbe abwarf, im Jahr 1254 überlassen mußte, um den Titel eines Pfarrers zu erhalten.

Im Jahr 1250 fiel es einem Mönch, Namens Jacob, ein, die Rolle eines Inspiranten zu spielen, was bei der damaligen

allgemeinen Unwissenheit jedem listigen Betrüger leicht war. Sein langer bis an die Knie reichender Bart, sein hageres entfleischtes Gesicht, seine Bärenstimme, trugen viel dazu bei, ihm den größten Haufen der Dummköpfe zu unterwerfen. Er behauptete die Engel und die Jungfrau gesehen und gesprochen zu haben, die ihm einen Kreuzzug, aus Hirten und dem gemeinsten Volk bestehend, anbefohlen hätten. Dieser Pfaffe ließ sich den Meister aus Ungarn nennen, und hatte bereits an 100,000 Schafsköpfe in seinem Gefolge, von denen die meisten bewaffnet waren und sich die jungen Hirten (pastoureaux) nannten. Diese Menschen hörten alle Beichte an, schieden Ehen u. s. w. Dieser, als der Mann Gottes betrachtete Jacob, ging von Amiens nach Paris und erkohr die Kirche St. Eustache zu dem Tempel von welchem aus er der Welt das Heil verkünden wollte; nachdem er ihre Priester weggejagt und einige Widerspenstige hatte niedersäbeln lassen, erschien er als Bischof gekleidet und predigte als solcher. Alle Geistlichen entflohen bei seiner Annäherung, denn er war ihr ärgster Feind. Die Meister und Doctoren der Universität verbarrikadirten sich in ihre Häuser. Endlich verließ er zur größten Freude der Geistlichkeit wieder Paris, um sich nach Orleans zu begeben, welche die kluge Vorsicht gebrauchte, ihn erst dann in den Bann zu thun, als er weit entfernt und schon unschädlich war. — Die Kirche St. Eustache, so wie sie heut zu Tage steht, wurde den 19. August 1532 angefangen und 1642 beendigt. — Das schöne Portal aber erst im Jahr 1753 nach den Zeichnungen Mansards und Ivrei errichtet. — Unter vielen Gräbern, enthält sie noch das des großen Colbert, des berühmten Admiral Tourville, des Marschalls de la Feuillade u. s. w. Im Jahr 1791 erhielt sie noch eine besondere Berühmtheit, weil Mirabeau's prachtvolle Leichenfeier, ehe er in das Pantheon beigesetzt wurde, daselbst

stattfand. Wir geben unsern Lesern die innere Ansicht der Kirche in diesem Moment, und halten es hier für passend etwas Näheres über diesen berühmten Acteur der französischen Revolution zu sagen.

Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau, stammte aus einer alten, ursprünglich neapolitanischen Familie der Provence ab, und war für die Vorrechte des Adels nicht gleichgültig, selbst als er am ärgsten gegen dieselben loszog. Sein etwas untersetzter Wuchs drückte die Kraft seiner Muskeln und seines Temperaments aus; er hatte einen ungeheueren Kopf, der auf einem sehr kurzen Hals ruhte und mit dicken struppigen Haaren besetzt war; seine gewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe wurde roth und entflammte sich, wenn er in das Feuer der Rede kam. Er war außerordentlich häßlich, und von den Blattern ganz entstellt; dennoch drangen einige edle Züge durch; alles kündigte in ihm heftige Leidenschaften, mit Energie verbunden, an. Es schien, daß er bisweilen Vortheil aus seiner Häßlichkeit und dem Schrecken zog, welchen er einflößte. — Wenn man ihn in den Versammlungen reizte, so sagte er: „Ich will Ihnen die Hauer meines Ströbelkopfs zeigen." — Einer Dame, die ihn nicht kannte und sich unter den vielen Deputirten mit den Worten an ihn wendete: „Zeigen Sie mir doch den Herrn von Mirabeau, er soll ja sehr häßlich seyn;" antwortete er: „In der That, Madame, so ist es, stellen Sie sich einen Tieger vor, den die Blattern zerrissen haben, und fällen Sie Ihr Urtheil; er ist es selbst, der die Ehre hat mit Ihnen zu sprechen." — Es gelang ihm, durch eine künstliche, dem Schauspieler, le Kain, nachgeahmte Declamation, das Unangenehme seines Organs, welches oft von rauhen zu schneidenden Tönen überging, zu vermeiden. Wenn er improvisirte, so war sein Vortrag anfangs schwerfällig, verlegen, mit fremden Worten und Neologismen

überladen; allein es schien, als zwinge er seine Zuhörer an der Entwickelung seiner Gedanken und den Stürmen, die seine Seele bewegten, Theil zu nehmen, und Jedermann erwartete mit einer großer Bangigkeit die Donnerschläge seiner Beredsamkeit. Uebrigens war er geschmeidig, einschmeichelnd, und seine Uebertreibungen, wann er lobte, entgingen dem Zuhörer durch die Stärke des Eindrucks, den er zu machen verstand. Er war zwar ein lasterhafter Mensch, hatte aber doch eine so reiche Einbildungskraft, daß er edle und reine Gefühle auffassen und ausdrücken konnte. Feil, verschwenderisch, bis zu den erniedrigensten Kleinigkeiten mit Schulden beladen, fühlte er sich durch einen ungemessenen Ehrgeiz wieder emporgehoben. Er brannte vor Begierde, zu gleicher Zeit der Fox und der Pitt seines Landes zu seyn. Sah er, daß man ihn wegen seiner Handlungen tadelte und vermied, so affectirte er desto mehr Stolz. Einer seiner Bekannten sagte eines Tages zu ihm: „Mirabeau, Sie sind heute sehr stolz, Sie haben sicher etwas gethan, wobei eben nicht viel Ehre zu erwerben war." — So wie wir ihn hier geschildert haben, war er dennoch in seiner Jugend ein sehr gefährlicher Verführer in der Liebe. Sein bedauernswürdigstes Schlachtopfer war Madame Lemonnier, die Gattin des ersten Präsidenten zu Besançon. Obgleich er selbst schon verheirathet war, so hatte er sie dennoch entführt, und war mit ihr nach Holland entflohen. Er wurde abwesend verurtheilt, enthauptet zu werden. Sein Vater ließ ihn in Holland aufheben und vermittelst eines Verhaftbefehls nach Vincennes bringen. In diesem Gefängnisse, worin er zwei Jahre lang saß, schrieb er jene Briefe an Madame Lemonnier, die man gesammelt und dem Druck übergeben hat; sie tragen zuweilen das Gepräge der zartesten Delicatesse, zuweilen aber auch der gemeinsten Sittenlosigkeit. Als er Vincennes verlassen durfte,

vergaß er diese Sophie, für die er allein zu athmen schien, und Madame Lemonnier, von aller Welt verlassen, brachte sich um's Leben. Mirabeau kehrte zu seiner jungen Gattin zurück, die ihm eine beträchtliche Mitgift eingebracht hatte, aber nicht als Ehemann, sondern als ihr Tyrann. — Dieser mußte das Joch unerträglich werden, und sie kam um eine Trennung der Person und der Güter ein. Hier bewieß Mirabeau zuerst sein außerordentliches Rednertalent, indem er gegen die Klagen seiner Frau persönlich auftrat, allein er mußte seinem schlechten Ruf erliegen. Er war zwar unermüdlicher Schriftsteller, der immer die wichtige Sache des Augenblicks aufzufassen verstand, allein sein Name war noch nicht ausgezeichnet in dieser Hinsicht. Er hatte die Gewohnheit, Manuscripte Anderer zu kaufen oder daraus die vorzüglichsten Stellen zu entlehnen, um ihnen ganze Seiten seiner eigenen Beredsamkeit einzuverleiben. — Er hütete sich wohl, eine so leichte und für sein Genie wenig mühsame Methode aufzugeben, als er die Herrschaft über die constituirende Versammlung erlangt hatte. Seine größte Stärke besaß er in seinem höchsten Zorne. Diese Leidenschaft, indem sie ihn den Erinnerungen unangenehmer Begebenheiten und seiner Gewissensbissen enthob, brachte schnell eine seltene Ordnung in seine Gedanken; alles wurde ihm klar und deutlich; er sprach und schrieb in den lebhaftesten, alles hinreißenden Bildern. So wie er einmal auf dieser Stufe war, beherrschte er die Versammlung wie sich selbst. Seine politischen Ansichten änderten sich nach den Umständen, und wurden immer so tief als richtig von ihm aufgefaßt. Er war übrigens ein auffahrender aber sehr gewandter Herz und Gemüth ergreifender, furchtbarer und sogar erhabener Redner, den die Tugend vollkommen gemacht haben würde.

Als die Prinzessinnen Adelheide und Vittorina auswandern

wollten, verdankten sie es nur dem außerordentlichen Talent Mirabeau's dieß bewerkstelligen zu können. Sie machten nämlich aus ihrer bevorstehenden Reise durchaus kein Geheimniß mehr. Rom war der Ort ihrer künftigen Bestimmung. — Ihr ängstliches Gewissen war zu sehr wegen der Veränderungen, die mit der französischen Kirche vorgegangen waren, beschwert. Nichts in der Welt hatte sie dazu bewegen können, die Messe von einem constitutionellen Priester zu hören, der den bürgerlichen Eid der Verfassung geleistet hatte. Von allen Seiten verbreitete sich nun das beunruhigende Gerücht, daß Monsieur und die königliche Familie ihnen bald folgen würden. Mehrere Tage lang fanden sich zahlreiche Versammlungen in der Gegend des Luxemburg, der Pallast Monsieurs, ein. Mitten unter diesen Gährungen traten die Prinzessinnen ihre gefährliche Reise an. Zuerst wurden sie zu Baret, bei Fontainebleau angehalten. Die Municipalität ließ ihnen, nach dem sie ihre Pässe visitirt hatte, dennoch die Thore verschließen; 30 — 40 Dragoner öffneten sie auf die Vorstellungen des Stallmeisters der beiden Damen, Ritters von Narbonne, wieder, und ließen sie weiterziehen. Zwei Tage darauf wurden sie abermals in der kleinen Stadt Arnay-le-Duc angehalten, und zwar mit mehr Tumult und Gewalt, da dieß von dem Volke selbst geschah. Ihre Pferde wurden ausgespannt, und es wollte Narbonne nicht gelingen, sich einen Weg zu bahnen. Die Prinzessinnen mußten sich nun entschließen, einen sehr demüthig bittenden Brief an die Nationalversammlung zu schreiben, in welchem sie nicht die geringste Erwähnung von ihrer Geburt und ihrem Stande machten, sondern sich als Bürgerinnen von Frankreich über die erlittene Behandlung und Gewaltthätigkeit beschwerten. Dieser Brief besänftigte in etwas den Widerwillen der Versammlung, und minderte den Unmuth über die Abreise; allein das Geschrei des Volkes schien

ihnen vorschreiben zu wollen, daß sie die flüchtigen Damen zurückbringen lassen müßten. — Mirabeau wagte es, der Wuth des Volkes zu trotzen, und erklärte, daß kein Gesetz vorhanden sey, welches sie berechtige, sich der Abreise dieser Damen zu widersetzen. Seine einfache und klare Rede setzte das Triumvirat in Verlegenheit, welches den Hof noch mehr verfolgte, seitdem es merkte, daß er an Mirabeau eine Stütze gefunden habe.

„Ein Gesetz, ein erhabenes Gesetz!“ schrie man von der linken Seite, „widersetzt sich der Abreise der Prinzessinnen.“ „Man nenne es,“ erwiederte Mirabeau: „Das Wohl des Volkes.“

„Wagen Sie nicht, das Wohl des Volkes bei einer so wichtigen Sache anzurufen,“ fuhr Mirabeau fort, „können Sie unsere heiligsten Gesetze verletzen, indem sie eine so kleinmüthige Furcht verrathen? Sie haben ihr Werk als unsterblich verkündet, es wird es seyn, weil es auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit, auf die ersten Rechte der Menschen gegründet ist! Und Sie wollen mit unklugen Händen diesen Grundpfeiler umhauen? — Ein schönes Beispiel, das Sie ihren Nachfolgern geben! — — Das Wohl des Volkes! als ob dieses von alten Prinzessinnen abhänge, deren Gewissen man vielleicht beängstigt hat, und deren Abwesenheit, oder selbst deren Feindseligkeit könnten dieses Wohl in Gefahr bringen? — Sagen sie selbst, ist das nicht zum Lachen? — Ich möchte doch sehen was sie zu wirklichen Gefahren sagen würden. — Man müßte also in der Verwirrung aller Gesetze leben, um dem ungerechtesten oder willkührlichsten zu gehorchen! Das Wohl des Volkes! Wenn Sie im Namen der Freiheit wie Tyrannen handeln, wer möchte dann noch dieser Freiheit gehorchen.

Diese Antwort machte einen so lebendigen Eindruck auf die Versammlung, daß Lameth genöthigt war, Umschweife zu

suchen, um ihr erwiedern zu können. Er begehrte, daß, ehe man gestatte, daß der fernern Reise der Damen keine Hindernisse in den Weg gelegt würden, man den König bitten müsse, wohl zu überlegen, ob er in seiner Abgeschiedenheit und unter den gegenwärtigen Umständen, den Prinzessinnen erlauben könne, Frankreich zu verlassen. Menon, der sonst gewöhnlich den Meinungen Lameths beipflichtete, machte diesen Debatten mit den Worten ein Ende: „Europa wird sehr erstaunen, wenn es erfährt, daß sich die Nationalversammlung eine ganze Stunde damit beschäftigt hat, ob sie die Abreise von zwei alten Weibern zugeben soll, welche die Messe lieber in Rom als zu Paris hören!“ Mirabeau's Wille ward befolgt und die Damen reis'ten.

Diese Streitigkeiten waren nur das Vorspiel von den Discussionen des Gesetzes gegen die Auswanderungen, welches man täglich verlangte. Der Verfassungsausschuß, von welchem Mirabeau ein Mitglied war, nahm auf dessen Rath eine scheinbar gewaltsame, aber sehr schlaue Maßregel, um die zu strengen Gesetze zu vermeiden. Er schlug unter andern eins vor, wo sich die Willkühr und die Grausamkeit in ihrer ganzen Nacktheit zeigte. — „Lernen Sie,“ sagte der Berichterstatter Chapelier, „den ganzen Umfang und alle Folgen des Gesetzes kennen, welches Sie wünschen, hier ist es ohne Schminke. — Ich bemerke Ihnen, daß es das einzige ausführbare ist, und daß man noch weit grausamere erdenken kann.“

Dieß Gesetz enthielt nur drei Artikel:

1) Daß es nur in Zeiten der Unruhe und nach der vorherigen Erklärung der Nationalversammlung in Kraft gesetzt werden könne.

2) Daß die Versammlung einen Rath von drei Personen ernennen solle, dem man eine dictatorische Macht ertheilen müsse, welche über das Recht das Königreich zu verlassen

und die Versprechung wieder in dasselbe zurückzukehren, zu entscheiden hätten, so wie alle Abwesenden zu bezeichnen, die als Rebellen zu betrachten seyen.

3) Die Widerspenstigen sollten das französische Bürgerrecht verlieren, ihre Einkünfte sollten eingezogen und ihre Güter confiscirt werden.

Bei dem Ablesen dieser Artikel, und besonders bei dem letzten derselben, fand ein allgemein ausgedrückter Abscheu statt. Mirabeau machte sich diesen zu Nutze und rief aus: „Sie sehen, daß ihre Herzen nun denselben Abscheu gegen Gewaltthätigkeiten, Willkühr und Grausamkeit haben. Sie sehen also mitten in den Gefahren, die ich nicht verhehlen noch übertreiben will, als das größte Unglück, für Sie und für Frankreich, jede Uebereilung an, die Sie ungerecht machen würde! Wie sehr haben Ihr Murren und Ihr lauter Unwille meinen Ohren geschmeichelt, und mein Herz erleichtert. Ich bin, ich gestehe es gerne, Mitschuldiger an der Falle, welche Ihnen Ihr Verfassungsausschuß gelegt hat. Eine glückliche Falle, welche ihre edeln Gesinnungen und die Unbeugsamkeit Ihrer Grundsätze der Welt offenbart: Sie haben Ihrem Verfassungsausschuß nicht dieselbe Ehre, wie die Athenienser dem Aristides erzeigt, als Sie ihn zum Richter über die Moralität des Planes machten, den er vorschlug. Allein Sie haben so eben bewiesen, daß Sie eben so gute Richter dieser Moralität sind, als Aristides selbst. Ein Gesetz, welches würdig ist, in dem Gesetzbuche Draco's zu prangen, wird man vergeblich in der Sammlung der Decrete der Nationalversammlung suchen. Sie werden uns vielleicht sagen, daß wir die letzte Stufe der Grausamkeit in der Abfassung des Gesetzes erreicht haben. Enttäuschen Sie sich: wenn Sie oder Ihre Nachfolger die Rathschläge befolgen, mit denen man Sie heute bestürmte, so würde das Gesetz, welches jetzt Ihren ganzen Un-

willen erregt hat, mit all' seiner Grausamkeit nur noch als eine Handlung der Gnade betrachtet werden. In all' den Artikeln, welche die Folge von der verhaßten Entwickelung wären, würden Sie überall den Tod finden, Ihre Zunge würde kein anderes, als dieses fürchterliche Wort mehr auszusprechen haben; Ihre Gesetze, indem Sie im Innern Furcht verbreiteten, würden durch den Schaden, welchen sie anrichteten, die ausgezeichnetsten Männer in das Ausland jagen, Sie würden unglücklichen Weibern, Kindern und Greisen ein Verbrechen aus dieser Furcht machen, welche Sie durch grausamere Handlungen und Maßregeln bald verdoppeln würden. Was mich anbetrifft, so bin ich weit entfernt, jemals solchen verruchten Gesetzen beizustimmen, und erkläre, daß ich mich im Gegentheile jedes Eides der Treue gegen diejenigen für entbunden halte, welche die Schändlichkeit begehen könnten, eine dictatorische Commission zu ernennen. Das Murren, welches ich in einem Theile dieses Saales vernahm, scheint die Heftigkeit meiner Worte zu verdammen. Ich werde mich wohl hüten, ein Gefühl des Unwillens zu mißbilligen, durch das ich mich vielmehr für geehrt halte; Ihnen zu gefallen ist mein Glück. Sie vereinen mein Gesetz. Meine Herren! die Popularität, nach der ich gerungen habe, und auch das Glück, gleich manchen Andern zu genießen hatte, ist kein schwaches Rohr; sie ist eine Eiche, deren Wurzeln ich fest in die Erde pflanzen will, das heißt, auf die unerschütterlichen Grundpfeiler der Gerechtigkeit und Freiheit. Warum sollte ich fürchten, Ihnen Rathschläge zu ertheilen, die ich in meinem Privatleben einem Souveraine ertheilt habe, der jetzt auf dem Throne des großen Friederich's sitzt; ich fühle mich glücklich, in meinem Herzen die Grundsätze wieder zu finden, die ich ehemals mit inniger Kraft gegen jede Art von Gesetz über die Auswanderungen bekannt habe. Ich begreife den Aerger derjenigen, welche heute aufbrausend, oder

vielmehr treulos, in ihrer Liebe zur Freiheit sind, und die sehr verlegen seyn würden, wenn sie uns sagen sollten, seit wie lange diese Leidenschaft ihre Seelen erfüllt." (Bei diesen Worten ertönte ein heftiges Murren von der Bank der Lameths) „Stille, ihr dreißig Stimmen!" schrie Mirabeau mit donnernder Stimme.

Die Parthei der Lameths und Duports ward durch diese Apostrophe verwirrt. Die Versammlung schien zum Erstenmale wahrzunehmen, von welcher geringen Anzahl sie beherrscht wurde; ja sie schien einen Gewaltschritt thun zu wollen, um wieder ihre Freiheit zu erlangen.

Mirabeau hatte nun einen sehr umfassenden Plan entworfen, um dem König wieder zu einigem Ansehen, und zu der ihm gesetzlich zukommenden Gewalt zu verhelfen. Der Monarch sollte sich unter Bouille's Schutz begeben, der eine Armee von Royalisten und treugebliebenen Truppen, worunter besonders die, welche gegen die Garnison von Nancy marschirt waren, sammeln sollte. Mirabeau unterhielt deßhalb in 36 Departemente Einverständnisse, und knüpfte deren täglich neue in den übrigen an. Der König selbst billigte diesen kühnen Plan, noch mehr die Königin. Lafayette'n, dessen Widerwillen man gegen Alles, was nicht den geraden Weg einschlug, kannte, ließ man von diesem Projecte nichts merken.

Mirabeau war nun fest entschlossen, nicht länger mit der Ausführung dieses verwegenen Planes warten zu wollen, denn er fing schon an, über den langen Aufschub, welchen die gewöhnliche Unentschlossenheit des Königs verursacht hatte, ungeduldig zu werden, so wie über das einfältige Benehmen derjenigen Officiere und Personen, welche sich ganz dem Heil des Königs zu widmen versprachen. Von dem eigentlichen Geheimniß aber, war, außer Mirabeau, Bouillé, dem Grafen Lamarek, welcher als Vermittler zwischen diesen beiden stand, und noch einigen

vertrauten Freunden des Urhebers desselben, Niemand unterrichtet: als einer derselben die Besorgniß äußerte, daß, wenn die Sache gelänge, der Hof Mirabeau'n nicht Wort halten, sondern statt der versprochenen Verfassung und der gesetzlichen Freiheit die willkührlichste Despotie wieder einzuführen suchen würde, antwortete dieser: „Dann gebe ich der Nation eine Republik." So sollte unter den Auspicien des furchtbarsten und gewandtesten Oberhaupts der Revolution eine Bewegung beginnen, welche dieselbe mit einem Schlage beendigen sollte, als der Tod den Lenker derselben in der Kraft seiner Jahre, und auf der erhabensten Stufe seiner Laufbahn wegraffte. Die Ereignisse bewiesen, daß Ludwig XVI. nicht minder den Tod als das Leben dieses außerordentlichen Mannes zu bedauern hatte.

Während sich Mirabeau Arbeiten, Leidenschaften und Intriguen hingab, denen auch der Stärkste hätte unterliegen müssen, überließ er sich auch gänzlich dem grenzenlosen Geschmack, den er an Ausschweifungen aller Art fand, und widmete seine müßigen Stunden der Wollust und der Schwelgerei. Da er durch die Gewalt des Lasters und durch Ausschweifungen die Liebe auf immer aus seinem Herzen gebannt hatte, so nahm er zu künstlichen und stark reizenden Mitteln und Getränken seine Zuflucht, um die Glut seiner Begierden zu unterhalten und anzufeuern. Heftige Koliken, denen er unterworfen war, arteten auf einmal in convulsivische Krämpfe aus. Sein verdorbenes Blut vereitelte die Hülfsmittel, welche den Sitz seines Uebels andeuteten. Der Doctor Cabanis, sein Arzt und Freund, konnte weder dem Publikum noch ihm selbst verheimlichen, daß die Krankheit schreckliche Fortschritte mache, und alle Mittel erfolglos blieben. Mirabeau vernahm dieß mit Gelassenheit und Festigkeit, aber nicht so das Publicum. Man hörte die Menschen der verschiedenen Parteien und besonders derjenigen, welche die

Nothwendigkeit einsahen, der Revolution Einhalt zu thun, sagen: „Mirabeau stirbt, was soll aus uns werden?“ Man war nicht sowohl wegen diesem Manne unruhig, weil man ihn geliebt und geschätzt hatte, als weil man dessen Existenz für höchst nothwendig erachtete. Die allgemeine Traurigkeit war tief aber thränenlos. Man sprach von Vergiftung. Der Tod eines so kraftvollen Mannes und um mit Frau von Staël zu sprechen: eines Mannes der das Leben so sehr in seiner Gewalt hatte, dieser Tod war, unter solchen Umständen, und durch so plötzliche und heftige Schmerzen verkündet, nicht als natürlich zu betrachten. Das Publicum machte sich zum Hüter seines Hauses. Eine unermeßliche Menge, aus dem, was die Hauptstadt Vorzügliches besaß, bestehend, belagerte seine Thüre, beobachtete die größte Stille, entfernte alle Wagen und jedes Geräusch, befragte mit ängstlicher Bangigkeit die, welche von dem Kranken kamen, und empfing die Antwort bald mit stummer Bestürzung, bald mit Ausrufung des Schmerzes. Niemals hörte man mit mehr Gewißheit alle Unfälle einer nicht zu beendigenden Revolution voraus sagen. Selbst zu jeder Stunde der Nacht begab man sich haufenweise mit dumpfem Stillschweigen in die Straße der Chaussée d'Antin. Schickten einige Freunde oder Bekannten das Publicum mit beruhigenden Nachrichten heim, so ertönte die Luft von Beifallsbezeugungen. „Dieser Lärm,“ sagten sie, „kann ihm nicht schädlich seyn. Möge ein so angenehmes Geräusch die Tage unseres großen Redners, des einzigen Befreiers, der uns bleibt, erhalten.“

Mirabeau fühlte Linderung seiner Leiden, als er die Beweise des öffentlichen Schmerzes, den seine gefährliche Krankheit einflößte, vernahm; er schien mit Stolz diese allgemeinen Huldigungen zu empfangen; sein Tod sollte sein höchster Triumph werden. „Ich werde die Trauer des Reichs mit mir nehmen,“ sagte er, „die

Factionen werden sich in dessen Stücke theilen.“ Ein andermal als er das Geräusch militärischer Waffenübungen vernahm, sagte er: „Man bereitet sich zum Leichenbegängnisse Achills vor.“ Dann wieder: „Der Mann, der am meisten bei meinem Tode gewinnen wird, ist Pitt, denn ich kenne Niemand in Europa, der seiner Gewalt über die Gemüther das Gleichgewicht halten könnte.“ Er bewies nur einem einzigen Menschen, dem Bischofe von Autun, Talleyrand, Gesinnungen einer zärtlichen Freundschaft. Allem Vermuthen nach theilte dieser die Projecte seines Freundes, oder hatte sie sogar mit entwerfen helfen. Mirabeau zeigte sich gütig gegen seine Bediente; zu einem derselben sagte er: „Halte mir ein wenig den Kopf, ich wünschte dir ihn vermachen zu können.“ Er dictirte sein Testament, und warf denen zahlreiche Legate aus, welche ihn, als er unglücklich war und Noth litt, unterstützt und getröstet hatten. Eines Abends schrieb er folgendes Billet, das er dem Herrn Cabanis übergab:

„Wenn ein Kranker verzweifelt, wenn er fürchterliche Schmerzen leidet, wenn sein Arzt sein Freund ist, soll dieser Arzt sich noch besinnen, ihm Opium zu reichen?“

Man lies't dieses Billet mit tiefer Rührung und als alle Umstehenden ein tiefes Schweigen beobachten, reißt er es einem derselben aus der Hand und schreibt mit großen Buchstaben das Wort dormir (schlafen) darauf.

Der Freiherr von Seida und Landesberg entwirft in seinem Denkbuch der französischen Revolution folgende, nicht sehr erbauliche, kurzgefaßte Biographie von Mirabeau, von der aber sehr vieles völlig unwahr, falsch und aus der Luft gegriffen ist.

„Mirabeau war ein Sprößling eines altadeligen Stammes in der Provence. Das Genie schien erblich in seiner Familie. Sein Vater, der Marquis von Mirabeau hatte sich durch seine Schriften vielen Ruhm erworben, und die Talente des jungen

Grafen, vorzüglich seine Beredsamkeit, waren sehr glänzend, aber er verdunkelte sie durch seine Laster."

„Seine ganze Jugend war ein Gewebe von Schandthaten. Als Officier mußte er seiner Feigherzigkeit wegen seinen Abschied nehmen*); als Ehemann wurde er geschieden, weil er seine Frau auf das Abscheulichste mißhandelte, und ihr großes Vermögen, so wie das seinige verschwendete. Seiner Unordnungen halber ließ ihn sein eigener Vater auf das Chateau d'Yf bei Marseille bringen, aber selbst als Gefangener verführte er die Frau des Gefangenwärters und verleitete sie zum Diebstahle**) Als man ihn hierauf nach einer andern Festung brachte, gelang es ihm, den Commandanten zu bewegen, ihn auf Ehrenwort in eine benachbarte Stadt zu lassen, aber auch hier verführte er die Frau eines angesehenen Beamten, und bewog sie, die Chatoulle ihres Mannes zu stehlen***) und mit ihm nach der

*) Falsch; er wurde im Gegentheil wegen seiner Bravour bei der ersten Campagne die er als Freiwilliger in Corsika mitmachte, zum Dragoner-Capitain ernannt, nahm aber seine Entlassung aus Unmuth, weil ihm sein harter, geiziger und sittenloser Vater das nöthige Geld für eine Compagnie nicht geben wollte. Er bereute später sehr, gegen die Unabhängigkeit eines mißhandelten Volkes gekämpft zu haben.

**) Aus welchem Pamphlet hat der Freiherr von Seida und Landesberg diese letzte Verläumdung geschöpft, von der kein einziger authentischer Schriftsteller etwas weiß?

***) Meint der Freiherr hiermit Madame Monnier, wie es wohl nicht anders seyn kann, so müssen wir ihm mit Bedauern darthun, daß er abermals einen gewaltigen Bock geschossen hat. Madame Monnier entfloh aus einem Kloster, in welches sie ihr alter eifersüchtiger Mann, der Marquis von Monnier, Präsident der Rechnungskammer von Dole, hatte sperren lassen, und folgte Mirabeau, der schon voraus geeilt war, ohne alle Geldmittel nach. Der Commandant des festen Platzes Jour, Herr von Saint Maurice, war ebenfalls in die junge, schöne Sophia von Ruffen-Monnier verliebt, er haßte Mirabeau als seinen begünstigten Nebenbuhler, verläumdete deßhalb seinen Gefangenen auf das schwärzeste bei dessen hartem Vater, welcher nicht ermangelte, einen neuen Verhaftsbefehl auszuwirken, der seinen Sohn in das Schloß Dourlens bringen

Schweiz zu entfliehen; von da ging er nach Holland. Das Parlement von Paris verurtheilte ihn als Verführer und Dieb zum Schaffote, und da er selbst flüchtig war, wurde er in Effigie enthauptet. Seine Familie suchte sich seiner zu bemächtigen; es gelang, und er blieb viertehalb Jahre Gefangener in dem Schloß von Vincennes; endlich befreit, lebte er von den Geschenken gutwilliger Weiber *), ging mit einer derselben nach England, und ernährte sich kümmerlich als Schriftsteller."

„Nun schien ihm ein besseres Loos zu winken; die französische Regierung schickte ihn mit geheimen diplomatischen Auf-

sollte; Mirabeau, davon benachrichtigt, entfloh jedoch, und das war der Grund seiner Entweichung.

Wenn man solche Thatsachen angibt, so sollten doch billigerweise die Namen der Orte und Personen bezeichnet werden, denn ohne dieses verlieren sie sonst jeden Grad von Wahrscheinlichkeit.

Mirabeau wurde auf die Anklage Monniers, wegen Verführung und Entführung seiner Gattin verurtheilt; als sie den siebenzigjährigen Präsidenten zuerst allein verlassen hatte, nahm sie zwar eine Casette voll Geld mit sich, dieses konnte aber weder als Diebstahl noch als Raub angesehen werden, da sie ihr bedeutendes Vermögen zurück ließ, das ihr späterhin verabfolgt werden mußte.

*) Auch diese Behauptung gehört zu den andern Lügen. Mirabeau lebte durchaus nur von seinen schriftstellerischen Arbeiten, und von Geldern, welche man ihm hier und da auf bessere Zeiten vorschoß. Daß Mirabeau ein sehr tadelnswerthes und sittenloses Leben führte, kann Niemand in Abrede stellen. Allein er hatte das Schicksal jedes, in einem kleineren oder größeren Umkreis ausgezeichneten Menschen, denen es die Gemeinheit fast immer in Begleitung der Dummheit und stupiden Bosheit nie verzeihen kann, daß sie durch Geist, Talent und Genie einen Glanz von sich werfen, den das blöde Auge der Alltäglichkeit nicht zu ertragen vermag, ohne vor Aerger bersten zu wollen, und sich dann durch nichts anders, als Zungendreschereien und durch die erbärmlichsten Verläumdungen wegen ihrer eigenen Nichtigkeit zu rächen vermag. Männer, die sich dazu berufen glauben, als öffentliche Schriftsteller, oder gar als Historiker aufzutreten, sollten sich doch sehr in Acht nehmen, die in Spinnstuben, Tabagien, Bierkneipen und Wachtstuben ausgeheckten Klatschereien in ihre Schriften aufzunehmen, sie sollten vielmehr die Verbreitung solchen Unsinns alten Weibern, jämmerlichen Schreibersgesellen oder solchen Militärs überlassen, welche sich aus Rohheit und Unwissenheit ein Verdienst machen; Gegenstände, die selbst ein mittelmäßiger Libellist zu wiederholen, sich besinnen würde, mit einem Worte, sie sollten den hohen Beruf des Geschichtschreibers nicht so sehr verkennen und herabwürdigen.

trägen nach Berlin, aber da diese eben nicht rechtlich waren und entdeckt wurden, mußte er sich schnell entfernen, und kehrte nach Frankreich zurück. Da eben zu jener Zeit sich die Revolution verbreitete, und bald darauf die Reichsstände berufen wurden, öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis. Er ging nach der Provence, drängte sich dort in die Versammlungen des Adels, obgleich er kein Recht dazu hatte, weil er nicht Gutsbesitzer war. Er glaubte sogar als Deputirter dieses Standes ernannt zu werden, aber der Adel stieß ihn aus, und Mirabeau, wüthend über diese Beleidigung, erklärte sich nun laut für den dritten Stand, und miethete, um sich diesem ganz anzueignen, und Aufsehen zu machen, einen Tuchladen, wo er selbst verkaufte. Dieses Betragen und seine Beredtsamkeit machten ihn zum Idole des Volkes, und in Aix und Marseille erwieß man ihm göttliche Ehre.

Als Deputirter des dritten Standes bei der Nationalversammlung zu Paris war er der kühnste Sprecher, der entschlossenste Gegner des Königthums und der alten Rechte.

Er wurde Orleans vertrautester Freund, und schmiedete alle die Plane, welche diesen zum Protector des Reiches, und endlich zum Könige erheben sollten, weil er durch ihn herrschen wollte. Er war auch der Urheber der Gräuel am 5. und 6. October 1790. Als er deßhalb mit Orleans vom Gerichtshofe des Chatelets criminalisch angeklagt wurde, antwortete er nur durch Spott und frechen Hohn, und suchte durch neue Unruhen die Aufmerksamkeit des Publicums von dieser Geschichte abzulenken.

Bis dahin war also sein ganzes Leben eine Reihe von Verbrechen und Gräueln, aber in den letzten Zeiten änderte er seine Gesinnungen so vortheilhaft, daß er selbst seinen Feinden, die immer seine Talente bewundern mußten, Hochachtung ab-

nöthigte. Traurig, daß er schon beim Beginnen dieser neuen Laufbahn enden mußte.

Wein und Weiber hatten schon in der Jugend seinen Körper geschwächt, und da er ihnen nie entsagte, und, während dem er in der Nationalversammlung war, unermüdet arbeitete, brach plötzlich die Maschine unter dieser Last; ein Gallenfieber ergriff ihn, und nach wenigen Tagen starb er mit Muth und Standhaftigkeit.

Nie hat wohl die Krankheit und der Tod eines Mannes so allgemeinen Eindruck gemacht, als des Mirabeau; — ganz Frankreich trauerte um ihn, und selbst seine erbittertsten Feinde waren schmerzlich betroffen. Die Nationalversammlung beschloß, daß die Kirche der heiligen Genofeva zur Ruhestätte für alle große Männer Frankreichs bestimmt werden solle, mit der Ueberschrift: „Das dankbare Vaterland den großen Männern;" und daß Mirabeau der erste seyn sollte, dem die Ehre würde dort zu ruhen.

Am vierten April, Abends, wurde die Leiche feierlich in der Kirche zu St. Eustache eingesegnet, und dann in St. Genofeva, neben dem großen Descartes, beigesetzt. Die ganze Nationalversammlung (mit Ausnahme Carl Lameths, seines einzigen unversöhnlichen Feindes), der Bürgerrath und der Generalstab von Paris, alle Minister, die Wahlherren, alle Mitglieder der verschiedenen Clubbs in Paris, die hundert Schweizer, die Invaliden, das Bataillon der Kinder und sämmtliche Pariser Milizen waren bei dem Leichenzuge, der eine halbe Meile Wegs einnahm, und über drei Stunden dauerte.

Sechszehn Bürgersoldaten trugen den Sarg, auf dem eine Bürgerkrone und eine Fahne der Nationalgarde lag.

Die Kirche von St. Eustache war ganz schwarz ausgeschlagen; in der Mitte war ein Katafalk errichtet. Unter der

Trauermusik wurden die Todtengebete verrichtet, und nach einer prunkvollen Leichenrede gaben die Bürgermilizen in der Kirche selbst die Salven, worauf der Zug nach St. Genofeva aufbrach, und dort den Sarg beisetzte. Alles war in stiller Trauer, oder schluchzte dem Entschlafenen nach, und Keiner war, der nicht, trotz seiner Laster sagen mußte: „Er war ein großer Mann!“

Obgleich Mirabeau, wie wir schon erwähnt haben, ausgezeichnet häßlich war, und sein Strobelkopf, besonders im Zorne, dem eines Löwen glich, so machte er dennoch viel Glück bei dem schönen Geschlecht, und besonders bei geistreichen Frauen, die sich, so zu sagen, in seinen Verstand verlieben mußten. Sobald er anfing zu sprechen verging jeder Gedanke an seine Häßlichkeit; seine Physiognomie wurde voll Leben und seine Blicke sprühten Feuer, seine Ideen, seine Bewegungen, seine Geberden, seine ganze Haltung, zeigte eine Kraft und Uebermacht an, welche keineswegs die Anmuth ausschloß. Als man zu der von ihm entführten sehr schönen Präsidentin La Monnier sagte: „Wie es möglich sey, daß ein Mann, der sich eben so sehr durch seine Häßlichkeit als durch seine Laster auszeichne, eine so große Macht über eine Frau, wie sie, habe erlangen können?“ antwortete sie dem Frager: „Und sie selbst, mein Herr, Sie hören ihn ja mit einer wahrhaft religiösen Abgötterei an, so bald er spricht; Sie bewundern seine Talente und sind von seinen Reden so bezaubert, daß Sie, ihnen Beifall zollend, wider Ihren eigenen Willen vom Feuer derselben hingerissen werden, und unbedingt in Alles willigen, was er verlangt. Wie können Sie, die Sie so eitle und starke Männer sind, und sich dennoch zu seinen Füßen schmiegen, wie können Sie verlangen, daß ich, ein schwaches Weib, ihm widerstehen soll, wenn er zu den meinigen liegt?“ —

Mit Freimüthigkeit gestand Mirabeau die Irrthümer, die

Fehler und das Unrecht seiner früheren Jahre ein, und schilderte eines Tages selbst der Nationalversammlung auf dem Rednerstuhle seinen Character mit folgenden Worten:

„Ich kann nicht läugnen, daß ich mich in einer stürmischen und umwölkten Jugend großer Vergehungen schuldig gemacht habe, an denen zum Theil, Fremde, zum Theile meine nächsten Verwandten viele Schuld trugen, und vielleicht haben wenige Menschen, so wie ich, durch ihr Privatleben der Verläumdung so gegründeten Vorwand und so mancherlei Stoff gegeben, aber ich darf es wagen, Ihnen zu versichern, daß kein Mensch mehr Recht hat, als ich, sich mit muthigen Handlungen, uneigennützigen Gefühlen, einer stolzen Unabhängigkeit, und einer unbeugsamen Uebereinstimmung in seinen Grundsätzen zu brüsten. . . Meine Vergehungen und meine Dienste, mein Unglück und mein Glück haben mich beide für die Sache der Freiheit in gleichem Grade reif gemacht und zu derselben berufen. Von dem Schloßthurm zu Vincennes bis in die verschiedenen Festungen und Gefängnisse des Reichs, die ich mir nicht zum Wohnort erwählt hatte, sondern in die man mich aus gar mannichfachen Ursachen schleppen ließ, würde es schwierig seyn, eine Thatsache, ein Schreiben oder eine Rede von mir aufzuweisen, welche nicht eine große und kräftige Liebe zur Freiheit bewiesen. Ich habe vierundfünfzig gewaltsame Verhaftsbefehle, (lettres de cachet) in meiner Familie gehabt, ja, meine Herren, vierundfünfzig und von diesen wurden siebenzehn mir zu Theil. Sie sehen also, daß ich wie ein normännischer Stammhalter getheilt habe. Wenn mir die Liebe zur Freiheit große Genüsse gewährte, so hat sie mir auch viele Leiden und große Qualen bereitet. Ich bin stolz im Gefühl meines Muthes, meiner Stärke, meines geraden Verfahrens, und selbst auf die mir widerfahrenen Ungerechtigkeiten; meine zahlreichen Vergehungen und Verwirrungen können mich nicht

demüthigen, denn sie greifen meine Ehre nicht an, und was die Klatschereien und Verläumdungen der Alltagsmenschen und neidischen Werkeltagsseelen betrifft, die oft so einfältig sind, daß schon ein gewisser Grad von Dummheit dazu gehört, sie nur zu wiederholen, so werden Sie mir wohl zutrauen, daß ich groß genug denke, um höchstens verächtlich darüber zu lächeln, wenn ich mich allenfalls würdigte, sie zu bemerken."

Man muß gestehen, daß dieß sehr kühn und stolz gesprochen war; man konnte es aber von einem so eminenten Talent nicht anders erwarten.

Die vorzüglichsten Werke und Schriften Mirabeaus sind:

1) Versuch über den Despotismus, mit einem Rath an die Hessen und einer Antwort auf die Rathschläge der Vernunft. Paris 1792 mit dem Denkspruch: Veritas filia temporis non auctoritatis.

2) Die Geschichte Englands, aus dem Englischen übersetzt.

3) Theorie des Königthums, nach Milton übersetzt.

4) Ueber die Verhaftsbriefe (lettres de cachet) und Staatsgefängnisse. Hamburg 1782.

5) der beraubte Spion.

6) Betrachtungen über den Cincinatus-Orden, mit dem Denkspruch: Der Ruhm eines Kriegers ist nur dann vollständig, wenn er die Pflichten des Bürgers zu erfüllen weiß. London 1785.

7) Ueber die Reform der Juden und über Moses Mendelsohn. London 1787.

8) Ueber den Wucher.

9) Die Bank von St. Charles. Paris 1785 mit der Ueberschrift: Ihr beweint euer Geld, dießmal sind eure Thränen aufrichtig.

10) Von der preußischen Monarchie. London und Paris.

11) Rath für einen jungen Fürsten, der die Fehler seiner Erziehung verbessern will.

12) Geheime Geschichten und Anekdoten des Berliner Hofes.

13) Bemerkungen über das Bicetre und die Wirkungen zu strenger Strafen.

Ferner hat man von ihm: Denkwürdigkeiten und Thatsachen in dem Prozeß der Grafen Mirabeau, 1784; eine Unterredung mit dem Siegelbewahrer; den Briefwechsel mit Cerutti; das Journal der Generalstaaten; den Courier der Provence. Die Romane des Bruders Liederlich von Stande, den Rubikon und meine Beichte, schreibt man ihm ebenfalls zu, obgleich er fortwährend geläugnet hat, der Verfasser derselben zu seyn. Noch sind zu bemerken, seine Briefe an Joseph II., an Lecoutter de la Noraye, an Lacretelle, über Neker's Verwaltung, über Cagliostro und Lavater, über Guibert's Lobeserhebungen Friedrichs des Großen, nebst den Originalbriefen Mirabeau's im Schloßthurm von Vincennes, an Sophie von Ruffei, Marquise von Monnier geschrieben, so wie die vollständige Sammlung von Mirabeau's Arbeiten in der Nationalversammlung, Paris 1792, durch Etienne Mejean bekannt gemacht, mit dem Motto: „Ich war, ich bin und werde bis ins Grab der Mann der öffentlichen Freiheit seyn." Außerdem hat sein fruchtbares Genie noch viele andere Werke zu Tage gefördert, deren wir hier aus Mangel an Raum nicht erwähnen können.

Wir halten es ganz an seinem Platze, eine der merkwürdigsten Begebenheiten der französischen Revolution, nämlich die Flucht der königlichen Familie aus Paris, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft, hier anzureihen und unseren Lesern mitzutheilen.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.

Die Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1791 war zur Abreise des Königs bestimmt. Monsieur, der sich auch noch in Frankreich befand, verstand sich dazu, um die Verlegenheiten und die Zahl der Wägen nicht zu sehr zu vermehren, mit Madame die Grenzen von Frankreich über Lille zu erreichen, zu suchen. Der Marquis von Agoult war damit beauftragt, die Leibgardisten auszusuchen, welche als Couriere verkleidet den König begleiten sollten. Die Herren von Valory, Moustier und Maldent unterzogen sich diesem gefährlichen Geschäft.

Zwei Kammerherren, der Herzog von Villequier und von Duras, waren damit beauftragt, im Schlosse selbst alle Vorkehrungen zur Abreise zu treffen. Der Oberst Graf von Fersen, ein Schwede, Inhaber des Regiments Royal Suédois, hatte die bequemsten Wägen zu dieser schmierigen Reise in Bereitschaft gestellt. Obgleich alle Verschwornen, die um das Geheimniß wußten, von welchem das Leben und die Freiheit des Königs abhing, auch dasselbe treu bewahrten, so entging es doch den im Schlosse aufgestellten Schildwachen und anderen Personen nicht, daß eine ungewöhnliche Bewegung, so wie ein unruhiges Treiben daselbst stattfand, und man benachrichtigte Herrn von Lafayette davon. Dieser General schlief nicht mehr; er blieb immer sehr spät im Schlosse, und wenn schon alle Thore und Thüren geschlossen waren, so kam er noch zu wiederholtenmalen zurück, um sich zu überzeugen, ob Alles ruhig sey, und er kein Geräusch vernehme.

Sobald Madame Tourzel, Gouvernantin der Kinder von Frankreich, durch die Königin erfuhr, daß der Monarch mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter abreisen werde, bat sie ihre Gebieterin fußfällig und auf das dringenste, sie doch ja mitzunehmen und zu erlauben, ihre erhabenen Zöglinge begleiten zu dürfen, damit sie nicht allein unter den wilden Menschen zurück bleibe. Vergeblich führte die Königin die Wichtigkeit des Augenblicks, und die Nothwendigkeit, dem Marquis von Agoult einen Platz im Wagen zu geben, an, dessen Erfahrung, Unerschrockenheit und Thätigkeit man nicht entbehren könne. Madame Tourzel bestand auf ihrer Bitte, man nahm den König zum Schiedsrichter, und gewährte der Gouvernantin unklugerweise die verlangte Gnade, wodurch die Abreise um einen Tag verzögert wurde; und diesem Umstande ist allerdings das Mißlingen des ganzen Projectes zuzuschreiben.

Es war ein großes Unglück für die hohen Reisenden, daß sie in den Mauern des Schlosses von Versailles aufgewachsen, so wenig Erfahrung des wirklichen Lebens hatten, wodurch ihnen jene richtige Ansicht, jener Ueberblick und jene Geistesgegenwart abgingen, welche, mit Gewandheit und Kühnheit verbunden, oft die glückliche Frucht einer gefahrvollen und weniger gemächlichen Jugend ist.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni, gegen eilf Uhr des Abends, begaben sich die Mitglieder der königlichen Familie, jedes für sich, und allein in das Gemach des Herzogs von Villequier, welches einen Ausgang auf den Carousselplatz hatte. Männer und Weiber von erprobter Treue hatten sie sämtlich sorgfältig verkleidet. Die Nacht begünstigte die Flüchtlinge. Der König hatte schon den Carousselplatz verlassen, die Königin und die Prinzessin Elisabeth folgten ihm in einer geringen Entfernung. Als sie zu Fuß über den Platz gingen, begegneten sie Lafayette, der so eben die Runde um das Schloß gemacht hatte.

Sie entgingen durch ihre Verkleidung glücklich seiner Aufmerksamkeit, und schlichen sich hinter ihn; er kehrte aber um, es sey durch Zufall oder um diese Damen zu beobachten, die ihm indessen wieder entwischten. Frau von Tourzel kommt nun mit den Kindern an. Man geht über die Brücke (Pont-royal), und trifft auf dem Quai der Theatiner zusammen. Zu gleicher Zeit verlassen Monsieur und Madame den Pallast Luxemburg, von Marquis d'Avaray begleitet, und schlagen den Weg nach Valenciennes ein. D'Avaray war ein sehr nützlicher Führer für Monsieur; da er das Englische vollkommen sprach, so entfernte er dadurch jeden Verdacht, und man entging allen auf dem Wege sich darbietenden Gefahren dadurch, daß man sich für Engländer ausgab. Doch folgen wir der königlichen Familie. Die Entweichung aus den Tuilerien, ohne Zweifel das Schwierigste der ganzen Unternehmung war vollkommen geglückt; alle Umstände hatten sie so sehr begünstigt, daß man erst um zehn Uhr des andern Morgens Kenntniß von der Abreise des Königs hatte. An den Barrièren hatte er nicht das geringste Hinderniß gefunden. Als man in Bondy ankam, verließ die Familie ihre bürgerlichen Wägen, um sich in zwei, zur Reise schicklich eingerichtete Kutschen zu setzen. Die Leibgardisten stiegen auf den Bock als Bedienten, und einer von ihnen wurde als Courier an Bouillé abgefertigt, um die dem Könige entgegen kommenden Detachements von dessen glücklicher Abfahrt zu benachrichtigen. — Nahe bei Montmirail riß einer der Hängeriemen an einem der beiden Wägen, welches eine Verspätung von zwei Stunden verursachte. Man fürchtete die Stadt Chalons, weil es die volkreichste auf dem ganzen Wege war. Man durchfuhr sie indessen, ohne das mindeste Hinderniß; allein der König verbarg sich mit so wenig Vorsicht, und war so schlecht verkleidet, daß ihn der dortige Postmeister erkannte, der das Geheimniß jedoch nicht verrieth.

Als der flüchtige Monarch aber zu Pont-Someville ankam, und keine Abtheilung von den Dragonern vorfand, die ihn daselbst erwarten sollten fing er an, sehr unruhig zu werden. Der Chef, welcher dieses Detachement commandirte, war über den Lärm, welchen die Anwesenheit der Truppen verursachte, erschrocken, und da er den König weder an dem bestimmten Tage, noch zur bestimmten Stunde ankommen sah, so glaubte er, daß sich dessen Abreise verzögert, oder die Flucht wohl gar mißglückt sey, und zog sich von Posten zu Posten zurück. Diese rückgängige Bewegung, statt den Lärm zu stillen und zu zerstreuen, vermehrte im Gegentheil die Unruhe und den Verdacht in der ganzen Gegend, so daß alle getroffenen Vorkehrungen gerade zum Nachtheil der königlichen Familie ausfielen. Man langte endlich zu Sainte-Mennehould an. Drouet, ein fürchterlicher Name für das Haus der Bourbons! Drouet, der Postmeister dieser Stadt, gewahrte den König, als dieser abermals unvorsichtigerweise den Kopf zum Kutschenschlage hinausstreckte, und war von der Aehnlichkeit seines Gesichtes, mit dem auf den Assignaten befindlichen Bildnisse sogleich überrascht. Er betrachtete hierauf die anderen Personen, welche in dem Wagen saßen, genauer; brachte das Alter, die Zahl, die auffallenden Gesichtszüge der Familie, die Bewegungen der Truppen miteinander in Berührung, und schloß daraus, daß die Reisenden Niemand anders als die königliche Familie selbst seyn könnten. Da aber die Pferde an den beiden Wägen schon angespannt waren, so wagte er es nicht, der Abreise derselben Hindernisse in den Weg zu legen, schlug aber sogleich Lärm in der Stadt, und schrie: „Es ist der König, welcher flieht; Unglückliche, die wir sind, dieß wird uns den Bürgerkrieg bringen; man muß die Sturmglocke läuten! Die Sturmglocken müssen im ganzen Land ertönen! Man greife zu den Waffen!“ Zu gleicher Zeit gibt Drouet einem seiner Freunde,

Namen Guillaume, sein bestes Pferd, indem er ihm die höchst möglichste Schnelligkeit anempfiehlt, um dem König, zwar nicht zu Clermont, welches nicht wohl möglich gewesen wäre, sondern zu Varennes zuvorzukommen, und zu diesem Zweck einen Seitenweg einzuschlagen; dieser verspricht, ihn bald einzuholen. Noch war ein schwaches Detachement zu St. Mennehould geblieben; der Officier, welcher es befehligte, hatte seinerseits ebenfalls den König erkannt, und war ihm ganz ergeben; er hatte Drouet's und Guillaume's Bewegungen beobachtet, ließ zum Aufsitzen blasen, und befahl den Dragonern, in aller Eile die Straße nach Clermont einzuschlagen. Aber während diese die Pferde in Bereitschaft setzen, stellen sich die Nationalgarden an den Ställen auf, und sprechen zu den Dragonern: „Freunde, man hintergeht euch, man will euch zu Verräthern an der Nation machen, der König ist es, der flieht, wir sind dessen gewiß, wir machen euch für all' das Unglück verantwortlich, welches über Frankreich kommen wird; gehorcht ihr euerm Commandanten, so erwartet euch die Strafe der Verräther!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der botanische Garten (Jardin des Plantes.)

Diese ganz vortreffliche und bewunderungswürdige Anstalt verdient um so mehr eine etwas nähere Beschreibung, da dieser Garten zugleich ein sehr reizender, sehr stark besuchter öffentlicher Spaziergang ist. Er liegt auf der Ostseite von Paris an der Seine, und hat drei Eingänge. Die erste Anlage zu einem botanischen Garten wurde im Jahre 1636 unter König Ludwig XIII., auf Antrieb seines Leibarztes, Guy de la Brosse, gemacht. Im Jahre 1665 wurde der Catalog dieses Gartens, welcher 4000 Pflanzen enthält, gedruckt. Im Jahr 1718 erhielt Herr Leclerc (der nachmals so berühmte Graf Buffon, der am 15. April 1778 gestorben ist) die Oberaufsicht über denselben, und durch ihn wurde dieser Garten sehr vervollkommnet, seitdem ist er aber noch mehr vergrößert und verschönert worden. Er besteht jetzt aus einem botanischen Garten, aus einem sehr reichen Naturalien-Cabinet, aus einem Amphitheater zu den Vorlesungen, nebst einem chemischen Laboratorium, aus einer Bibliothek und aus einer Menagerie von lebendigen Thieren; auch sind bei den vorgenannten Gebäuden die Wohnungen der Professoren. Daubenton, der Nachfolger des berühmten Buffon, ließ sich die Sorge dafür sehr angelegen seyn. Seinem Andenken zu Ehren ist ihm hier ein Denkmal errichtet worden, das aus einer Granitsäule auf Trümmern von Mineralien besteht. Eine sehr einfache hydraulische Maschine, die von zwei Dromedaren in Bewegung gesetzt wird, versieht alle Theile des Gartens mit Wasser. Dieser Garten ist eine köstliche Zierde der Hauptstadt, denn bei seinem Umfange, da er sich bis an das Ufer der Seine erstreckt, bildet er einen weit ausgedehnten äußerst reizenden durch die abwechselndste Mannigfaltigkeit sehr



IARDIN DES PLANTES

angenehmen und zugleich sehr lehrreichen Spazierort, der keinen seines Gleichen hat. Man findet hier Bäume, Gesträuche und Pflanzen aus allen Theilen der Welt. Zur Erquickung der Spaziergänger ist auf einem mit Akazien bepflanzten schönen viereckigen Platze eine Limonade=, Wein= und Kaffeeschenke errichtet. Auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe, auf welchen man auf einem geschlängelten Wege kommt, hat man eine ungemein angenehme Aussicht auf den ganzen Garten und die Gegend umher, wo Hügel und Thäler mit mancherlei Grün bedeckt und vielerlei Bäumen beschattet, eine malerische schöne Landschaft bilden. — Diese Anhöhe ist mit einem sehr hohen Pavillon gekrönt, auf welchem sich eine schön gearbeitete Weltkugel befindet. Neben diesem Pavillon ist ein eiserner Meridian, der auf einen Bombenmörser so gerichtet ist, daß der geladene Mörser in demselben Augenblicke losbrennt, wo der Sonnenstrahl gerade die Mittagszeit verkündet. Ein viereckiges Wasserbecken, das mit dem Flusse in gleicher Ebene liegt und dessen Ufer stufenweise abgesenkt und mit Wasserpflanzen bedeckt sind, trägt nicht wenig zur Verschönerung des Ganzen bei. Man findet auf demselben alle Arten von Wasservögeln und vorzüglich einige schöne Schwäne: auch sieht man hier prächtige Pfauen umher wandeln. Das Wasser, das von Zeit zu Zeit erneuert wird, verbreitet Kühle umher, wodurch ein schöner Grasteppich rings um das Becken unterhalten wird. Die schöne Landschaft endigt mit einem zur Hälfte eingestürzten Thurme. Ein eisernes Gitter mit zwei Pavillons, im modernsten Geschmacke erbaut, verschließt den Eingang gegen den Fluß hin, wo sich die Menagerie befindet. Auf der andern Seite steht das Gebäude, welches die Naturaliensammlungen in sich schließt, von außen zwar sich nicht besonders durch seine Bauart auszeichnet, aber in seinem Inneren einen desto reicheren Schatz umschließt. Im ersten Stockwerke sind

drei Säle, zwei für die Mineralien und einer für die Pflanzen. Im zweiten Stockwerke werden die zoologischen Merkwürdigkeiten aufbewahrt; das Licht fällt durch die in der Decke angebrachten Oeffnungen. — Der eigentliche botanische Garten, enthält ungefähr gegen **10,000** Pflanzen. Ansehnliche Erweiterungen erhielt dieser Garten in jüngst verflossener Zeit gegen die Südost-Seite; mehrere Morgen Landes sind hinzugekommen und besonders anziehend ist ein kleines äußerst pittoreskes Thal, das Schweizerthal genannt, das mit mehreren niedlichen und ländlichen Hütten besetzt ist, und worin fremde und seltene Thiere verschiedener Arten umherwandeln, in besonderen Gehägen sind ausländische Arten von Rothwild, auch ist hier ein Teich mit Wasservögeln besetzt und von Trauerweiden umschattet. Dem Garten gegenüber befindet sich eine Brücke über die Seine.

Der Pflanzengarten ist in der That wunderschön, selbst für den, der dort nichts weiter zu thun hat, als die seltenen Thiere ohne besondere Erlaubniß zu sehen. Angenehm überraschend ist die Theilnahme des Publicums an diesem Institut, die sich hier so deutlich an den Tag legt, und es sind nicht etwa nur Fremde, die sich der Seltenheit wegen hierher verfügen, sondern der rechte Bürgerschlag vereinigt sich hier in den erlaubten Stunden, und der Bürger bleibt lange vor einem und demselben Thiere stehen, um seine Formen, seine Bewegungen zu studiren und sie sich einzuprägen; er wird nur abgezogen durch die herrlichen Bäume und Blumen, um dann wieder desto behaglicher die schwitzenden komischen Bären zu betrachten, die bei ihrem guten Futter so fett sind, daß die ihnen natürliche Unbehülflichkeit noch größer wird; die prächtigen majestätischen Adler, die langweilige große Giraffe mit ihrem schönen Kleide; die Elephanten mit ihren klugen Augen; die in der Wärme beweglich werdenden Schildkröten; kurz die ganze reiche Menagerie mit Löwen und Tigern,



PALLAST BOURBON



CAROUSSEL TRIUMPH BOGEN

deren Betrachtung sonst etwas kostet, hier aber öffentlich ist, und daran ist dem guten Bürger bekanntlich auch etwas gelegen. Dazu kommen nun noch die prachtvollen Treibhäuser, und die unendlichen Museen mit ihren zahllosen Sälen und Schränken, deren Benutzung so freigebig erlaubt ist, und von denen der gute Bürger nicht ohne Recht denkt, daß sie seinem Sohne, der einst ein berühmter Mann seyn wird, so sehr zu Gute kommen werden. — Die feinere Klasse ergeht sich nicht in dem sehr entlegenen Pflanzengarten, wohl aber einige Glieder derselben, verschiedenen Geschlechtes, die hier unbemerkt und vertraulich lustwandeln können.

Der Pallast Bourbon.

Jetzt der Sitz der Deputirtenkammer, ein wahres Prachtgebäude, bei dessen Eingange an der neuen Façade sechs 12 Fuß hohe Bildsäulen, der Themis und Minerva, und der vier Staatsmänner Sully, Colbert, l'Hôpital und Aguesseau stehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, ist im römischen Style gebaut und hat 504 Fuß in seiner weitesten Ausdehnung. Eine sehr schöne Terrasse beherrscht die Aussicht auf den Strom.

Der Triumphbogen auf dem Carousselplatz.

Dieser Triumphbogen der neuern Zeiten wurde unter Napoleon, der den alten Römern so manches nachmachte, zum Ruhm der französischen Heere errichtet, von welchen eine Bildsäule in jeder Waffengattung der großen Armee, als Repräsentanten derselben in ihrer damaligen Uniform, angebracht ist. Dieser schöne

Bogen ist die schönste Zierde des Carousselplatzes, der seinen Namen von einem prächtigen Caroussel hat, welches Ludwig XIV. im Jahre 1662 seiner Mutter und seiner Gemahlin zu Ehren, (oder seinen Maîtressen zu Gefallen) hier halten ließ. Er liegt vor den Tuilerien, und hat durch das Niederreißen alter Gebäude eine sehr große Ausdehnung erhalten. Napoleon hielt hier seine pompöse Truppenmusterungen an Sonn- und Festtagen ab, die allerdings etwas sehr imponirendes und großartiges hatten.

Die Getraidehalle (Halle aux blés).

Diese schöne Halle steht auf dem Flecke, auf dem das Hôtel de Soissons stand, welches unter den verschiedenen Namen, des Thurmes von Nesle, des böhmischen Thurms, des Schlosses der büßenden Mädchen, des Hôtel der Princessinnen berühmt und berüchtigt war. Sie ist jetzt ein schöner großer Tempel, dem römischen Pantheon glücklich nachgebildet, mit einem neckenden Echo. Der Tempel aber ist voll von — Mehlsäcken. Die Mehlhändler halten hier eine Art Börse, und man muß sich beinahe durchschlagen, was aber auch wohl nicht ohne „Verräther" geschieht. Zwei Thüren sind hier nur, eiserne Gitter. „Ich hatte mich einmal in dem schönen Raume zu lange aufgehalten," erzählt ein neuerer Reisebeschreiber, „die Thüren wurden verschlossen, ohne daß ich es merkte, und ohne einen großen Lärm, den ich anrichtete, hätte ich das Vergnügen haben können eine Nacht auf dem Mehl zu schlafen.



DAS INNERE DER GETREIDEHALLE.

Paris.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.

(Schluß.)

Die Dragoner wurden unschlüssig, und der günstige Augenblick ging vorüber; allein ihr Commandant hatte schon eine Vorkehrung getroffen, welche hinlänglich war, den König von aller Gefahr zu befreien. Da er Guillaume wegreiten gesehen, und den Weg bemerkt hatte, so hatte er ihm einen maréchal de logis (Sergeanten bei der Cavallerie) nachgesandt, auf den er sich ganz verlassen konnte, und ihm anbefohlen, denselben anzuhalten, und im Fall er Widerstand leisten würde, ihn zu tödten. Dieser beeilt sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, und reitet im gestreckten Galopp Guillaume nach, den er nach Verlauf einer kleinen Stunde erblickt und fast erreicht hatte; aber jener verdoppelte seine Eile, und ein Gehölz begünstigt durch seine Dunkelheit seine Flucht; der Verfolger verliert dessen Spur, nachdem er mehrere vergebliche Umwege in dem Walde gemacht hatte.

Der König kommt zu Clermont an, und wechselt abermals Pferde. Man hatte jetzt so große Eile, daß man gar nicht daran dachte, die zwei Schwadronen Dragoner, welche sich in dieser Stadt befanden, um die Familie zu escortiren, und die der Graf Carl von Damas commandirte, von deren Ankunft zu benachrichtigen. Dieser Officier wollte verzweifeln, daß er die Couriere nicht ankommen sah, auf die er zählte. Jetzt erfährt er, daß so eben zwei Wagen durchgefahren sind, und die Beschreibung, welche man ihm von denselben machte, läßt ihm keinen Zweifel mehr übrig, daß es die königliche Familie war, welche sich in denselben befand. Bald sitzen seine Dragoner zu Pferd und wollen eben abreiten, als sich Municipal-Beamten zeigen, und vom Grafen Damas Rechenschaft wegen seines Verfahrens fordern. Dieser spielt den Beleidigten, und will ihnen kein Gehör geben; seine Dragoner geben dem Eindruck, welchen die dreifarbige Schärpe auf sie hervorbringt, nach, und kündigen ihrem Commandanten den Gehorsam auf. Vergeblich suchte er sie abwechselnd durch Bitten und Drohungen zu bewegen.

Schon hörte man die Sturmglocken aus der ganzen Gegend erschallen, als Damas, für den jetzt die Augenblicke immer kostbarer wurden, seinem Pferde die Sporen gibt, und mit zwei oder drei anderen Officieren, ohne seine Dragoner, im Galopp davon sprengt.

Der König begriff nicht, wie es kam, daß er auf der Route weder die Vorspannpferde, noch die Escorten fand, was man doch abgesprochen hatte. Zu Varennes angekommen, fand man abermals keine Vorspann und keine Bedeckung. Die Leibgardisten stiegen ab, um Erkundigungen einzuziehen; blieben aber für die Ungeduld des Königs und der Königin viel zu lange aus; diese steigen in ihrer Herzensangst nun ebenfalls aus

den Wagen; es war schon Nacht geworden, und der König und die Königin von Frankreich laufen in dem Flecken von Haus zu Haus, und klopfen an der Thüre jeder Hütte an, jedoch nur um sich nach Vorspann zu erkundigen; denn die Klugheit verbot ihnen, nach den Truppen zu forschen. Dieser Aufschub begünstigte Guillaume's und Drouet's Absichten, letzterer war seinem Gefährten nachgeeilt, und hatte ihn erreicht. Sie waren fast zu gleicher Zeit mit dem König zu Varennes angekommen. Sie thun nun ihr Möglichstes, den Aufenthalt zu verlängern, und bringen es bei den Postillionen dahin, daß diese erklären, sie müßten, bevor sie einspannen könnten, mehrere ihrer Pferde füttern. Noch aber wollen sie keinen Lärmen machen, sondern lassen einige Männer zu sich kommen, mit welchen sie als Jakobiner in Verbindung standen.

Man eilt nun nach der Brücke und versperrt dieselbe mit Hülfe einiger Wagen, die man umstürzt. Einstweilen hatte man, vermittelst der Macht des Goldes, die Postillione zur Abfahrt bestimmt; findet aber, als man an der Brücke ankommt, dieselbe verrammelt und die Fahrt darüber unmöglich gemacht. Die Leibgardisten springen herab, um die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, und Luft zu machen. Jetzt wagt es Drouet, mit seinen Gefährten an des Königs Wagen zu treten. „Sie werden nicht abreisen,“ schrieen sie, „hören Sie, hören Sie die Sturmglocken; sie benachrichtigen Sie, daß man dem Verräther auf der Spur ist.“ Drouet und seine acht Begleiter richteten ihre Gewehre auf die königlichen Wagen. Die Leibgardisten schaudern zurück, aber der König bittet sie, und befiehlt ihnen, sich in keinen Kampf einzulassen, da er, wenn er mit Gefahren der Art auch vertraut gewesen wäre, doch das Leben seiner Gattin, seiner Kinder und seiner Schwester nicht auf das Spiel hätte setzen wollen. Drouet besteht nun auf der Vorzeigung

der Pässe. Die Königin bringt jetzt einen solchen, den sie von Montmorin auf den Namen einer russischen Dame erhalten hatte, zum Vorschein.

Dieser Paß lautete:

Im Namen des Königs!

Allen Civil- und Militärbehörden und öffentlichen Angestellten unsern Gruß. Wir thun euch kund und verordnen, die Frau Baronin von Korff, welche sich mit zwei Kindern, einem Kammerdiener, drei Bedienten und einer Kammerfrau nach Frankfurt begibt, frei und ungehindert passiren zu lassen. Gegenwärtiger Paß ist nur auf einen Monat gültig.

Paris, den 5. Juni 1791.

Unterzeichnet:
L u d w i g.

Weiter unten:

M o n t m o r i n.

Frau von Korff war eine russische Dame, welche sich in Geschäfts-Aufträgen einiger deutschen Fürsten, die Besitzungen im Elsaß gehabt hatten, und für deren Verlust sie Entschädigungen verlangten, zu Paris befand. Den 5. Juni hatte sie sich durch den russischen Botschafter, Simolin, diesen Paß von Montmorin ausfertigen lassen, und schrieb einige Tage darauf, daß, als sie ihre Vorbereitungen zur Abreise gemacht, und mehrere unnöthige Papiere verbrannt, durch Zufall auch der Paß in Flammen aufgegangen sey, und sie sich deßhalb ein Duplicatum erbitte, welches sie auch erhielt.

Drouet aber machte nun Schwierigkeiten, und sagte endlich: „Uebrigens ist es an dem Procurator der Gemeinde, hierüber zu entscheiden.“ Dieser Municipal-Beamte war so eben angekom-

men, und bat nun die Reisenden, sich zu ihm zu verfügen, damit er den Paß untersuchen könne. Er spielt nun den Gutmüthigen, scheint Rücksicht zu nehmen, bietet der Königin seinen Arm an, um sie zu führen, u. s. w. Man steigt ab, der König nimmt eines seiner Kinder auf den Arm, und führt das andere an der Hand. Noch hatte er Hoffnung, denn es schien sehr wahrscheinlich, daß eine der aufgestellten Truppen-Abtheilungen zu seiner Hülfe herbeieilen würde. Kaum ist man in dem Hause angekommen, als ein, durch Drouet versammelter Haufen Volkes dasselbe umgibt und die Reisenden bedroht. Der Procurator der Gemeinde gibt sich den Anschein, als wolle er die Leute beruhigen und die Ordnung wieder herstellen; er erzeigt dem König alle Achtung und Ehrfurcht, ja er trinkt mit dem König von dem Wein, welchen dieser ihm anbietet, stellt ihm aber manche verfängliche Frage, die der gutmüthige Ludwig, der sich noch immer nicht erkannt glaubt, mit der größten Naivität beantwortet, und rühmt sich später, in seinem Bericht über diesen Vorgang, dieses hinterlistigen Verfahrens, als der heiligsten Pflicht, die er gegen die Nation und das Vaterland erfüllt habe, indem er so und nicht anders gehandelt.

Nach Varennes hatte Bouillé Vorspann gelegt gehabt, welche den König bis Henay führen sollte, allein statt zu dieser wichtigen Mission nur erfahrene und alte Officiere zu gebrauchen, beauftragte er zwei junge Leute damit, nämlich seinen Sohn und Herrn von Raigecour, welche, zu Varennes angekommen, nur an ihr Vergnügen dachten, Toilette machten, Zerstreuungen aufsuchten, und statt die Vorspannpferde auf eine Anhöhe vor der Stadt bringen zu lassen, diese durch ein Mißverständniß jenseits der Brücke, auf der Straße, welche nach Sivry-sur-Meuse führt, bringen ließen; woher es denn kam, daß der König bei seiner Ankunft in Varennes keine Pferde

finden konnte, und folglich so lange verweilen mußte, wodurch der Aufschub entstand, der seine Verhaftung veranlaßte.

Hätten sie hier nur Jemand aufgestellt, der der Familie den Ort bezeichnete, wo die Pferde warteten, so wäre Alles gut gegangen. Man suchte das Benehmen des Herrn Bouillé Sohn später dadurch zu entschuldigen, daß man sagte, er habe sich im Walde verirrt gehabt. Man muß gestehen, daß man sich niemals unzeitiger verirrt hat. Für Bouillé's Vater war es ein immerwährender Vorwurf, den zu zärtlichen Gefühlen der väterlichen Liebe und den Einflüsterungen einer Frau, Madame Jabath, nachgegeben zu haben, die, wie man behauptete, in sehr vertraulichem Verhältniß mit ihm stand, zu Metz wohnte, und ihn bestimmt hatte, dem jungen Raigecour den so wichtigen Auftrag zu ertheilen, von dem das Schicksal des Monarchen und vielleicht das von ganz Frankreich abhing.

Herr von Bouillé hatte indessen von dem König eine Million baares Geld erhalten, um die nothwendigen Vorkehrungen zur Reise gehörig treffen zu können; außerdem hatte man ihm den Marschallstab versprochen, im Fall das Unternehmen geglückt wäre. Nach Luxemburg hatte man vier Millionen geschickt.

Ein anderer Fehler, den Herr von Bouillé begangen, war, daß er die kleinen Truppenabtheilungen, welche er am Wege zur Bedeckung für den König hatte aufstellen lassen, fast durch lauter Stabsofficiere und Oberste befehligen ließ, wozu gewöhnlich nur Lieutenants oder Capitaine gehörten; so commandirte eine derselben der Herzog von Choiseuil, Oberst von Royal-Dragons, eine andere Graf Damas u. s. w.; natürlich hatte dieses, so wie die außerordentlichen Zulagen, welche die Truppen erhielten, gewaltiges Aufsehen gemacht, und Niemand ließ sich durch die vorgeblich zu erwartenden Geldtransporte täuschen.

Ungefähr eine Stunde nach der Verhaftung des Königs kam ein Detachement, welches Varennes den Abend vorher verlassen hatte, unter der Anführung des Herrn von Gouguelas an. Allein die Nationalgarden, welche an der, noch immer versperrten Brücke warteten, wollten ihm nur den Uebergang über dieselbe gestatten, wenn es von den Pferden abstieg. Herr von Gouguelas verlangte die Reisenden zu sprechen, wozu man ihnen die Erlaubniß ertheilte. Der König, theils auf des Gemeinde-Procurators verstellte Gutmüthigkeit bauend, theils aus Furcht, ersuchte Herrn von Gouguelas, noch keine Gewalt zu gebrauchen, indem er zu ihm sagte: „Alle Schwierigkeiten scheinen gehoben zu seyn, und in wenigen Augenblicken werde ich die Reise fortsetzen können.“ Gouguelas entfernt sich nun, um keinen Verdacht zu erregen. Jetzt kommt der Procurator zurück, und sagt dem König, daß er den Paß vollkommen in Ordnung gefunden, daß er ihm aber rathe, nicht eher abzureisen, als bis sich die Menge zerstreut habe, welches er bald zu bewerkstelligen hoffe.

Bei Tagesanbruch begibt er sich abermals zum König, und sagt ihm: „Nun ist alles bereit; Sie können abreisen.“ Bei diesen Worten erheitert sich des Monarchen Antlitz. Der Mann beobachtet ihn, und sagt ihm, auf ein Bild des Königs, welches im Zimmer hing, deutend: „Hier, Sire, ist Ihr Portrait.“ Jetzt wird der König unruhig, und einsehend, daß eine längere Verstellung und Verläugnung seiner Person unnöthig seyn würde, sagte er endlich: „Nun wohl, Sie haben ihren König vor sich und in ihrer Gewalt. Das Schicksal macht Sie auch zugleich zum Herrn über seine Familie, die ihm theurer als sein Leben ist. — Um sie der fürchterlichsten Gefahr zu entreißen, hatte ich mich entschlossen, mich in einen meiner festen Plätze, und zwar nach Montmedy, zu begeben, mitten unter meine treusten Truppen.“

„Ich habe die Stärke und die Fortschritte der Aufwiegler genau berechnet. Sie unterjochen sogar die National-Versammlung selbst, während sie mich gefangen in meinem Pallast halten. Jeden Abend mußte ich ihre Drohungen hören. Nach dem, was sie schon gegen die Königin versuchten, beurtheilen Sie, was ich von ihrer Wuth zu fürchten habe, die mit ihrer Gewalt wächst. Mein Freund, ich erwarte Alles von Ihren guten Gesinnungen, von Ihrer Biederkeit, und weil Sie mein Bildniß unversehrt erhalten haben. Retten Sie mich, retten Sie meine Frau und meine Kinder. Machen Sie Gebrauch von Ihrer Gewalt. Lassen Sie treue Officiere, deren Namen ich Ihnen mittheilen werde, von meiner Lage benachrichtigen, und bald werden sich eine hinlängliche Anzahl von Truppen zeigen, um mich zu befreien. Sie werden dadurch nicht verdächtig werden, denn Sie haben nur der Gewalt nachgegeben. Zählen Sie auf meine unbegränzte Dankbarkeit und Erkenntlichkeit. — Nehmen Sie von Ihrem König den Titel als dessen Befreier an. Sehen Sie die Königin, welche Ihnen den Dauphin entgegenhält, — lassen Sie sie nicht vergeblich sich vor Ihnen auf die Knie geworfen haben!" Die Königin hatte sich in der That in diese Lage versetzt. Allein der Procurator Sausse ließ sich nicht erweichen, sondern erklärte dem König rund heraus, daß er sich nur aus List, und um ihn hinzuhalten, bis jetzt so freundschaftlich gegen ihn gestellt, damit er Zeit gewänne, um die benachbarten Bezirke benachrichtigen zu können, und eine gehörige Anzahl Nationalgarden zusammenzubringen. Jetzt trat der Graf Carl Damas in das Zimmer und ging auf den König zu: „Sire, noch ist nichts verloren, wir werden den Durchgang erzwingen, wenn man uns denselben nicht gutwillig gestatten will." Allein der Gemeinde-Procurator war schon hinausgegangen, um die, durch Gouguelas versammelten Husaren anzureden, und hatte ihnen gesagt:

„Wählet zwischen der Nation und einem meineidigen König!“ Einige unter ihnen ließen den Ruf: „Es lebe die Nation!“ hören, die Andern waren noch unschlüssig; nun kommt Drouet an. „Unglückliche,“ redete er sie barsch an, „Ihr setzt den König dem unmittelbaren Tode aus; wenn ihr die geringste Bewegung zu seiner Befreiung macht, so muß er sterben, denn er ist in unserer Gewalt!“ Bald können weder Gouguelas, noch Damas, noch der Herzog von Choiseuil etwas mehr über die Husaren vermögen; gleich darauf wurden alle drei, als sie die Truppen anreden wollten, verhaftet, welche nun die Befehle der Officiere der Nationalgarden vernahmen und nur diesen gehorchten.

Der König setzte nun auf die rührendste Weise dem Gemeinde-Prokurator Sausse, der auch zugleich Lichterzieher und Seifensieder war, und den andern, ihn umgebenden Bürgern und Gewerbsleuten die Motive seiner Abreise auseinander und versicherte, daß er die Verfassung in ihrer Kraft erhalten, sich aber nur in eine Lage versetzen wolle, um nachdrücklich mit der Nationalversammlung wegen einiger Artikel unterhandeln zu können, die einiger Abänderungen bedürften, indem sie sich mit dem Glanz des Thrones und mit der Gewalt, die er haben müsse, um das Wohl und das Glück des Volkes zu befördern, nicht vertrügen. Während dieser Zeit saß die Königin im Hintergrunde des Ladens, zwischen Lichterballen und Seifenpäcken, und suchte der Madame Sausse begreiflich zu machen, daß wenn sie ihren Mann vermögen könnte, sich seiner Municipalgewalt zu bedienen, damit er der ferneren Reise des Königs kein Hinderniß entgegen setzte, er den Ruhm haben würde, zu Frankreichs Rettung und dem allgemeinen Frieden beigetragen zu haben. Die Frau schien erweicht und vergoß Thränen, antwortete aber: „Guter Gott, ich möchte wohl, aber Madame, man würde Herrn Sausse umbringen. Ich liebe wohl meinen König, aber hören Sie, ich liebe auch meinen

Mann, und er ist doch für alles verantwortlich." Unterdessen hatte sich immer mehr Volk um Sausse's Haus eingefunden, und die Bauern strömten schon haufenweise vom Land, mit Sensen, Sicheln, Dreschflegeln, Prügeln, Gewehren u. s. w. bewaffnet, herbei. Gegen 7 Uhr des Morgens vernahm der König einen Tumult aus seinem Fenster, der ihm einige Hoffnung gab. Es war ein so eben angekommenes Detachement, welches sich mit Gewalt einen Weg über die Brücke bahnen wollte, die aber noch versperrt, und von vielen, aus der Gegend hinzugekommenen National-Garden vertheidigt wurde. Dieses Hinderniß konnte indessen nicht sehr lange mehr widerstehen, denn Bouillé war im Anzuge, an der Spitze des Regiments Royal-Allemand, auf dessen unbedingten Gehorsam man zählen zu können glaubte. Er hatte mit dem Regiment während der ganzen Nacht zu Pferd unter den Mauern der Stadt Henay gehalten, um den König zu erwarten; wurde aber viel zu spät von dessen Ankunft zu Varennes benachrichtigt, worauf er sich mit seinem Regimente in Galopp setzte, um sich dahin zu begeben. Er wäre wahrscheinlich noch zeitig genug daselbst angekommen, wenn nicht ein Adjutant Lafayette's, Romeuf, der nach den Tagen des 5. und 6. Octobers dazu ernannt worden war, fortwährend den Dienst bei der Königin zu versehen, ihm zuvorgekommen wäre, und auf schnelle Rückreise nach Paris außerordentlich gedrungen hätte. Die Königin machte ihm, von seinem Auftrage sprechend, bittere Vorwürfe, und sagte zu ihm: „Mein Herr, als Sie dieses verhaßte Mittel erwählt haben, um sich einen Namen zu machen, so hätten Sie doch dessen fürchterliche Folgen erwägen sollen." Sie schien übrigens sehr erstaunt, daß Lafayette nach ihrer Flucht nicht vom Volke in Stücken gehauen worden war. Noch hoffte sie auf Bouillé's Ankunft, der mit einer ansehnlichen Macht sie und den König befreien würde, und suchte alle Mit-

tel hervor, die Abreise möglichst zu verzögern. Die erste Wärterin des Dauphins stellte sich, als habe sie auf einmal eine heftige Colik befallen, und warf sich jammernd auf ein Bett, um die Absichten ihrer Herrschaft zu begünstigen. Sie weinte und schrie um Hülfe. Die Königin, welche sie vollkommen begriff, verweigerte es, diese Frau, welche ihr aus Anhänglichkeit gefolgt sey, und alle Gefahren mit ihr getheilt habe, in ihren Leiden zu verlassen. Aber gerade der Beweggrund, der sie zögern machte, war es, aus welchem ihre Gegner die größte Eile nöthig fanden, und die Abreise um so mehr beschleunigten. Romeuf zeigte seine Ordre vor, nach welcher er den König verhaften und zurückbringen sollte, wo man ihn auch treffen würde. Man hieß nun die ganze Familie in die Wägen steigen, und der König rief aus: „Zum zweitenmale läßt mich jetzt Lafayette arretiren, um seine Republik zu gründen." Die drei Leibgardisten wurden, gebunden und geknebelt, auf den Bock des Wagens gesetzt. Eine Menge von National-Garden bildeten die Bedeckung, und der traurige Zug setzte sich unter dem Hohn- und Triumphgeschrei des Volkes in Bewegung.

Schon war der König anderthalb Stunden lang abgereis't, als Bouillé, von seinem Sohne und einigen Officieren begleitet, sich an den Thoren von Varennes zeigten, ihnen folgte in beträchtlicher Entfernung das Regiment Royal-Allemand. Er fand die Brücke noch versperrt; das Husarendetachement, von Longs befehligt, hatte das Hinderniß nicht beseitigen und auch nicht durch den Fluß setzen können. Bouillé war nicht glücklicher. Zugleich erhielt er Schlag auf Schlag die schlimmsten Nachrichten, den Abfall fast aller Truppen, die Verhaftung von den Officieren derselben, besonders die der Herren von Choiseuil, Damas und Gouguelas, daß die Nationalgarden von Metz und Thionville, mit mehreren Linienregimentern vereint, gegen ihn im Anmarsch seyen ꝛc. Royal-Allemand kam weit später an, als er

geglaubt hatte, und mit schon sehr ermüdeten Pferden; dieß Alles machte, daß er sich zum Rückzug und den König im Stiche und seinem Schicksale zu überlassen entschloß. Er führte das Regiment Royal=Allemand nach Henay zurück, und desertirte in der folgenden Nacht mit mehreren Officieren über die Gränze, um sein Leben in Sicherheit zu bringen, und sein Heil im Auslande zu suchen.

Als Hauptursachen des Mißlingens dieses, für die königliche Familie so unheilbringenden Versuches einer Entweichung kann man vorzüglich die, wegen Frau von Tourzel um einen Tag aufgeschobene Abreise annehmen, welches Fehler, Irrthümer und Mißverständnisse aller Art herbeiführte. — Ferner das Betragen der Herren Bouillé, Sohn, und Raigecour bei ihrer Ankunft zu Varennes, und besonders ihre verkehrten Maßregeln hinsichtlich der Vorspannpferde, aber auch der König selbst hatte sich wegen seines unvorsichtigen Benehmens Vorwürfe zu machen; denn hätte er nicht so oft, und fast auf jeder Station den Kopf aus dem Wagen gestreckt, so würde er nicht von Drouet und Andern erkannt worden seyn. Dem sey nun, wie ihm wolle, gewiß ist es, daß wenn die Abreise von Paris einen Tag früher stattgefunden hätte, die Flucht gelungen wäre. Da sie aber mißlungen war, so suchten alle Theilhaber und Mitarbeiter an diesem Projecte sich gegenseitig über dessen Fehlschlagen anzuklagen und einer auf den andern die Schuld zu schieben. Der Hof gab Bouillé's Maßregeln und dessen Officieren alle Schuld, und Bouillé wieder der Frau von Tourzel, dem Könige u. s. w. Der nun förmlich gefangene Monarch hatte noch den Schmerz, die geknebelten Leibgardisten auf der ganzen Reise vor sich auf dem Bock sitzen sehen zu müssen. In jedem Flecken und Orte kamen Municipalbeamte an seinen Wagen und machten, unter dem Vorwande, ihn anzureden, ihm die bittersten Vorwürfe wegen seines Meineides, indem

sie ihm das Decret der Nationalversammlung, welches ihm verbot, sich mehr als zwanzig Stunden von da, wo diese ihre Sizzungen hielt, zu entfernen, vorzeigten. Der König schlug sich dabei vor die Stirne und sagte: „Niemals habe ich ein solches Decret bestätigen können."

Die mit Sensen und Mistgabeln bewaffneten Bauern mischten sich allenthalben unter die Nationalgarde. Ein Adeliger, aus der Champagne, Graf Dampierre, dessen Besitzungen in der Nähe der Landstraße lagen, welche der Zug passiren mußte, sprengte mit einigen Reitern durch die Menge an den Wagen des Königs, und wollte ihm die Hand küssen. — Da aber das Volk glaubte, er habe die Absicht, den Gefangenen zu befreien und zu entführen, so schoß man ihn nieder, und zerstückelte seinen Körper so sehr durch Sensenhiebe und Gabelstiche, daß sein Blut den Wagen des Königs bespritzte. Die Haufen vermehrten sich mit jedem Schritte und mit ihm die Unordnung; Alles war zu befürchten, als glücklicherweise die von der Nationalversammlung aus ihrer Mitte erwählte und abgesandte Commission ankam und die Ordnung in etwas wieder herstellte. Zuerst erschien Damas, dem es gelang, den beklagenswerthen König den vielen persönlichen Beleidigungen und Beschimpfungen zu entziehen, welche dieser hatte erdulden müssen, ohne auch nur murren zu dürfen. Nicht besser erging es der Königin, ja selbst die tugendhafte Elisabeth und die Kinder wurden nicht geschont. Bald nach Damas kamen die anderen Commissäre, Latour-Maubourg, Barnave und Pethion an, und setzten sich in die Wägen zu der königlichen Familie. Und wer hätte geglaubt, daß es diese seyn würden, welche den scandalösen Scenen ein Ende machen und den König wieder auf ein Jahr den constitutionellen Thron besteigen lassen würden? Unweit Epernay rettete Barnave einem Geistlichen das Leben, den man gleich Dampierre vor den Augen des hohen Ge-

fangenen ermorden wollte, weil man ihn als einen der widerspenstigen Pfarrer bezeichnete, die den Verfassungseid zu leisten sich geweigert hatten. Barnave stürzt aus dem Kutschenschlage und ruft: „Sind wir denn von Tigern umgeben? Laßt diesen alten Mann in Frieden, zeiget die Ruhe und Würde einer großen Nation, die es verdient, ihre Freiheit zu erringen."

Der Priester war gerettet. Madame Elisabeth, über das Benehmen des volksthümlichen Barnave's ebenso erstaunt als entzückt, ergreift ihn beim Rockzipfel, als er sich eben zum Schlag hinausstürzen will, um ihn von der Gefahr zurückzuhalten. Muth und Menschlichkeit vereinten in diesem Augenblicke die Wünsche einer frommen Prinzessin aus dem Hause Bourbon mit denen des freiheitsliebenden und unabhängigen Plebejers, der seit zwei Jahren die königliche Gewalt und ihre Grundfesten angegriffen hatte. Der Name, den die Familie früher nur mit dem größten Abscheu ausgesprochen hatte, wurde nun von der Prinzessin nicht ohne Theilnahme genannt. Es entspann sich nach der Krisis sogar eine Unterredung zwischen Barnave und den Reisenden, in welcher man von der Lage Frankreichs und der königlichen Familie sprach.

Der König hatte, trotz seiner außerordentlichen Schüchternheit, gewagt, einige Bemerkungen zu machen; als er aber gefragt hatte, wie weit es das französische Volk noch treiben wollte, antwortete ihm Pethion mit einer großen Freimüthigkeit: „Bis zur Republik, sobald es reif dazu seyn wird." Von diesem Augenblicke an beobachtete der König ein tiefes Stillschweigen bis zu der Ankunft in Paris, welches er nicht ein einziges Mal nur durch den leisesten Laut unterbrach.

Man schlug den Deputirten vor, in einer Schenke von dem Geflügel und Backwerk zu speisen, welches man im Wagen des Königs mitführte. — Pethion nahm es mit Freuden an, und affectirte

dabei ein sehr ungezwungenes, beinahe in das Gemeine gehendes Benehmen. Madame Elisabeth schenkte ihm Wein ein, und um ihr zu zeigen, daß er genug habe, stieß er mit dem Glase heftig gegen den Hals der Flasche. Sein Benehmen war sichtbar auf Beleidigungen berechnet, denn er hatte eine gute Erziehung genossen, und suchte absichtlich die Familie zu demüthigen. Die abgenagten Knochen des Geflügels, das er verzehrt hatte, warf er so ungeschickt zum Wagen hinaus, daß sie fast die Nasen der Gesellschaft berührten; den kleinen Dauphin, den er auf seinen Knieen hielt, rupfte er so stark an den Haaren, daß er zu schreien anfing, worauf die Königin sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: „Geben Sie mir meinen Sohn, er ist an eine solche Behandlung und solche Vertraulichkeiten nicht gewöhnt.“ Barnave hingegen benahm sich als ein Mann von Welt und feiner Bildung; er beobachtete alle Achtung gegen die Damen und antwortete der Königin, als ihn diese zum Essen nöthigte: „Madame, die Deputirten der Nationalversammlung dürfen Ihre Majestät in so wichtigen Augenblicken nur mit ihrer Sendung und nicht mit ihren Bedürfnissen beschäftigen!“ Dieses Betragen beobachtete er während der ganzen Reise, und die Prinzessin hatte mehrere besondere Unterredungen mit ihm, während man anhielt und ausstieg. Barnave äußerte bei denselben, daß die Royalisten während der Revolution beständig die größten Fehler und die einfältigsten Streiche begangen und das Interesse des Hofes so schlecht vertheidigt hätten, daß er selbst mehrmals in Versuchung gekommen sey, denselben einen muthigen Athleten zuzuweisen, der den Geist des Jahrhunderts und der Nation kenne. Als ihn die Königin fragte, welches die Mittel gewesen seyen, deren Anwendung er ihr gerathen haben würde, antwortete er: „Die Popularität, Madame.“ — „Wie konnte ich diese anwenden, da man sie mir genommen hatte“? — „Ach Madame,

es wäre Ihnen weit leichter gewesen, sie wieder zu erhalten, als es mir geworden ist, sie zu erlangen."

Barnave war Herr über die Nationalversammlung durch sein hervorstechendes Talent geworden. Er durfte seinen beiden Freunden Düport und A. Lameth befehlen — beide schienen seit einiger Zeit weniger feindselig gegen den Hof gesinnt zu seyn, und die Reise hatte Barnave's Herz und Gesinnungen hinsichtlich der königlichen Familie allerdings in etwas umgestimmt.

Den 29. Juni um 11 Uhr des Morgens kündigte der damalige Präsident der Versammlung, Alexander Beauharnais, derselben bei Eröffnung der Sitzung an, daß in der vorigen Nacht der König und die ganze königliche Familie von den Feinden der Ordnung und der öffentlichen Ruhe entführt worden seyen. Hierauf herrschte ein langes und tiefes Stillschweigen unter den Abgeordneten. Reignault de Saint Jean d'Angely, ein noch sehr junger Deputirter, der sich nur erst durch eine angenehme Leichtigkeit in seinem Vortrage ausgezeichnet hatte, unterbrach zuerst dieses Schweigen und forderte die Versammlung auf, bei dieser Gelegenheit die ganze Kraft und Würde ihres Charakters zu zeigen. „Die Verfassung ist beendigt," sagte er, „und wie groß auch die Gefahren des Vaterlandes seyn mögen, so sind sie nicht mit denen zu vergleichen, welche uns gedroht haben, als wir den unsterblichen Schwur im Ballspielhause aussprachen." Er schlug hierauf mehrere Maßregeln vor, welche zu den Vorrechten der ausübenden Gewalt gehörten; allein diese Macht war verkannt, und die Versammlung war so lange daran gewöhnt, sie selbst bei der Gegenwart des Königs auszuüben, daß sie schnell alle Maßregeln ergreifen konnte, welche die Gefahr erheischte.

Die Minister kamen, einer nach dem andern, um ihre Befehle zu empfangen. Duport de Tertre, der Justizminister, übergab ihr die Siegel des Staates. Alle Oberhäupter vom Militär

bezeigten ihr eine Ergebung ohne Grenzen, und sie empfing alle diese verschiedene Huldigungen mit einer ruhigen Würde, und enthielt sich jeder Aeußerung von Verdacht, die dem Volke, welches in gewaltiger Gährung war, neue Opfer für seinen Zorn hätte liefern können — Lafayette war der hauptsächlichste Gegenstand seiner Wuth. Man konnte nicht begreifen, wie der König seine Flucht hätte bewerkstelligen können, wenn er nicht einen Mitschuldigen in dem Generalkommandanten der Nationalgarde gehabt hätte. Das erste, was Lafayette that, als er von der Flucht des Königs in Kenntniß gesetzt wurde, war, sogleich einen seiner Adjutanten auf die Straße, welche nach Varennes führte, abzusenden. Hieraus hatten einige Personen geschlossen, daß Lafayette sehr genau von dem Projekt der Flucht des Königs und allen seinen Details unterrichtet seyn müsse, und daß er es nur deßhalb begünstigte, um das Verdienst zu haben, den Monarchen verhaften, und das gehässige Vergnügen, ihn bestrafen zu können. Die Unrichtigkeit dieser Behauptungen und Vermuthungen hat sich aber durch die Zeit hinlänglich und unwidersprechlich bewiesen, und am meisten durch Lafayette's nachheriges Benehmen auf dem Marsfelde.

In der That wüßten wir auch nicht, wenn Lafayette eine so nichtswürdige Absicht gehabt, und von Allem so genau unterrichtet gewesen wäre, warum er das für ihn so gefährliche Wagniß unternommen hätte, den König bis Varennes entkommen zu lassen, und ihn nicht lieber an den Barrièren in Paris oder zu Bondy, oder endlich zu Chalons, welches weit genug entfernt war, um die Absicht der Flucht genügend zu beweisen, verhaften ließ. Der lange Briefwechsel, welchen Lafayette mit Bouillé unterhalten hatte, und welcher durch gegenseitiges Mißtrauen erst seit Kurzem wieder abgebrochen war, mußte ihn auf die Vermuthung führen, daß der entflohene König sich in Bouillé's

Arme werfen und dem Schutze seiner Armee anvertrauen würde.

Der Adjutant, dessen wir so eben erwähnten, ist derselbe, den wir zu Varennes haben ankommen gesehen. Er wurde an der Brücke Ludwig's **XVI.** vom Volke angehalten und gemißhandelt; er verlangte, daß man ihn vor die Schranken der Versammlung führen sollte, welche, nachdem sie ihn angehört hatte, ihm befahl, seine Reise fortzusetzen. Wenn sich dieser Vorfall um einige Stunden verzögert hätte, so würde Bouillé noch den König zu Varennes angetroffen und ihn gerettet haben.

Fast zu gleicher Zeit wurde Lafayette auf dem Greveplatz von einem zahlreichen Haufen festgehalten, der ihn mit Foulon's und Berthier's Schicksal bedrohte. Als die Nationalversammlung von der Gefahr, in welcher er schwebte, unterrichtet war, verordnete sie, daß sich sogleich sechs, aus ihrer Mitte genommene Commissaire dahin verfügen sollten, um ihn zu befreien. Reubel, Abgeordneter des Elsasses, einer der bissigsten Democraten, ergriff diese Gelegenheit, um eine Anklage gegen Lafayette zu erheben.

Barnave aber warf sich auf die edelmüthigste Weise zum Vertheidiger eines Mannes auf, dessen Gegner er schon so lange gewesen war, und erklärte ihn des ganzen Zutrauens der Nation vollkommen würdig. Gleich darauf kündigte man der Versammlung an, daß Cazalès ebenfalls vom Volke angehalten worden, und gleiche Gefahr laufe. Jetzt fand unter den Deputirten jeder Partei ein edler Wetteifer statt, um das Leben dieses heftigen, aber freimüthigen Redners der Royalisten in Sicherheit zu bringen. Von diesem Tage fing die Versammlung an, eine größere Gewalt und mehr Einfluß auf die tobende Menge auszuüben, und ihre aufrührerischen Bewegungen besser im Zaum

zu halten. Sie erklärte jetzt ihre Sitzungen für permanent, und blieb Tag und Nacht beisammen. Herr de la Porte überbrachte ihr ein versiegeltes Schreiben, welches ihm der König hatte übergeben lassen. Man öffnete es und fand folgende, ziemlich geschickt abgefaßte Protestation gegen die hauptsächlichsten Beschlüsse und Arbeiten der Nationalversammlung darin:

So lange der König hoffen durfte, durch die von der Nationalversammlung angewandten Mittel, und durch seinen Aufenthalt neben derselben in der Hauptstadt des Reiches, Ordnung und Wohlfahrt in dem Königreiche wieder hergestellt zu sehen; so lange wurde ihm jede Aufopferung leicht, welche seine Person betraf. Wäre jene Hoffnung erfüllt worden, so würde er nicht einmal die Bemerkung gemacht haben, daß, vermöge des gänzlichen Verlustes der Freiheit, alle seine, seit dem October 1789 gethanen Schritte ungültig sind. Aber nunmehr, da seine einzige Belohnung für so große Aufopferungen darin besteht, daß er sehen muß, wie die königliche Würde vernichtet wird; daß er sehen muß, wie jede Art von Gewalt verkannt, wie das Eigenthum angegriffen, wie die Sicherheit der Personen überall bedrohet wird; wie die Verbrechen ungestraft bleiben; wie eine gänzliche Anarchie sich über die Gesetze erhebt; ohne daß der Schein von Macht, welchen er vermöge der neuen Constitution erhalten hat, hinlänglich ist, auch nur ein einziges von den Uebeln, welche das Reich drücken, abschaffen zu können: da hält der König dafür, es sey seine Pflicht, daß er (nachdem er vorher feierlich gegen alles dasjenige protestirt hat, was während seiner Gefangenschaft von ihm ist unterschrieben worden) den Franzosen sowohl, als der ganzen Welt, eine Darstellung seines Verhaltens, und des Verhaltens derjenigen Regierung vorlege, welche in dem Königreich entstanden ist.

Um alle Ursache des Mißtrauens aus dem Wege zu räu-

men, hatte der König, im Monat Julius 1789, die Vorsicht, diejenigen Truppen zurück zu senden, welche er dann erst um seine Person versammelte, nachdem die ersten Funken des Aufruhrs sich schon sowohl in Paris, als unter seiner Leibwache gezeigt hatten. Der König, dem sein Gewissen keine Vorwürfe machte, kam ohne Furcht allein unter die bewaffneten Einwohner der Hauptstadt. Im October desselben Jahres erhielt der König (welcher schon seit langer Zeit von dem Auflaufe unterrichtet war, den die Verschwornen auf den 5. October zu veranstalten suchten), noch zeitig genug Nachricht von ihrer Ankunft, um sich entfernen zu können, wenn er dieß gewollt hätte. Aber er befürchtete, man möchte sich dieses als eines Vorwandes bedienen, um einen bürgerlichen Krieg anzufangen; daher wollte er lieber seine eigene Person dahin geben, und, was seinem Herzen am schmerzlichsten war, das Leben derjenigen in Gefahr setzen, die ihm am theuersten sind. Jedermann weiß, was in der Nacht des 6. Octobers vorfiel, und daß nun seit zwei Jahren die Verbrechen ungestraft geblieben sind. Gott allein hat die Ausübung der größten Verbrechen verhindert. Er allein hat die französische Nation vor einem unauslöschlichen Schandflecken bewahrt.

Der König gab dem laut erklärten Verlangen der Pariser Armee nach, und nahm seinen Aufenthalt in dem Schlosse der Tuilerien. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein König dieses Schloß bewohnt, wenn man die Minderjährigkeit Ludwigs XV. ausnimmt. Keine Anstalten waren gemacht, um den König zu empfangen, und die Einrichtung der Zimmer war weit entfernt, dem Könige jene Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche Seine Majestät in den übrigen königlichen Schlössern zu finden gewohnt war, und deren jeder wohlhabende Privatmann genießt. Aber, ungeachtet der Unbequemlichkeiten mancherlei Art, mit denen die Veränderung des Wohnortes des Königs verbun-

den war, blieb Seine Majestät dem Plane getreu, welchen sie sich gemacht hatte, Alles aufzuopfern, um die öffentliche Ruhe zu erhalten. Er glaubte daher, schon an dem Tage seiner Ankunft zu Paris, die Provinzen wegen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt beruhigen und die Nationalversammlung ersuchen zu müssen, daß sich dieselbe Seiner Majestät nähern und ihre Sitzungen in der Hauptstadt fortsetzen wolle. Aber es war Seiner Majestät eine noch größere Aufopferung vorbehalten; der König sah sich genöthigt, seine Gardes du Corps, von deren Ergebenheit er einen so auffallenden Beweis hatte, von seiner Person zu entfernen. An dem traurigen Vormittag des 6. Octobers waren zwei derselben, wegen ihrer Anhänglichkeit an den König und an seine Familie, umgekommen; und verschiedene andere waren schwer verwundet worden, weil sie die Vorschrift des Königs streng befolgten, welcher ihnen verboten hatte, auf einen irre geführten Haufen zu schießen.

Die Verschwornen haben mancherlei Kunstgriffe angewandt, um so getreue Soldaten, welche damals die gute Aufführung, die sie von jeher gezeigt hatten, aufs höchste trieben, unter den schwärzesten Farben abzumalen. Aber diese Bemühungen waren nicht sowohl gegen die Gardes dü Corps als vielmehr gegen den König selbst gerichtet. Man wollte ihn ganz blos stellen, indem man ihn des Dienstes seiner Leibwache beraubte, die man nicht so zu verführen vermögend war, wie man das Regiment der französischen Garde verführt hatte, welches noch kurz vorher, wegen seiner Treue und Ergebenheit, der ganzen französischen Armee zum Muster gedient hatte. Den Soldaten dieses Regiments, welche nunmehr von der Stadt Paris besoldet wurden, ward, in Verbindung mit der Bürgermiliz, die Bewachung des Königs anvertraut. Diese Truppen befinden sich gänzlich unter den Befehlen des Bürgerrathes, von welchen der General-

commandant abhängt. Der König, auf eine solche Weise bewacht, sah sich hierdurch in seinen eigenen Staaten gefangen. Denn wie kann man anders den Zustand eines Königs nennen, welcher seiner Leibwache nur in solchen Dingen befehlen darf, welche zum Ceremoniel gehören; welcher nicht Macht hat, irgend eine Officiersstelle zu vergeben, welcher sich genöthigt sieht, mehrere Personen um sich zu leiden, deren üble Gesinnungen gegen ihn und gegen seine Familie ihm bekannt sind?

Nicht um der Pariser Bürgermiliz und den Compagnien des Centrums Vorwürfe zu machen, erinnert der König an all' diese Dinge, sondern um auf das allergenaueste die Wahrheit zu sagen; und indem er davon spricht, läßt er mit Vergnügen dem Eifer Gerechtigkeit widerfahren, welchen, im Ganzen genommen, diese Truppen für die Erhaltung der guten Ordnung gezeigt haben, so wie auch der Anhänglichkeit an seine Person, welche sie jederzeit zeigten, so oft die Gemüther sich selbst überlassen und durch das Geschrei und die Verläumdungen der Verschwornen nicht irregeführt wurden. Aber je größere Aufopferungen der König dem Wohl seines Volkes gebracht hat, um desto mehr haben die Verschwornen sich der Gemüther zu bemächtigen, und um so mehr haben sie die königliche Würde unter dem gehässigsten und unrichtigsten Gesichtspuncte darzustellen gesucht.

Die Zusammenberufung der Stände des Reichs; die doppelte Stellvertretung des dritten Standes; die Mühe, die der König sich gegeben hat, um alle Hindernisse, durch welche die Versammlung der Reichsstände aufgehalten werden konnte, aus dem Weg zu räumen; alle die Einschränkungen, welche der König in denjenigen Ausgaben gemacht hatte, die ihn persönlich angingen; Alles, was er seinem Volke in der Sitzung des 23. Junius aufopferte; die Vereinigung der drei Stände, welche auf

ausdrückliches Verlangen des Königs geschah; alle diese Maßregeln, welche Seine Majestät damals für unumgänglich nothwendig hielt, um die Reichsstände in Thätigkeit zu bringen; alle seine Bemühungen, alle seine Großmuth, seine gänzliche Hingebung für sein Volk ward verkannt; und Alles wurde aus einem falschen Gesichtspunct angesehen.

Man wird sich erinnern, wie damals, als die Reichsstände sich den Namen Nationalversammlung beigelegt hatten, und als sie anfingen, mit der Constitution des Reiches sich zu beschäftigen, wie damals die Verschwornen die Geschicklichkeit hatten, Zuschriften aus mehreren Provinzen kommen zu lassen, und wie sie macherlei Unruhen zu Paris erregten, um die Mitglieder der Versammlung zu bewegen, daß dieselben mit Verachtung von den ihnen mitgegebenen Vorschriften abgehen möchten, in welchen verlangt wurde, daß die Gesetze in Gemeinschaft mit dem Könige gegeben werden sollten. Trotz dieses Verlangens hat die Nationalversammlung den König ganz außer die Constitution gesetzt, indem sie ihm das Recht verweigert, seine Genehmigung denjenigen Artikeln, welche sie für die Constitution gehörig ansieht, zu gewähren, oder abzuschlagen; indem sie sich das Recht vorbehält, in diese Klasse alle Artikel zu bringen, welche sie will; und indem sie über alles, was blos allein zu der Gesetzgebung gehört, das Vorrecht des Königs auf ein Recht aufzuschieben einschränkt, welches bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung dauern soll: ein Recht, welches blos scheinbar ist, wie so viele Beispiele es nur zu sehr beweisen. Was bleibt nunmehr dem König übrig, als ein eitles Schattenbild der königlichen Würde? Man hat ihm fünf und zwanzig Millionen für die Ausgaben seiner Civilliste gegeben; aber der Glanz seines Hauses, welchen er unterhalten muß, um der Ehre und Würde der französischen Krone willen, nebst

den mancherlei Ausgaben, welche man dieser Civilliste aufgebürdet hat (einige sogar, nachdem die Summe schon festgesetzt war), verzehren diese Einkünfte gänzlich.

Man hat ihm die Nutznießung einiger Krongüter gelassen, aber dieselbe mit unangenehmen Einschränkungen verbunden, welche den Genuß erschweren. Diese Krongüter sind nur ein kleiner Theil derjenigen Güter, welche alle Könige seit uralten Zeiten besessen haben; nur ein Theil des Eigenthums der Vorfahren Seiner Majestät, welches von denselben mit der Krone ist verbunden worden. Man darf kühn behaupten, daß alle diese Gegenstände, vereinigt, die zu der Erhaltung des Königs und seiner Familie bestimmte Summe bei weitem übertreffen würden, und daß er dem zufolge gar nichts kostet.

Noch eine hierher gehörige Bemerkung macht der König höchst ungern; nämlich, daß man, mit besonderer Sorgfalt, in der Einrichtung der Finanzen sowohl, als in allen andern Einrichtungen, die dem König geleisteten Dienste von demjenigen, was dem Staate gehört, abgesondert hat, gleichsam, als wenn nicht beide unzertrennlich mit einander verbunden wären, als wenn nicht die, der Person des Königs geleisteten Dienste auch zugleich dem Staat geleistet würden.

(Fortsetzung folgt.)



MILITAIRSCHULE

Das Marsfeld und die Militairschule.

Das Marsfeld (Champ de Mars) ist ein ungeheuer großes Oblongum, welches mit der einen Seite an die Seine stößt. Es ist 2700 Fuß lang und 900 Fuß breit. Die beiden langen Seiten des Platzes sind mit Gräben eingefaßt. Hier feierten 1815 die Truppen der Aliirten den Siegestag der Leipziger Schlacht. Hier wurde auch das Bundesfest der Franzosen den 14. Juli 1790 gefeiert.

Was uns die Mährchen des Orients von Pallästen erzählen, die als Werke des Augenblickes unter den Händen geschäftiger Genien entstehen, haben die Franzosen zum Staunen von ganz Europa in unsern Tagen verwirklicht. Ein ungeheures Feld wird zum Schauplatze für ein ungeheures Fest in wenigen Tagen bereitet, ein Amphitheater für fünfmal hunderttausend Menschen, gewiß das größte, welches man jemals sah, erhebt sich, wenn gleich nur aus Erde und Holz, doch ein Wunderwerk. Gallerien, Kolonaden, Triumphbogen, ein Altar, 40 Fuß hoch, alles in dem Zeitraume von einigen Wochen.

Aber es war auch das Werk von beinahe einer Million Menschen, welche die Freiheit electrisirte. Niemand schloß sich aus — Adel und Bettler, Soldaten und Kaufleute, Damen und Fischweiber, Greise und Kinder, alles legte Hand an, und man sah selbst den guten Ludwig XVI. ohne alle Begleitung auf das Marsfeld kommen, und einen Karren mit Erde füllen, um den Altar des Vaterlandes schneller zu erhöhen.

Aber so überraschend der Anblick der zahllosen Arbeiter und aller Vorbereitungen zum Feste war, so sollte dieses Fest selbst alles früher Gesehene und jede Erwartung weit übertreffen.

Bereits im November 1789 war eine neue geographische und statistische Eintheilung des Reiches in 83 Departements decretirt worden, und nun schickte jedes derselben eine Gesandtschaft bewaffneter Bürger nach Paris, um dem allgemeinen Feste beizuwohnen und den großen Bund zu beschwören.

Auch andere Deputationen von allen Punkten des Reiches eilten der Hauptstadt zu; Paris hatte Frankreich zu Gaste gebeten, und nie sah man in dieser so volkreichen Stadt einen so ungeheueren Zufluß von Fremden.

Der 14. Julius, als Jahrstag der Erstürmung der Bastille, war zur Feier bestimmt. Schon um 4 Uhr Morgens war das Amphitheater, welches eine halbe Million faßte, besetzt, um 8 Uhr gefüllt; aber da die meisten Männer, als bewaffnete Bürger bei dem Zuge, oder im Circus als Wache waren, so sah man auf den Stufen des Amphitheaters beinahe nichts als Frauenzimmer jeden Alters und jeden Standes, alle gleich, in Weiß mit dreifarbigen Bändern gekleidet, um das Fest der Gleichheit zu feiern. Die Freude schien sie für den Regen fühllos zu machen, welcher zuweilen in kurzen, aber heftigen Schauern herabstürzte.

Um 12 Uhr verkündete der Donner der Kanonen die Ankunft des Zuges. Mehr a's fünfzig tausend Staatsbürger bildeten ihn, während dreißigtausend ihn schon im Circus erwarteten. Eine Abtheilung der Pariser National-Garde mit Trompeten und Pauken eröffneten den Zug, dann kamen die Wahlherren von Paris, hinter ihnen ein Theil der Miliz zu Fuß.

Jetzt trat der Maire Bailly an der Spitze des Bürgerraths einher, ihm folgten die bewaffneten Bürger als Gesandte der 83 Departements. Von jeder Abtheilung wehte das Panier mit dem Namen des Departements, und den Ueberschriften: Constitution, auf der einen, Confédération nationale à Paris, le 14. Juillet 1790, auf der andern Seite, in goldne Eichenkränze eingeschlossen. Diese Paniere von weißem Tafft waren alle Geschenke der Stadt Paris an die Departements.

Unter diesen bewaffneten Bürgern waren auch die Deputirten des französischen Heeres und der Schweizer-Garde.

Rührend war die Erscheinung einer Legion von vierhundert zehnjährigen Knaben, auf deren Fahne man die Worte las: „Hoffnung des Vaterlandes." Ihnen folgten die Veteranen, die Gesandten der Marine, die zweite Hälfte der Bürger-Miliz, und eine Schwadron der National-Garde zu Pferde mit kriegerischer Musik schloß das Ganze.

Dieser ganze majestätische Zug war schon um 9 Uhr von den Boulevards aufgebrochen, und vereinigte sich auf dem Platze Ludwig XV. mit der Procession der National-Versammlung. So traten sie in den ungeheuern Kreis, wo unermeßlicher Jubel sie empfing; sie zogen rings um den Altar, der auf einem künstlichen Hügel stand, von welchem ringsum Stufen bis auf seinen Gipfel führten.

Die National-Versammlung begab sich in die Gallerie, welche am äußersten Ende des Cirkels, dem Triumphbogen, für sie erbaut war; die National-Garden theilten sich zu beiden Seiten, die Deputirten der Departements rund um den Altar, auf dessen Stufen die Grenadiere sich ordneten. Auf dem gigantischen Altare selbst, der mit allegorischen Gemäl-

den und Inschriften geziert und mit vier großen Urnen umgeben war, aus denen Weihrauch dampfte, prangte ein großes vergoldetes Crucifix und vier Leuchter. Vor dem Altare war der Bischof von Autün, bestimmt, das Hochamt zu halten, und sechzig Priester (die sechzig Sectionen von Paris bezeichnend) alle weiß mit National-Bändern.

Nun erschien der König in der Gallerie, und nahm Platz auf dem für ihn bestimmten Thron, auf dem aber eine Freiheitsmütze statt der Krone glänzte. Hinter ihm war die Königin mit dem Dauphin und der Prinzessin, der Bruder des Königs, die Minister und die fremden Gesandten.

Erst Nachmittags war der Zug ganz in dem Circus. Kanonen donnerten, das Hochamt begann, dann segnete der Bischof von Autün (Talleyrand Perigord) die drei und achtzig Paniere und die große Heeresfahne von Frankreich.

Neue Kanonenschläge und kriegerische Musik verkündigten nach dem Hochamt den großen Augenblick, da ganz Frankreich sich selbst schwor.

Lafayette, vom König dazu gewählt, bestieg zuerst mit einer Fahne den Altar, und schwur den Eid der Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König, und Bruderliebe allen Franzosen. Alle bewaffneten Bürger erhoben zugleich den Arm, und hundert tausend Stimmen riefen ihm nach: „Ich schwöre es,“ und überstimmten die einfallenden Kanonen und Feldmusik.

De Bonnay, der Präsident der Nationalversammlung, der zur Rechten des Königs saß, erhob sich, und schwur den Eid der Treue, der Bruderliebe und der Erhaltung der Constitution. Alle Mitglieder der Nationalversammlung standen auf mit erho-



DIE SORBONNE

benem Arme und sagten zugleich mit ihm: „Ich schwöre es.“ Zuletzt stand der König auf, trat vor und sprach: „Ich, König der Franzosen, schwöre der Nation, alle mir durch das Gesetz und die Staatsconstitution vertraute Macht zur Erhaltung der Constitution anzuwenden und über die Ausübung der Gesetze zu wachen. Ich schwöre es!“

Eine halbe Million Menschen jeden Alters, jeden Standes erhob sich nun zugleich im Amphitheater und wiederholte feierlich: „Ich schwöre es!“ Die Königin hob den Dauphin in die Höhe, als sollte er mit theilnehmen am heiligen Eide, und ein ungeheueres, tief erschütterndes Freudengeschrei von neunmal hunderttausend Menschen, in das sich Kanonendonner und kriegerische Musik mischte, machte die Erde und jedes Herz erbeben. Der König umarmte seine Gattin und Kinder, alle Zuseher flogen von Brust zu Brust, die Krieger ließen ihre Waffen fallen, sich in die Arme zu schließen. Schwüre der Bruderliebe, der Gleichheit flogen von Mund zu Munde, und Jauchzen und Freudenthränen und der schmetternde Ruf: „Es lebe der König, die Königin, die Nation!“ endigten dieß einzige Fest.

Die Militairschule wurde im J. 1751 durch Ludwig XV. für 500 junge Adelige eingerichtet, die aber wenig oder nichts daselbst lernten, und die unwissendsten und untauglichsten Officiere waren, bis endlich die Revolution dem Scandal ein Ende machte und aus dem hochachtbaren Bürgerstande auch hochachtbare Officiere lieferte, welche die Welt in Erstaunen setzten. Die Gebäude der Militairschule waren unter Napoleon Pferdeställe.

Die Sorbonne.

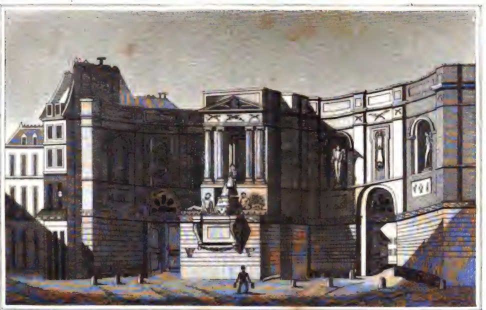
Diese alte Kirche, die nebst dem College der Sorbonne in der Geschichte von Paris eine so bedeutende Rolle spielt, wurde ursprünglich von Robert von Sorbonne, daher ihr Name, Capellan des heiligen Ludwigs, 1253 gegründet. Die ersten Würden der französischen Kirche erhielten später die Doctoren der Sorbonne, und der berüchtigte Cardinal Richelieu liegt in dieser Kirche begraben.

Die neue Brücke (Pont neuf) mit der Samariterin.

Sie ist die größte, schönste, am geschmackvollsten verzierte und gangbarste von allen Brücken von Paris; sie geht in der Mitte der Stadt, an der Spitze der Insel des Pallastes über die Seine. Der Bau dieser herrlichen steinernen Brücke von 12 Schwibbogen wurde unter K. Heinrich III., welcher am 30. Mai 1578 den Grundstein dazu legte, zu bauen angefangen, aber erst im J. 1603 vom König Heinrich IV. vollendet. Sie ist 170 Toisen (1020 pariser Fuß) lang und 9 Toisen (54 Fuß) breit; in der Mitte ist der Weg für die Fuhrwerke und zu beiden Seiten sind erhöhte Gänge für die Fußgänger; auf den vorspringenden Pfeilern sind halbmondförmige Balcone angebracht; hier sind einige Jahre vor der Revolution zwanzig steinerne Buden erbaut worden, statt der vormaligen 178 hölzernen tragbaren Buden, welche den königlichen Bedienten zu Fuß gehörten. Auf dieser Brücke war auch die Statue des Königs Heinrich IV. nach seinem



DIE NEUE BRÜCKE UND DIE SAMARITERIN



FONTAINE DER STRASSE GRENELLE S GERMAN

Das Odeon.

Dieß herrliche Theater brannte den 20. März 1818 ab. Man hielt es in akustischer Hinsicht sowohl, als seiner Schönheit nach für das vorzüglichste in Paris. Es war ganz nach dem Muster griechischer Hörsäle gebaut und hatte die seltene Eigenthümlichkeit, daß man auf jedem Platze alle übrigen Plätze sehen konnte. Ludwig XVIII. ließ es in seinem vollen Glanz wieder herstellen.

Die Pforte St. Denis.

Ein schönes Denkmal der Kunst am Ende der gleichnamigen Straße und an der eben so benannten Vorstadt; es ist eine prachtvolle Triumphpforte, 72 Fuß hoch und eben so breit; das mittlere Thor ist 24 Fuß weit; sie ist zum Andenken der Siege König Ludwig XIV. auf Kosten der Stadt Paris im antiken Geschmacke aufgeführt und mit herrlichen Bildhauerarbeiten verziert. Die lobpreisende Inschrift ist im Jahre 1793 weggeschafft worden.



DAS ODEON.



PORTE St DENIS

Paris.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.

(Schluß.)

Nun untersuche man ferner die verschiedenen Theile der Regierung. Die Gerechtigkeitspflege. Der König hat gar keinen Antheil an der Gesetzgebung. Er hat bloß allein das Recht, bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung Gegenstände, welche nicht als zu der Constitution gehörig angesehen werden, aufzuhalten; und das Recht, die Nationalversammlung zu ersuchen, daß sich dieselbe mit diesem oder jenem Gegenstand beschäftigen möge; aber nicht das Recht, einen förmlichen Vorschlag zu thun.

Die Gerechtigkeit wird in dem Namen des Königs verwaltet; die Richter werden von ihm bestätigt. Dieses ist jedoch ein bloßer Schein, und der König ernennt bloß allein die königlichen Commissäre, eine neugeschaffene Stelle, welche nur zum Theil die vormaligen Generalprocuratoren vorstellt, und nur dazu bestimmt ist, über die Erhaltung der rechtlichen Formen

zu wachen. Den öffentlichen Theil dieses Amtes hat ein anderer Diener der Gerechtigkeit erhalten. Diese Stelle der Commissarien sind lebenslänglich und können nicht abgeändert werden, während die Stellen der Richter nur sechs Jahre dauern. Einer der letzten Beschlüsse der Versammlung beraubt den König eines der schönsten Vorrechte, welches überall mit der königlichen Würde verbunden ist, des Rechtes, zu begnadigen und die Strafe abzuändern. Wie vollkommen die Gesetze auch seyn mögen, ist es dennoch unmöglich, daß dieselben alle mögliche Fälle im Voraus sehen sollten, folglich werden, in unvorhergesehenen Fällen, die Geschwornen das Recht haben, zu begnadigen, indem sie, nach Gutdünken, das Gesetz erklären werden, obgleich der Anschein gegen dasselbe seyn wird. Wie sehr muß nicht eine solche Verordnung die königliche Majestät in den Augen des Volkes herabsetzen; das Volk, welches schon seit langer Zeit gewohnt war, wegen seiner Bedürfnisse und wegen seiner Besorgnisse sich an den König zu wenden, und in demselben den gemeinschaftlichen Vater zu sehen, welcher ihre Traurigkeit verscheuchen konnte.

Auf diese Art ging man alle Zweige der Verwaltung durch.

Die Versammlung hörte die Vorlesung dieser Erklärung mit anscheinender Kälte und Geringschätzung an. In wenigen Stunden wurde eine Adresse als Antwort auf des Königs Erklärung abgefaßt, welche ziemlich beleidigend war.



HÔTEL DES INVALIDES

Das Hôtel der Invaliden.

In dem prachtvollen Invaliden-Haus, von Ludwig dem XIV. 1670 gestiftet, werden 6570 Officiere und Gemeine verpflegt, es hat aber Raum für 7000 Mann. Es besteht aus fünf gleichförmigen Höfen und einer Esplanade. Ein äußerer Hof, mit ausgemauertem Graben umgeben, und mit Kanonen besetzt, gewährt ein edles Ansehen. Sehenswerth ist der Dom der Kirche. Er hat in seiner Rundung sechs Capellen, welche mit den auserlesensten und schönsten Gemälden und Statuen geschmückt sind. Der Hochaltar jedoch übertrifft alles hier Vorhandene an höchster Pracht. Der Dom hat 52 Toisen im Durchmesser, und sein Boden ist mit verschiedenem Marmor ausgetäfelt. Stellt man sich in den Mittelpunkt der Kuppel, so sieht man die Malereien derselben auf das vollständigste; sie stellen die Glorie der Heiligen dar; der Künstler hieß La Fosse, der Baumeister des Domes Julius Hardouin Mansard. Man brauchte bis zur Vollendung desselben 30 Jahre. In einer der Capellen ist das Grabmal Turenne's. Diesem gegenüber ruht Vauban. Beide Monumente sind herrlich und sehenswerth.

Die Plünderung dieses Hôtels wurde im Jahr 1789 durch folgende Thatsachen herbeigeführt.

Seit ungefähr einem Monate äußerten sich in dem, weit über dreitausend Mann starken Regimente der französischen Garde Spuren von Unzufriedenheit und Mißmuth; der allgemeine Enthusiasmus begann auch die Soldaten zu ergreifen. Man hatte noch nicht gar lange eine neue und sehr strenge Mannszucht eingeführt, die sich bis zur kleinlichsten Kamaschenknöpferei er-

streckte, und Veranlassung zu einer steten Hudelei der Soldaten gab. Der französische Krieger hat mehr Ehrgefühl wie jeder andere, und wer es versteht, ihn bei der Ehre zu fassen, kann Wunder mit ihm wirken; dahingegen ist er auch weit empfindlicher gegen Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten, besonders gegen solche, durch die er sich, und zwar nicht mit Unrecht, entehrt glaubt, wie z. B. Prügel, welche man durchaus nur bei unverbesserlichen Verbrechern gebrauchen, solche aber nie im Militairstande anwenden sollte. — Was kann man auch wohl für Heldenthaten in Menschen erwecken, die durch Schläge erniedrigt sind? Man irrt sehr, wenn man dieses glaubt, mag man auch sagen, was man will. Es gibt bei jedem Volke andere und edlere Mittel, um die Masse zu leiten und Fehler oder Versehen zu bestrafen, als der Stock und die Peitsche, welche denjenigen, der sie führt, eben so sehr entehren, als den, der sie fühlt. Wer erinnert sich nicht noch des Rumors, den die alten Zopf- und Stockhelden machten, als die Zöpfe abgeschnitten werden mußten, und warum? weil sie in dieser Neuerung den Untergang der Welt voraussahen. —

Der Herzog von Châtelet, Oberst der französischen Garde, hatte sich durch eine solche Kleinigkeitskrämerei und die damit verknüpfte unvernünftige Strenge den Haß und die Verachtung seiner Soldaten zugezogen; außerdem war es den Unterofficieren und Gemeinen sehr schmerzlich, daß ihnen jedes Avancement durch die neuen Verordnungen unmöglich geworden war; ihre jungen Officiere waren nur Puppen, die an Paradetagen glänzten, alles Beschwerliche des Dienstes mieden und scheuten, und die Compagnien nicht einmal nach den Musterungen in die Kasernen begleiteten. — Also auch im Militair war ein dritter Stand, dem man alle Lasten aufbürdete und jeden Vortheil entzog. Noch verrichteten diese Garden ihren Dienst pünktlich, aber

sie äußerten laut: daß das Volk recht habe, und sie gemeinschaftliche Sache mit demselben machen würden. Außer so vielen verkehrten Streichen ließ man sich nun auch noch den zu Schulden kommen, daß man das Regiment in die Kasernen consignirte, d. h. im Stubenarrest hielt. Drei Hundert von ihnen überschritten die Consigne und begaben sich nach dem Palais Royal, wo man sie mit offenen Armen, und rauschenden Beifallsbezeigungen empfing, und als die erste Legion des Bürgerstandes bewillkommte. Damen von Rang und Schönheit umarmten sie; man machte ihnen reiche Geschenke, Viele von ihnen schlugen sie aus, andere nahmen sie an; Silbergeld, Goldstücke und Bankzettel wurden ihnen gespendet. Diesem Beispiel folgten Soldaten von andern Regimentern, die in der Nähe von Paris lagen, und begaben sich nach dem Palais Royal, um gleiche Ehrenbezeigungen zu erhalten. — Endlich glaubte man Strenge gegen sie gebrauchen zu müssen. Eilf Gardisten wurden arretirt und in die Gefängnisse der Abtei von St. Germain gebracht. Sobald man davon unterrichtet ist, ertönt es von allen Gallerien, in den Gärten und in den Buden: „Laßt uns eilen, sie zu befreien!" Mehr als sechstausend Menschen von allen Klassen machen sich mit dem Rufe auf den Weg: „zur Abtei! zur Abtei!" Ihre Zahl vermehrt sich mit jedem Schritte, man versieht sich mit allerlei Werkzeugen, und kommt so an den Thüren des Gefängnisses an. Eine Abtheilung Dragoner hatte die Wache daselbst, welche sie bei der Annäherung des Haufens verläßt. Die Thüren werden mit Beilen und Hämmern eingeschlagen, die Gefangenen begleitet und im Triumph nach dem Palais Royal gebracht; man bewirthet sie köstlich bis nach Mitternacht, führt sie in das Theater des Variétes, wo sie die Nacht zubringen; und Tausende wachen für ihre Sicherheit. — Den andern Tag beschließt man, diese Soldaten unter die Obhut der National-

Versammlung zu stellen; diese, dadurch gewissermaßen in eine Art Verlegenheit gesetzt, faßt den klugen Beschluß, sich bei dem Könige für sie zu verwenden, an den sie deshalb eine Deputation abschickt und ihn bitten läßt: „Zur Wiederherstellung der Ordnung die unfehlbaren Mittel der Gnade und Güte anzuwenden, die seinem Herzen so eigen seyen, und die sein gutes Volk gewiß verdiene." Der König verordnet, daß die Gefangnen sich den Gesetzen gemäß wieder ins Gefängniß verfügen sollen, aus dem sie, auf seinen Befehl, bald nachher wieder entlassen wurden. —

Der Adel hoffte indessen noch immer, daß die Vereinigung der Stände nicht lange dauern würde, er protestirte gegen viele Beschlüsse der National-Versammlung, und der Hof hatte seine Pläne nicht aufgegeben, er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, die Versammlung mit Gewalt auflösen zu können. — Man würde Necker, den der Hof nach dem Vorfall vom 23. haßte, gerne entfernt haben, wenn man nicht geglaubt hätte, durch seine Gegenwart die geheimen Pläne verdecken zu können, von denen er doch eine mehr oder minder bestimmte Ahnung hatte, da viele der adeligen Aristokraten, die nun mit dem Hofe genau verbunden waren, unbedachtsame Aeußerungen entschlüpfen ließen, die eine nahe, große Veränderung verriethen; auch benahmen sie sich nun sehr keck gegen ihn. — Dem Könige selbst aber hütete man sich wohl, dieses Vorhaben seinem ganzen Umfang nach mitzutheilen.

Nun zog man eine bedeutende Anzahl Truppen in der Nähe von Paris und Versailles zusammen; aber der Geist der Freiheit bemächtigte sich nach und nach aller Regimenter, und die Soldaten fingen an, von den Rechten der Menschheit, und von den ihrigen zu sprechen. Bald war eine Armee beisammen, aber die man dem alten Marschall Broglio den Oberbefehl an-

vertraute. Dieser General war unter der Gewohnheit eines unbedingten Gehorsams ergraut, und hatte durch den Sieg bei Bergen und einige andere militärische Thaten den Ruhm der französischen Waffen nach dem siebenjährigen Kriege in etwas wieder hergestellt; jedoch verstand er es besser, sich mit dem Feinde zu schlagen, als der öffentlichen Meinung zu gebieten. Außerdem war er den jungen Soldaten ganz unbekannt, denen sein bloßer Name eben keine große Achtung einflößte. Der König sagte ihm, daß er das Heil und die Rettung des Staates nun in seine Hände lege; der Marschall antwortete, als wäre er schon Herr der Hauptstadt. — Es wurde ein Generalstab gebildet, dessen Prahlerei die Anführer der Volkspartei verlachten. Zahlreiche Adjutanten galoppirten unaufhörlich von Bataillon zu Bataillon; die adeligen Officiere, aufgebracht, und von ihren seltenen Verdiensten im höchsten Grade eingenommen, stießen Drohungen aus, und wägten die Worte nicht ab, welche sie in Gegenwart der Soldaten fallen ließen, die doch alle bürgerlicher Abkunft waren. Der National-Versammlung wurden diese unbescheidenen Aeußerungen hinterbracht; man durchschaute nun die Verschwörung der Aristokratie und des Hofes, und gab selbst dem Könige Schuld, Theil daran zu haben. Es war von nichts geringerem die Rede, als diese Versammlung gänzlich aufzulösen und außerdem die muthigsten Volksvertheidiger und Abgeordneten derselben exemplarisch zu bestrafen. Necker hatte diese militärischen Bewegungen gemißbilligt, und wurde dadurch dem Hofe immer unausstehlicher; man überließ ihm nur noch die Ausübung nichtssagender Dinge, und Ludwig war in seiner Gegenwart immer verlegen.

Die Versammlung hatte sich bis jetzt mit einer Erklärung über die Rechte des Menschen und des Bürgers befaßt, und

ganz laut Befehle, als hätte er am kommenden Morgen mit dem Könige zu arbeiten. Sobald die Nacht herangekommen war, setzte er sich ohne Paß und Vorbereitung in eine Postchaise, und begab sich, ohne auszuruhen, von Versailles nach Brüssel. Die andern Minister, seine Freunde, Montmorin, La Luzerne und Saint-Priest erhielten zu gleicher Zeit ihre Entlassung.

Schon den folgenden Tag (12. Juli) verbreitete sich zu Paris die Neuigkeit von Necker's Entlassung und Ungnade, und wurde zuerst, gegen 3 Uhr Nachmittags, im Palais Royal bekannt. Noch niemals hatte irgend eine Begebenheit, selbst die des meuchelmörderischen Anschlags auf Ludwig XV., eine solche Bestürzung hervorgebracht; sie artete bald in die höchste Wuth aus, und wurde noch dadurch gesteigert, daß man die Breteuils, Broglios, Foulons, &c. lauter gegen das Volk feindselig gesinnte Männer, als Nachfolger der Entlassenen nannte. — Ueberall versammelten sich Gruppen und Haufen, welche alle Theile der Stadt durchstreiften. — Alle Vergnügungen und alle Arbeiten hören auf, die Theater werden geschlossen. Im Palais Royal ertönt zuerst der Ruf: „Zu den Waffen!“ Ein junger Mann, Camille Desmoulins, später durch seine Schriften sehr bekannt, springt mit einem Pistole in der Hand auf einen Tisch und droht, jeden Verräther zu erschießen, der es mit dem Hofe halten würde; er ruft das Volk zu den Waffen auf und sagt: daß man nur noch einen Tag Zeit habe, um die Ermordung aller Patrioten und Freunde des Volkes zu verhindern. Jetzt reißt er einen Zweig von einem Baum ab, macht aus einem Blatt desselben eine Cocarde, befestigt sie an seinen Hut und fordert Alle auf, ein Gleiches zu thun; in einem Augenblick waren alle Bäume entblättert, und das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand gegeben, dem selbst Weiber und Kinder folgten.—

Zuerst dringt man in ein Wachsfigurencabinett, in welchem unter vielen berühmten Männern, Fürsten, Souveränen, Gelehrten, berüchtigten Räubern und Spitzbuben, auch Orleans und Necker für Geld gezeigt wurden. — Man trennt die Büsten der beiden letztern vom Körper, und trägt sie, mit einem Flor umwunden, im Triumph durch die Straßen von Paris, wo ihnen das Volk an Abgötterei gränzende Ehrenbezeigungen erweist. Männer von zum Theil furchtbarem Aussehen, mit Säbeln oder mit Stöcken bewaffnet, an denen sich eiserne Spitzen befanden, geleiten den sich immer vergrößernden Zug, und schon viele Soldaten, mit grünen Cocarden geziert, hatten sich demselben angeschlossen. Indessen faßte der Baron Besenval, welcher die Schweizergarde commandirte, mit diesen und noch zwei fremden Regimentern, Posten auf dem Platze Ludwigs XV. Sechs Kanonen wurden aufgeführt, um die von allen Seiten zuströmende Menge im Zaum zu halten. Es war gerade Sonntag; viele Familien kehrten von den Spaziergängen zurück, und vermehrten durch ihre Fragen und ihre Angst die Verwirrung und den Zudrang. Der Zug mit Neckers und Orleans Büsten wollte sich den Truppen nähern, in der Hoffnung, diese sollten Theil an dem Aufstande nehmen, allein sie betrogen sich; es waren fremde Soldaten, fast lauter Deutsche, die kaum begriffen, was diese Vorgänge zu bedeuten hatten. Auf dem Plaze Vendome angekommen, trug man die Büsten zweimal um die Statue Ludwigs XIV. herum. Hier will eine starke Abtheilung des Regiments Royal-Allemand (Königlich deutsches Regiment) das Volk auseinander sprengen, wird aber mit einem Steinregen empfangen, und in die Flucht geschlagen. Nun begibt sich der Zug auf den Platz Ludwigs XV. Hier wird er von den Dragonern des Prinzen Lambesc angegriffen und nach einigem Widerstande zurückgeworfen; die Soldaten zertrümmern

die Büsten, schlagen und verwunden ihre Träger, so wie einen französischen Gardisten, und das Volk flüchtet sich auf die Boulevards, auf die Quais und in den Garten der Tuilerien. Der Prinz Lambesc sprengt an der Spitze seiner Reiter mit entblößtem Säbel ebenfalls dahin; hier läßt er auf die unbewaffnete Menge und die dort befindlichen friedlichen Spaziergänger, die gar nicht zu dem Zug gehört hatten, tapfer einhauen, und tödtet eigenhändig einen schwachen alten Mann. Jetzt ertönt das Geschrei; „Mörder! Mörder! Rache!“ von allen Seiten; man steigt auf die Terassen, man vertheidigt sich mit Stühlen, und der Unwille wird allgemein. Im Palais-Royal und in den Tuillerien, in der Stadt und in den Vorstädten ruft man zu den Waffen. Man hört Gewehrfeuer, und ein Kanonenschuß, der zum Zweck hatte, die Truppen zu versammeln, verdoppelt den allgemeinen Schrecken. Die für das Volk eingenommenen französischen Garden waren, wie wir schon erwähnten, auf dem Platze Ludwigs XV. casernirt; Lambesc hatte sechzig von seinen Dragonern beordert, um sie zu beobachten. Durch den Anblick dieser Ausländer, mit denen sie wenige Tage vorher einen Streit gehabt, wurde ihr Ingrimm noch gesteigert; sie wollten schon lange zu den Waffen greifen, was ihre Officiere bis jetzt nur abwechselnd durch Bitten, Drohungen und Vorstellungen mit großer Mühe verhindert hatten. Als aber einige ihrer Kameraden kamen und ihnen verkündeten, was sich in den Tuillerien zugetragen, und daß man einen der ihrigen getödtet habe, konnte sie nichts mehr zurückhalten; sie griffen zu den Waffen, schlugen die Gitterthore zusammen, und stellten sich am Eingang der Kasernen in Schlachtordnung auf, gerade den Dragonern gegenüber, denen sie ein: „Qui vive?“ (Wer da?) zuriefen. — „Royal Allemand!“ war die Antwort. — „Für wen seyd ihr?“ — „Wir sind für die, welche uns befehligen!“ —

Jetzt geben die Garden eine Salve auf die Dragoner, von denen zwei sogleich auf dem Platz bleiben, andere verwundet werden, die übrigen die Flucht ergreifen. Nun begeben sich die Garden mit aufgepflanztem Bajonett und im Sturmschritt auf den Platz Ludwigs XV., stoßen mit dem Volk, das sie in ihren Schutz nehmen, zusammen, fassen Posten zwischen dem Marsfeld und den elisäischen Feldern, und behalten diese Stellung die ganze Nacht durch. Die Soldaten auf dem Marsfelde erhielten jetzt Befehl zum Vorrücken, und die französischen Garden empfingen sie mit Flintenschüssen; sie weigern sich zu kämpfen; die Schweizer gaben zuerst dieses Beispiel, dem die andern Regimenter folgten. Die Officiere befehlen nun den Rückzug bis zum Gitter von Chaillot; Besenval fürchtet, sich in den engen Straßen von Paris zu verwirren, und zieht sich auf das Marsfeld zurück. Die noch außerhalb campirten fremden Truppen weigern sich ebenfalls, auf die Hauptstadt loszumarschiren, die sich jetzt selbst überlassen ist. Der Tumult wird nun immer größer; man läutet die Sturmglocken, an vielen Orten bricht Feuer aus, und man befürchtet die gänzliche Zerstörung der Stadt; ein Theil der Bürger verschanzt sich in seinen Häusern und macht sich auf eine Belagerung gefaßt; man hört überall Flinten- und Pistolenschüsse fallen, Mörder und Räuber! rufen, und alle Schrecken einer zweiten Bartholomäusnacht stellen sich der erhitzten Einbildungskraft dar. Die Barrieren werden zum Theil angezündet, die Magazine der Waffenschmiede geplündert, und zahlloses Raubgesindel, mit Keulen und Piken bewaffnet, scheint gleichsam aus der Erde aufzukeimen. Einige Wähler hatten sich auf dem Rathhause versammelt, und um die Ordnung wieder herzustellen, die Zusammenberufung der Bezirke befohlen; denn sie bildeten jetzt die einzige Behörde in Paris. Das Volk verlangt Waffen, und beginnt schon, sich deren mit Gewalt zu

verschaffen, als die Wähler beschlossen hatten, sie herauszugeben. — Der Tumult dauert die ganze Schreckensnacht hindurch. — Endlich bricht der Tag an; Jedermann fürchtet die entsetzlichsten Dinge zu hören, und zum größten Erstaunen war alles ganz ruhig abgelaufen, doch dauerte die Bestürzung und Angst noch immer fort, und alles verlangt Waffen, um sich selbst beschützen zu können. Man verwünscht öffentlich den abwesenden Hof und verflucht heimlich das Raubgesindel, welches man fürchtet; denn unter die Bürger, welche nur das allgemeine Beste beabsichtigten, hatten sich auch diese furchtbaren Menschen gemischt, die nur Unordnung und Zügellosigkeit wollten, um ungestraft Gräuelthaten und Plünderungen begehen zu können. Paris hatte nun ein ganz militärisches Ansehen gewonnen. — Orleans und seine Partei lachten dabei ins Fäustchen; sie waren es, die in der verwichenen Nacht alle diese furchterregenden Phantome veranstaltet hatten. — In wenigen Stunden waren zweimalhunderttausend muthige Bürger zu eben so vielen Soldaten umgeschaffen; Niemand wollte mehr andere Befehle annehmen, als die, welche ihm seine Leidenschaft eingab, und die Plane und Umtriebe des Hofes, so wie seiner Partei, waren vereitelt. — Am Morgen des 13. wollten die auf dem Rathhause versammelten Wähler eine mehr gesetzliche Gewalt bilden, und erließen zu diesem Ende eine Aufforderung an den Prevôt des marchands, das eigentliche Oberhaupt der Hauptstadt, dem man, sobald er erschien, eine Anzahl Wähler zugesellte, wodurch eine förmliche Municipalität gebildet ward. Jetzt wird mit Hülfe des Polizeilieutenants ein Plan zur Bewaffnung der Bürgermiliz entworfen, die aus acht und vierzigtausend Mann bestehen sollte; statt der grünen Cocarde wählte man die Farben der Stadt Paris, blau und roth. Dieser Plan wurde wirklich in Ausführung gebracht, und so entstanden die Nationalgarden;

auch die französischen Garden und die Schaarwachen wurden, auf ihr Verlangen, in dieselben eingetheilt. Aber das Geschrei um Waffen dauerte fort; man hatte denselben Morgen das mit Getreide angefüllte Haus St. Lazare geplündert, und das Möbelmagazin der Krone gestürmt, um sich der daselbst befindlichen alten Waffen, aus Schwertern, Degen, Piken, Streitärten rc. bestehend, zu bemächtigen; ja selbst die Waffen früherer Könige, und unter ihnen das Schwert Heinrich IV., mußten nun gegen die Regierung dienen. Man fürchtete die Excesse des zügellos gewordenen Volkes, welches sich jedoch selbst im Zaume hielt; verdächtiges Gesindel arretirte das vorgefundene Getreide und ließ es in die Halle fahren; kein Haus wurde mehr geplündert, und die mit Mundvorrath und Lebensmitteln beladenen Wagen, welche man an den Thoren angehalten hatte, wurden auf den Greve-Platz gebracht, auf dem man nun eine große Niederlage von diesen Victualien machte. Von Zeit zu Zeit ertönte indessen immer noch der Ruf: „Waffen!“ Um ein Uhr kündigte der **Prevôt des marchands** die baldige Ankunft von **12,000** Gewehren aus der Fabrik von Charleville an, denen in Kurzem noch **30,000** folgen würden; dieß beruhigte das Volk eine Weile, und gab dem Comité Zeit, sich etwas besonnener mit der Organisation der Bürgermiliz zu beschäftigen; in weniger als einer Stunde war der Plan entworfen, ausgefertigt, gedruckt und bekannt gemacht. Man trug dem Herzog von Clermont das Commando an, der vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit verlangte; es wurde daher einstweilen dem Marquis Lasalle, als zweitem Commandanten, übergeben; man bildete eine Patrouille, welche die verschiedenen Theile der Hauptstadt durchkreuzte.

Endlich war der Abend herangekommen, und das Volk wartete ungeduldig auf die vom Prevot versprochenen Gewehre;

man fürchtete während der Nacht einen Ueberfall der fremden Truppen, und glaubte sich verrathen, da das Volk an den Barrieren fünftausend Pfund Pulver, die man heimlich fortzuschaffen suchte, entdeckt und arretirt hatte. Jetzt kamen Kisten mit der Aufschrift: „Artillerie" an; man wurde ruhiger, denn man glaubte, es seyen die Flinten von Charleville und geleitete sie nach dem Rathhause, wo man sie öffnete, und nichts als alte Lumpen und Holz darin fand.

Jetzt schrie das Volk: „Verrath!" Es murrte und bedrohte das Comité und den Prevot; dieser entschuldigte sich und sagte, entweder um Zeit zu gewinuen, oder sich das Volk vom Hals zu schaffen, man solle zu den Karthäusern gehen, dort seyen Waffen in Menge vorhanden. Das Volk lief dahin; die erstaunten Karthäuser öffneten ihm alle Thüren, und führten es in alle Kammern und Gewölbe, um es zu überzeugen, daß auch nicht eine eingerostete Klinge da sey. Das Volk kam wüthend zurück, und konnte nur dadurch einigermaßen beruhigt werden, daß das Comité sogleich die Verfertigung von 50,000 Piquen anbefahl. Um die Excesse der vergangenen Nacht ferner zu verhindern, ließ man in der kommenden Nacht die ganze Stadt erleuchten, und Patrouillen ohne Unterlaß nach allen Richtungen marschiren.

Den andern Tag versammelte sich das Volk mit Tagesanbruch wieder am Rathhause, und verlangte Waffen von dem Comitè, dem es sein Verfahren von gestern und das Aprilschikken zu den Karthäusern heftig vorwarf; es wollte durchaus keine Entschuldigung mehr annehmen, und glaubte sich verrathen.

Jetzt begab sich die Menge in Masse nach dem Invalidenhause, wo man wußte, daß eine große Waffenniederlage war, ohne die auf dem Marsfeld aufgestellten Truppen im geringsten zu fürchten.



PALAIS DU LUXEMBURG

Die alten Invaliden unterhielten sich damals auch über die alten Begebenheiten des Tages und machten politische Bewegungen und Kannengießereien.

Ein jeder von ihnen betrachtete sich als das Opfer der königlichen Ordonnanzen, welche dem Bürgerstande (dessen Verdienste mochten auch noch so groß seyn) alle Ansprüche auf die höheren Militärgrade benommen hatten; auch ihnen war nämlich die Sache des sogenannten dritten Standes heilig geworden. Herr von Sombreul, Commandant des Invalidenhauses, ließ zwar die Thore schließen und sagte, er wolle erst Befehle von Versailles erwarten; das Volk kehrte sich aber so wenig wie die Garnison daran. Die Soldaten öffnen ihnen Thore und Riegel, und bezeichnen selbst die Keller und Gewölbe, in denen 28,000 Gewehre, Säbel, Degen und Kanonen versteckt waren, die man wegnimmt und im Triumph davonträgt. Die Kanonen wurden sogleich an die Eingänge der Vorstädte auf den Quais und Brücken zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen einen Angriff von Truppen, die man jeden Augenblick erwartete, aufgefahren.

Der Pallast Luxemburg.

Der Pallast Luxemburg, wo jetzt die Kammer der Pairs ihre Sitzungen hält. Dieser Pallast macht ein Rechteck, dessen kleinere Seite 300, die anderen 360 Fuß lang sind. Zwei eiserne Gitter scheiden den Pallast von anderen Gebäuden. Der Sitzungssaal enthält keine Fenster, sondern erhält sein Licht durch eine gewölbte Decke.

Dieser Sitz der Pairskammer, ein wahres Prachtgebäude, bei dessen Eingang an der neuen Façade sechs 12

Fuß hohe Bildsäulen, der Themis und Minerva, und die vier Staatsmänner: Sully, Colbert, l'Höpital und Aguesseau stehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, ist im römischen Style gebaut und hat 504 Fuß in seiner weitesten Ausdehnung. Eine sehr schöne Terrasse beherrscht die Aussicht auf den Strom.

Das große Chatelet.

Ein altes Schloß, welches zugleich eines der alten Thore von Paris bildete; es soll sowohl, wie das kleine Chatelet, von Julius Cäsar gegründet worden seyn, um die Bewohner von Lutetia im Zaum zu halten, was aber schwer zu beweisen seyn dürfte. Unter Carl dem Dicken hielt es nebst dem kleinen Chatelet eine Belagerung der Normannen von 10 Monaten aus, die am Ende derselben genöthigt waren, abzuziehen. Es lag auf dem jetzigen Chatelet-Platz; 1684 waren noch mehrere Thürme von seiner ersten Erbauung vorhanden, und erst im Jahre 1802 wurde es gänzlich niedergerissen. Bis zur Revolution war hier ein Gerichtshof, der in frühern Zeiten unter von Prevot furchtbar, grausam und tyrannisch war.

Das kleine Chatelet

lag am äußersten Ende der kleinen Brücke und war gleich dem großen ein Schloß und Thor von Paris. Carl V. hatte es ganz wieder herstellen lassen. In der letzten Zeit, bis es abgerissen wurde (1782), diente es zum Gefängniß für schwere Verbrecher..



GROSES CHATELET



DAS KLEINE CHATELET



DAS LOUVRE UNTER CARL V.

Das alte Louvre.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Gebäudes haben wir schon im 1. Heft von Frankreich mitgetheilt. Wir geben hier eine Ansicht desselben, wie es im 15. Jahrhundert aussah.

Die Austerlitzbrücke oder Pont du jardin du Roi.

Sie hat fünf Bogen, welche von Eisen sind, wurde im Jahr 1802 angefangen und 1807 vollendet. Die Breite dieser Brücke beträgt 37 Fuß. Sie kostete mehr als drei Millionen Franken.

Als Napoleon den 2. Dec. 1805 die Schlacht bei Austerlitz gegen die Russen und Oestreicher gewonnen, gab er ihr den Namen dieses Ortes. Wir geben hier eine kurze Beschreibung dieser merkwürdigen Schlacht.

Den 1. Dec. sah Napoleon mit unbeschreiblicher Freude die Russen, von der verderblichsten Zuversicht beseelt, bei lichtem Tage ihre Flankenbewegung, um den französischen rechten Flügel zu umgehen, vollführen. Er rief zu wiederholten Malen aus: „Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ und in demselben Augenblick dictirte er eine Proclamation, wodurch die Truppen von des Feindes Entwürfen und von der Gewißheit des Erfolgs der diesseitigen Operationen belehrt wurden. Abends besuchte er incognito die Bivouacs der Armee, ward aber sogleich bei seiner Annäherung erkannt, und nun loderten auf einmal längs der ganzen Linie Strohfeuer empor, wodurch die Soldaten in ihrem Freudentaumel das erste Jahresfest der Krönung feierten. Was ließ sich bei einem solchen kriegerischen Enthusiasmus der Franzosen nicht alles hoffen!

Kaum war Napoleon in seinem Bivouac zurück, so machte er seine Anordnungen. Davoust marschirte gegen Raygern, um den linken Flügel der Alliirten im Zaume zu halten; Murat führte die gesammte französische Reiterei an; Bernadotte befehligte den Mittelpunct; Soult den rechten Flügel, der den Ausschlag geben mußte; Lannes vertheidigte die linke Flanke und stützte einen seiner Flügel auf den Santon, den der Kaiser hatte befestigen und mit achtzehn Stücken Geschütz unter der Bedekkung des 17ten leichten Infanterieregiments besetzen lassen. Diese Position ist der Schlüssel aller offensiven Operationen. Napoleon stand mit den zehn Bataillonen seiner Garde und den zehn Grenadierbataillonen Oudinots in Reserve. Endlich, den 2ten Dec., brach der entscheidende Tag an; der Kaiser, von seinen Marschällen umgeben, wartete, um seine letzten Befehle zu ertheilen, nur so lange, bis der Horizont gänzlich erhellt war. Jeder [illegible] sich an seinen Posten. „Soldaten!“ sagte Napoleon,



AUSTERLITZER BRUCKE

indem er an der Fronte mehrerer Regimenter vorüberging, „dieser Feldzug muß mit einem Donnerschlag endigen;“ und nun begann der Kampf mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Um sieben Uhr Morgens verließ die verbündete Armee die Anhöhen von Pratzen; jetzt war die Bewegung der Feinde entschieden; der Kaiser ward es gewahr und wollte vorerst, daß der Marschall Soult, den er Tags zuvor mit seinen ganz schlagfertigen Truppen jenseits der Defileen aufgestellt hatte, sich der Position bemächtige; allein dieses Manöver glaubte er noch zur Zeit unterlassen zu müssen. Mittlerweile vernahm man aber eine heftige Kanonade von dem rechten Flügel her, über den die Russen bereits hinausrückten und den sie umgangen zu haben wähnten; Davoust, der auf die ihm von dem General Margaron über die Lage der Sachen ertheilte Nachricht herbeigeeilt war, stellte bei Telnitz und Sokolnitz dem General Burhowden eine bewundernswürdige Standhaftigkeit entgegen, die durch einen glänzenden Erfolg belohnt ward. Soult erhielt seinerseits den Befehl, die Anhöhen im Rücken und auf der linken Seite der Bergplatte von Pratzen anzugreifen. Vergebens bestrebte sich Kutusow, der jetzt seinen begangenen großen Fehler erkannte und die Wichtigkeit dieser Sellung einsah, solche wieder einzunehmen und sie, koste es, was es wolle, zu behaupten; nach einem zweistündigen, äußerst hartnäckigen Kampfe ward er gezwungen, die Anhöhen mit der ganzen darauf befindlichen Artillerie zu verlassen. Jetzt ward das Centrum und der linke Flügel des Feindes, die nun von der Hauptscene des Kampfes abgeschnitten waren, im Banne gehalten, und für die Alliirten war alle Hoffnung, ihre Lage wieder zu verbessern, verschwunden.

Die Operationen der französischen Armee wurden gleichzeitig vollführt; Soult und Lannes rückten, der Eine gegen die Anhö-

hen von Blasowitz, der Andere auf seinem linken Flügel in der Richtung nach Bosenitz vor, um Murat's Cavallerie zu demaskiren, die er sofort gemeinschaftlich mit Divisionen von Bernadottes Corps bei dem gleichzeitigen Angriffe der Marschälle auf Blasowitz unterstützen sollte. Dieser Vereinigung der beiden Waffengattungen hatte man es zu verdanken, daß die Franzosen sich nach einander der Höhe von Blasowitz, der Stellungen von Kruh und Hollubitz bemächtigten. Ueberall, auf dem rechten Flügel, belohnte der Erfolg den Muth der Truppen, und die Generäle des Kaisers zeigten sich gleichfalls würdig, die Eingebungen eines so großen Feldherrn zu befolgen.

Die Trümmer des rechten Flügels der Feinde, der durchbrochen, gefangen genommen oder aufgerieben ward, ließen die Franzosen Meister vom Schlachtfelde; sie versuchten indessen, mittelst ihrer Reserve und der Reiterei der russischen kaiserlichen Garde im Mittelpuncte wieder die Oberhand zu gewinnen. Diese Reiterei hatte sogar bereits zwei Bataillone, die zu den bravsten der französischen Armee gehörten, und von ihrem Feuer zu weit hingerissen wurden, geworfen und zerstreut. Auf die Nachricht davon ließ Napoleon einen Theil der Reiterei seiner Garde aufbrechen; ein schrecklicher Kampf begann, und trotz allen ihren Anstrengungen mußten die Russen der Standhaftigkeit und Unerschrockenheit der Veteranen der Armee weichen; in einem Nu waren Kanonen, Pulverwagen, Standarten, alles in ihrer Gewalt. Einen Augenblick später war der Prinz Constantin unter der Zahl der Gefangenen. Die beiden Kaiser von Rußland und Oestreich sahen dieses Unglück von den Höhen von Austerlitz herab. Auf der so benannten Ebene war es, wo nach der Niederlage ihres rechten Flügels und Mittelpuncts die Ueberreste ihres linken Flügels sich in Folge der Manöver Napoleons und

der schnellen Vollziehung seiner Befehle umwickelt fanden; hier ward der Ruin des Feindes vollendet. Zerschmettert von der Artillerie, die von oben herab auf sie feuerte, durch Angriffe von allen Seiten in die Enge getrieben, an einen in einer Niederung gelegenen See gedrängt, in einen Feuerkreis eingeschlossen, wurden ihre Divisionen niedergestreckt, gefangen genommen oder ertranken, indem sie über das Eis fliehen wollten, das unter ihren Füßen einbrach. Die Früchte dieses unsterblichen Tages waren 15,000 Todte, eine ungeheure Anzahl Verwundeter, ungefähr 20,000 Gefangene, 40 Fahnen, gegen 200 Kanonen, 400 Munitionswagen, das gesammte schwere Gepäcke und eine Menge Pferde.

Der unerschrockene General Rapp that sich in dieser Schlacht bei Austerlitz durch Wunder von Tapferkeit vor allen seinen Streitgefährten hervor. Triefend von Blut, mit zerbrochenem Säbel, sein Pferd mit Wunden bedeckt, kam er und meldete dem Kaiser den Erfolg des entscheidenden Angriffs gegen die russisch kaiserliche Garde.

Den 4. Decbr. kam der Kaiser Franz, den Sieger in seinem Bivouac zu besuchen. „Ich bewohne seit zwei Monaten keinen andern Pallast," sagte Napoleon zu ihm. — „Sie wissen diese Wohnung so gut zu benützen," versetzte Franz II., „daß sie ihnen nothwendig gefallen muß." Am Tage vor der Schlacht war der Graf von Haugwitz, gerade in dem Augenblicke, wo die Russen den französischen Vortrab angriffen, in Brünn eingetroffen. „Das ist eine Schlacht," sagte Napoleon zu dem Oberstallmeister; heißen sie Haugwitz nach Wien reisen, um deren Erfolg zu erwarten." Zwei Tage nachher wünschte Haugwitz, der wieder zurückgekommen war, Napoleon Glück zu dem Siege von Austerlitz. „Das ist ein Compliment," entgegnete Napoleon, „dessen Adresse das Glück verändert hat." Das war

eine schneidende Antwort auf den zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm auf Friedrich's des Großen Grabmal beschworenen Vertrag. Der General Savary brachte dem russischen Kaiser die Meldung von der zwischen Franz und Napoleon zu Stande gekommenen Uebereinkunft. — Die russische Armee war umzingelt, Alexander unterschrieb die Bedingungen, vermöge deren er sich in Etappen-Märschen zurückziehen und Oestreich und Polen räumen sollte. Man behauptet, daß in diesem großen Geleitsbriefe der Kaiser persönlich mitbegriffen gewesen sey. In der Nacht vom 4. auf den 5. Decbr. reis'te er allein ab. Den 6. wurde der zu Austerlitz geschlossene Waffenstillstand kund gemacht. An eben diesem Tag erließ der Sieger zwei für ihn ehrenvolle Decrete. Er sah mit Schmerz die Reihen seiner großen Armee durch den Verlust einer Menge Braver gelichtet: er bewilligte den Wittwen der bei Austerlitz gebliebenen Generale 6,000 Franken; denen der Obersten und Majore 2,400 Fr.; denen der Kapitäne 1,200 Fr.; denen der Ober- und Unter-Lieutenante 800 Fr.; und den Soldatenwittwen 200 Fr. Pension. Kraft eines andern Decrets adoptirte er deren Kinder; sie sollten auf seine Kosten erzogen und untergebracht werden, auch erlaubte er ihnen, ihrem Namen den Namen Napoleon beizufügen.

Den 13. wurde der Triumphator zu Schönbrunn von den Maires der Stadt Paris feierlich becomplimentirt und stellte ihnen fünf und vierzig zu Austerlitz erbeutete Fahnen zu, womit nachher die Gewölbe der erzbischöflichen Kirche geziert wurden. Den 15. trat Preußen vermöge einer zu Wien unterzeichneten Uebereinkunft an Frankreich die Länder Anspach, Cleve, das Herzogthum Berg, womit Napoleon den Prinzen Murat dotirte, und das Fürstenthum Neufchatel ab, womit die Dienste des Chefs seines Generalstabs in Italien, Egypten und Deutschland sollten

belohnt werden. Preußen erhielt zur Entschädigung Hannover. Den 26. erlangte Napoleon, als König von Italien anerkannt, durch den zu Preßburg zwischen Frankreich und Oestreich abgeschlossenen Frieden, daß die venetianischen Staaten, Dalmatien, so wie Albanien, seiner neuen Krone abgetreten wurden, und vertheilte das Fürstenthum Eichstädt, Augsburg, das Tyrol und das östreichische Schwaben zwischen den Kurfürsten von Baiern, den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen von Baden, so wie er Oestreich nöthigte, den Baiern die ihnen im Jahre 1740 von demselben abgenommenen Kanonen und Fahnen zurückzugeben.

Den 27. verkündete Europa eine, seine Absichten auf den Thron von Neapel betreffende Proclamation, daß er solchen seinem Bruder Joseph zugedacht habe. Neapel hatte trotz dem Vertrage vom 21. September, nicht aufgehört, seine Häfen den Engländern zu öffnen; so viele Untreue mußte bestraft werden. Ueberdieß gab der Kaiser mit seiner siegreichen und Befreier-Hand seinem als Prinz und Vicekönig anerkannten Adoptiv-Sohne die schöne Prinzessin Auguste von Baiern, und erklärte ihn zu seinem Nachfolger auf dem Throne von Mailand, falls er ohne Nachkommenschaft sterben sollte.

Dieß war der Ausgang des neunten Feldzugs Napoleons; so löste die dritte Coalition sich auf. Umsonst, daß die drei Mächte, die solche gebildet hatten, England, Schweden und Rußland, darauf beharrten, diesen Napoleon nicht als Kaiser der Franzosen, als König von Italien anzuerkennen, der so eben zwei deutschen Fürsten die königliche Krone aufgesetzt und drei Könige aus seiner Familie genommen hatte; nie ward auf eine energischere Weise die That an die Stelle des Rechts gesetzt; den Publicisten dünkte es daher sonderbar, daß die drei Monarchen von England, Schweden und Rußland so hartnäckig darauf bestanden,

die doppelte, freilich halb erzwungene Erwählung Napoleons von dem französischen und dem italienischen Volke nicht zu sanctioniren. Diese Monarchen konnten gleichwohl ihren königlichen Ursprung nicht vergessen haben, noch so unbestreitbare und gewichtige Ansprüche, wie jene Napoleons, auf die Bewunderung und das Vertrauen der Nationen darlegen. Die Niederlage zweier Kaiser, Beherrscher der Hälfte des Continents, begründete zum Mindesten genugsam die Rechtmäßigkeit des Schlachtfeldes. Trotz dem weigerte sich Romanows Abkömmling, den Waffenstillstand von Austerlitz zu ratificiren.

Nichtsdestoweniger mußte Rußland späterhin in dem, von Hrn. v. Talleyrand mit dem Fürsten Johann von Lichtenstein und dem Grafen von Giulay so eben zu Preßburg abgeschlossenen Tractate die Mutter-Idee jener germanischen Conföderation erkennen, die, unter dem Namen des rheinischen Bundes, bestimmt war, Frankreichs bewaffnete Gränze bis an die Ufer der Elbe gegen die russische Macht auszudehnen, und in den Angelegenheiten des französischen Reichs eine so thätige und so wichtige Rolle zu spielen.

Der neunte Feldzug Napoleons, seinen Resultaten nach von allen, welche die Regierung des großen Heerführers bis an das Ende auszeichneten, der denkwürdigste, hatte innerhalb sechzig Tagen 160,000 Franzosen aus einem kleinen Hafen im Canal und von der italienischen Halbinsel an die Quellen der Donau, in die Engpässe des Schwarzwaldes, von da in die carpathischen Gebirge und in die Eisberge, woraus die Weichsel entspringt, versetzt; in ihm besiegte Napoleon zwei Kaiser, theilte Kronen an seine Bundesgenossen, an seine Generale Fürstenthümer aus, und proclamirte die Siegesgöttin als Frankreichs Schutzgöttin.

Der den 26. Dec. 1805 in Preßburg zwischen Frankreich

und Oestreich abgeschlossene und vorher schon zu Nikolsburg und Brünn unterhandelte Frieden lautete:

1. Friede und Freundschaft für beständig.

2. Frankreich wird fortfahren, als Eigenthum und mit voller Souveränetät alle Herzogthümer, Fürstenthümer, Herrschaften und Territorien jenseits der Alpen, welche vor diesem Tractate dem französischen Reiche einverleibt oder durch französische Gesetze und Administration regiert worden sind, zu besitzen.

3. Der Kaiser von Deutschland und Oestreich erkennt an die vom französischen Kaiser verfügten Anordnungen in Ansehung der Fürstenthümer Lukka und Piombino.

4. Er entsagt dem Theile der Republik Venedig, welcher ihm durch die Tractaten von Campo=Formio und Lüneville abgetreten worden. Dieser Theil wird dem Königreiche Italien einverleibt.

5. Er erkennt den Kaiser der Franzosen als König von Italien an und verpflichtet sich, wenn die Kronen von Frankreich und Italien der bereits geschehenen Declaration zufolge und nach Erfüllung der in dieser Declaration angegebenen Bedingungen dereinst werden getrennt werden, auch denjenigen, den der Kaiser der Franzosen sich zum Nachfolger geben wird, als König von Italien anzuerkennen.

6. Baiern, Würtemberg, Baden und die batavische Republik sind in diesen Tractat eingeschlossen.

7. Die Churfürsten von Baiern und Würtemberg, welche den Königstitel annehmen, ohne daß sie aufhören, dem deutschen Staatenbunde anzugehören, werden in dieser Eigenschaft von dem Kaiser von Oestreich anerkannt.

8. Der östreichische Kaiser tritt ab an den König von Baiern: die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, den chursalzburgischen Antheil an Passau, die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trident, die sieben voralbergischen Herrschaften, die Grafschaft Hohen-Ems und Königsegg-Rothenfels, die Herrschaften Tettnang und Argen, und die Stadt Lindau;

an den König von Würtemberg: die fünf Donau-Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die obere und niedere Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, das Amt Alterf ohne die Stadt Constanz, und den Theil des Breisgaues, der östlich liegt von einer Linie zwischen dem Schlegelberge und dem Molbach nebst den Städten Villingen und Brentingen;

an den Churfürsten von Baden: das Breisgau mit Ausnahme des oben erwähnten Theiles, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Commende Meinau.

9. Die auf den Boden dieser abgetretenen Länder hypothezirten Schulden haften auf den Ländern; die Schulden des Hauses Oestreich haften auf diesem.

10. Salzburg und Berchtolsgaden werden dem östreichischen Kaiserthum einverleibt.

11. Der französische Kaiser verpflichtet sich, für den Erzherzog Ferdinand, den bisherigen Besitzer Salzburgs, von dem König von Baiern die Abtretung Würzburgs zu erwirken, auf welches der churfürstliche Titel übergehen wird.

12. Die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens, die Rechte und Einkünfte, die vor dem gegenwärtigen Kriege zu Mergentheim gehörten, die andern Rechte, die mit dem Hochmeisterthume zur Zeit der Auswechselung der Ratificationen des ge-

genwärtigen Tractates verknüpft seyn werden, und die Domänen und Einkünfte, in deren Besitz der Orden zur nämlichen Zeit seyn wird, sollen in der Person des östreichischen Prinzen, den der Kaiser von Oestreich dazu ernennen wird, erblich seyn. Auch verspricht der Kaiser Napoleon seine Verwendung, daß der Erzherzog Ferdinand (bisher Landgraf von Breisgau) eine vollständige Entschädigung in Deutschland erhalte.

13. Baiern kann die Stadt Augsburg und ihr Gebiet, Würtemberg die Grafschaft Bondorf besetzen, und Oestreich wird keine Einwendungen dagegen machen.

14. Die Könige von Baiern und Würtemberg und der Churfürst von Baden genießen in ihren alten und neuen Besitzungen die volle Souveränetät, ganz wie der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen in ihren deutschen Staaten, und es wird der Kaiser von Oestreich weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand den von jenen Fürsten dem gemäß getroffenen oder zu treffenden Verfügungen Hindernisse entgegensetzen.

15. Der Kaiser von Oestreich entsagt aller Oberlehnsherrlichkeit und allen Ansprüchen an die Länder von Baiern, Würtemberg und Baden und überhaupt an alle zum baierischen, französischen und schwäbischen Kreise gehörenden Staaten und Länder, mit Ausnahme der, Artikel 11 und 12 an östreichische Erzherzoge gegebenen.

16. Binnen drei Monaten wird das abgetretene ausgeliefert.

17. Der Kaiser Napoleon garantirt die Integrität des östreichischen Reiches in dem Stande, in welchem es diesem Vertrage gemäß seyn wird.

18. Die Contrahenten erkennen die Unabhängigkeit der hel-

vetischen Republik an, die nach Maßgabe der Mediationsacte regiert wird, so wie die der batavischen Republik.

19. Die Gefangenen werden innerhalb vierzig Tagen ausgewechselt.

20. und 21. Handelsverbindungen und Etiquette wie vor dem Kriege.

22. In zwei Monaten nach der Auswechselung der Ratificationen räumen die französischen Truppen sämmtliche östreichischen Staaten, mit Ausnahme der Festung Braunau, welche einen Monat länger, als Depot für Artillerie und Kranke, dem französischen Kaiser überlassen bleibt.

23. In vierzehn Tagen werden die Stadt Venedig und die Terra firma, und in sechs Wochen Venetianisch-Istrien und Dalmatien, die Mündungen von Cattaro, die venetianischen Inseln des adriatischen Meeres, und alle dazu gehörigen Forts den französischen Commissarien überliefert.

Diesen Tractat ratifizirte Napoleon den 27sten December zu Schönbrunn, Franz den 30sten zu Hollitsch.

In der Epoche des Waffenstillstandes, der bald auf den Preßburger Vertrag folgte, fand sich die ganze östreichische Monarchie von den kaiserlich französischen Truppen besetzt. Den neuen Königen von Baiern und Würtemberg mußte eben nicht sehr an der Wiederherstellung eines Kaiserthums gelegen seyn, von dessen Joche der Eine kaum befreit, und dessen Vasall der Andere war. Ohne dieß behielt Baiern eine neuere Unbilde im Andenken, und sein Schicksal fand sich auf einmal mit jenem Napoleons durch die Vermählung der königlichen Prinzessin mit dessen Adoptiv-Sohn verflochten. Ganz Italien stand im Begriffe, französisch zu werden: der Befehl zur Entthronung der Familie von Neapel

war von Schönbrunn aus ergangen. Spanien suchte keineswegs Oestreich zu begünstigen. Portugal, dem Einfluß Englands entzogen, hatte eine außerordentliche Gesandtschaft abgeschickt, um der Krönung in Mailand und Genuas Vereinigung mit Frankreich anzuwohnen. Paris hatte die Bannstrahlen des Vaticans ausgelöscht; nie schien die geistliche Macht der Päbste minder gesichert, als in dieser Epoche. Im Divan wurde über eine, für Frankreich vortheilhafte Unterhandlung berathschlagt. Groß-Britannien blieb sonach jetzt allein noch gegen Frankreich bewaffnet; und vielleicht sah Dänemark, so gestützt auf Frankreichs Freundschaft, wie es war, mit Vergnügen, daß Schweden, das mehr eine Continental- als eine See-Macht war, sich in einen Streit einließ, den Rußland zu seines Bundesgenossen Nachtheil beendigen würde. Napoleon war während des Monats December 1805 nicht Schiedsrichter, sondern Herr des Festlandes, und Besitzer der gesammten östreichischen Monarchie. Der Marschall Bernadotte hielt Böhmen besetzt, das, so wie Ungarn, sichtbarlich gegen den Krieg gestimmt war. Der Marschall Mortier hatte sich in Mähren niedergelassen; der Marschall Davoust hielt während der Dauer des Vertrags Preßburg besetzt; der Marschall Ney hatte Kärnthen, der General Marmont Steyermark, der Marschall Massena Krain, der Marschall Augereau Schwaben inne. Der Prinz Eugen übernahm das Ober-Commando über die in den venetianischen, nun italienisch gewordenen, Staaten und in dem Königreich Italien stationirten Truppen. Der General Saint-Cyr rückte in starken Tagmärschen auf Neapel los, und mit ihm der neue König, den Napoleon mit dieser unfehlbaren Eroberung belehnt hatte. Welche Stimme hätte es jetzt gewagt, sich zu Gunsten Oestreichs zu erheben? Sonder Zweifel nur eine, nämlich die von Großbritannien, und diese würde sich an Europa's Küsten, die ihm bald nachher verschlossen

wurden, gebrochen haben. Dennoch nahm der Kaiser von Oestreich im Jahr 1814 zu Paris sich der Sache seines Eidams nicht an, der sich ihm zu Prag mit der Hoffnung in die Arme geworfen hatte, daß er ihn retten würde! Indessen hätte Franz, würde er so gehandelt haben, das von Napoleon so hart tyrannisirte Europa auch gegen sich aufgebracht. Zwar hatte man ihn 1805 angegriffen, er hatte sich vertheidigt und durch diesen so plötzlichen, seinen Wirkungen nach so heftigen, in Betracht des Bundes, dessen Folge er war, so schrecklichen Angriff war er in den Fall gesetzt worden, eine gerechte Rache zu nehmen. Damals existirte aber statt eines Familienbandes zwischen Franz II. und Napoleon lediglich nur der Invasionskrieg und die Kanonade von Austerlitz!



VAL DE GRACE

Paris.

Val de Grace.

Ehemals eine prachtvolle Abtei der Benediktinerinnen, ist sie in ein vortreffliches Militair-Lazareth verwandelt worden, wo statt der Nonnen jetzt kranke Krieger verpflegt werden. In der überaus schönen Kirche dieser Abtei wurde das Herz der Anna von Oestreich aufbewahrt; auch wurde ihr das erste Paar Schuhe, welches jedes Mitglied der königl. Familie getragen hatte, zur Aufbewahrung übergeben. Während der Schreckenszeit war das Gebäude mit den Zeichen der Freiheit und Gleichheit versehen, eine bittere Satyre, da, so lange die Welt steht, keine abscheulichere Tyrannei geübt wurde.

Bicetre.

Es liegt außerhalb Paris auf der Straße nach **Fontainebleau**, und ist das berühmteste Tollhaus, nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch in dem großen Narrenhaus, Europa genannt. Außer den Narren und Wahnsinnigen, welche jetzt nicht mehr an Ketten gelegt werden, verpflegt man auch noch einige Tausend arme und schwache Greise und alte Weiber daselbst.

Versailles.

Versailles, als Lustschloß das berühmteste in der ganzen Welt. Es ist aber dieser Ort nebstbei eine schöne, neue und ansehnliche Hauptstadt des Departements gleiches Namens und eine der herrlichsten Städte von Frankreich, mit einer Bevölkerung von 30,000 Einwohnern. Die Straßen und Gassen sind wie nach der Schnur gezogen, und mit den schönsten regelmäßigsten Gebäuden geziert. Vor Zeiten war dieser Ort ein unbedeutendes Dorf mit einem Priorat. Ludwig XIII. kaufte es mit den dazu gehörigen Gütern für 20,000 Thaler an sich, und erbaute sich daselbst ein unbedeutendes Jagdschloß. König Ludwig der XIV., dem die Lage sehr gefiel, beschloß, diesen Ort zu seiner gewöhnlichen Residenz zu machen und einen der Größe des Monarchen würdigen Pallast zu bauen. Dieser Bau ward im Jahre 1673 angefangen und 1680 vollendet. Der König wandte über 1000 Millionen Livres darauf; die geschicktesten Künstler wurden herbei gerufen, um zur Vervollkommnung des Ganzen beizutragen, und so entstand ein Pallast, der wohl seines Gleichen nicht hat, und sich eben sowohl durch seine ungeheure Größe, als durch Geschmack, Kunst und Pracht auszeichnet, und dessen Schönheiten alle zu beschreiben, ein Werk eigner Art erfordern dürfte. Wir beschränken uns hier, wie überall, auf die Angabe des Merkwürdigsten.

Die prachtvolle Façade gegen den Garten hin ist 500 Toisen



DAS BICETRE

lang. Mehrere schöne Höfe sind von den Gebäuden des Pallastes umschlossen, der innerste ist mit Marmor gepflastert. In diesem Pallaste sind vorzüglich zu bemerken: die Capelle, der Saal des Herkules, die große Gallerie, der ungemein prächtige Opernsaal u. s. w. Die Verzierungen sind von der höchsten Pracht, und Meisterwerke der Kunst finden sich überall gehäuft; Satuen, Büsten, Basreliefs, Decken- und andere Gemälde bewundert man hier in der Menge; die größten Künstler hatten gewetteifert, diesen Königspallast auf das herrlichste auszuschmücken. Die innere Einrichtung entspricht dem äußeren Glanze vollkommen, das Auge fühlt sich an der Masse von so bewunderungswürdigen Gegenständen völlig erschöpft. Der Park von Versailles, der in jeder Hinsicht dem Pallaste entspricht, unterscheidet sich in den großen und kleineren; jener faßt mehrere Dörfer in sich; der kleinere, der auf der Westseite des Schlosses liegt, die Gestalt eines unregelmäßigen Fünfeckes hat, und in seiner größten Ausdehnung 2400 Toisen lang und 1600 breit ist, umschließt die prachtvollen Gärten, Lustwälder, Wasserbecken, Canäle, Springbrunnen u. s. w., die auf das herrlichste mit schönen Kunstanlagen, den vortrefflichsten Statuen und anderen ausgezeichneten Meisterwerken geschmückt sind. Die Gärten sind theils in französischem, theils in englischem Geschmacke angelegt, und nichts ist vernachlässigt worden, um das Ganze zu einem wahrhaft bezaubernden Aufenthalt zu machen. Dazu gehören auch die Lustschlösser Groß-Trianon und Klein-Trianon, jenes im orientalischen, dieses im römischen Style aufgeführt. Das Gebäude der ehemaligen Menagerie ist abgebrochen worden, nach dem man früher die noch übrigen Thiere in den botanischen Garten nach Paris gebracht hatte.

Die Stadt Versailles entstand durch die Erbauung des Schlosses. Sie ist groß, hat viele ansehnliche Gebäude, worunter

sich die Kirchen, die königlichen Marställe zu 3 bis 4000 Pferden, die Casernen, die Kanzeleien, die Regierungsgebäude, mehrere Privat-Palläste u. s. w. sehr vortheilhaft auszeichnen. Es ist hier ferner eine öffentliche Bibliothek, ein schönes Hospital, ein Lyceum, ein Athenäum, ein Gymnasium, eine Musik-, eine Ingenieurs- und eine Reitschule, ein Taubstummen-Institut, eine Ackerbaugesellschaft u. s. w., auch eine sehr berühmte Gewehr-Fabrik und Baumwollenspinnerei.

Ein neuerer Reisender entwirft folgendes Bild von Versailles.

Der bergige Weg nach Versailles ist sehr schön, und es kann einem dort wunderbar zu Muthe werden, wenn man das ungeheure Schloß mit seinen öden Prachthallen, den großen Spiegelzimmern und den Abbildungen, dem Götzendienste der sogenannten Großthaten Ludwigs XIV., im Originale sieht. Nirgends ist dabei ein Stuhl, nirgends ein Tisch zu sehen, und Hoffmann könnte ein schönes, fürchterliches Nachtstück aus der Ruine machen, ja die Unheimlichkeit ist hier so groß, daß man gewiß lieber eine Nacht im Gefängnisse, als in diesen Gemächern zubringen möchte. Man sieht nur schlechte Gemälde. Capelle und Theater sind unweit von einander, beide ungemein prachtvoll. Die kleinen Gallerien werden gezeigt, durch welche die unglückliche Königin sich mitten in der Nacht flüchtete, und die Treppe, welche der wüthende Pöbel erstürmte. Alle Gräuel der Revolution stehen dem Beschauer hier unmittelbar vor Augen. Steht man auf der auf einem Sumpf erbauten Terrasse der Gartenseite, so hat man die ungeheure Façade des Schlosses vor sich und hört, daß dessen Erbauung dreitausend Millionen Franken gekostet, und begreift dann die Revolution schon besser, aber auch die Raubzüge des sogenannten großen Ludwig. Das Trianon, der

Hirschgarten, alle diese Schreckbilder in der lieblichsten Form sind hier von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und man zeigt mit Finger auf sie. In der Ferne ist das Dach der Gebäude zu sehen, wo die Maintenon Ludwigs Maitressen erziehen ließ. In der Orangerie sind zwei Bäume berühmt, von denen der eine, der große Bourbon, schon 400 Jahr alt ist, und der andere auch 300 Jahre zählt. Der Garten hat einen ungeheuern Umfang und trotz seiner beschnittenen Hecken und Baumzweige verläugnet er nicht einen großartigen Charakter. Dasselbe gilt von den großen und kleinen Wasserkünsten, die alle denselben Styl haben. Einzelne Partien des Gartens sind zu Boskets abgeschlossen; in einem derselben zeigt sich ein Felsentempel, vor dem eine Nymphengruppe befindlich ist, welche in Marmor einige Geliebten des großen Ludwig darstellt. Die Gruppe ist auf Befehl des Königs nach der Natur angefertigt worden. Die Stadt selbst hat übrigens etwas Todtes, Prachtvollbuntes und Monotones.

Wir theilen unsern Lesern hier das Merkwürdigste der Begebenheiten zu Versailles aus den Zeiten der Revolution mit.

Schon lange verkündigte man und fürchtete, wie es schien, die Ankunft einer pariser Armee zu Versailles, welche das Schloß daselbst stürmen sollte; der Hof benutzte diese Gerüchte, um unter solchem Vorwande neuerdings Truppen an sich zu ziehen, denn er hatte keineswegs seine alte Tactik und verbrauchte Strategie aufgegeben, nur erst dann dem Drang der Umstände zu weichen, wenn es nicht mehr in seiner Macht stand, dieselbe aufzuhalten. Da er es bei jeder Gelegenheit immer bis auf's äußerste ankommen ließ, so wußte ihm das Volk auch nur schlechten Dank für seine verdienstlose und blos erzwungene Nachgiebigkeit. Man muß gestehen, daß dieß für Höflinge, die in Intriguen, Cabalen und der gewöhnlichen Hofpolitik erfahren waren,

und ihr Leben in diesem Schlamm zugebracht hatten, ein sehr unkluges und einfältiges Benehmen war.

Als alles den Rock der Nationalgarde anzog, hatte man auch den Kammerdienern und Bedienten die Uniform derselben angelegt; alle Musiker der Hofcapelle erschienen in derselben, und sogar ein italienischer Castrat sang während der Messe in dem Costume eines Grenadiercapitains der Nationalgarde; dieß gefiel dem Volke, aber der König ließ auf fremde Eingebung, bei Strafe augenblicklicher Entlassung, seinen Dienern verbieten, diese Uniform zu tragen.

Hätte der Hof mit Offenherzigkeit und ohne alle Hinterlist gehandelt, alle Ränke und Intriguen vermieden, die doch immer so schlecht gesponnen wurden, daß mehr oder minder davon an den Tag kam, wodurch die Sache dann stets vergrößert wurde, so hätte die Nation gesehen, daß man es redlich mit ihr gemeint; die königliche Familie würde sich dagegen der Liebe und Achtung derselben zu erfreuen gehabt und durch diese alles Mögliche erlangt haben. Aber so ließ sich die Königin fortwährend zu den nachtheiligsten Schritten verleiten; seit der Entfernung ihrer Favorite, der Polignac's und des Abbé Vermond, welcher etwas später Versailles gleichfalls verlassen mußte, und sich zuerst nach Valencienne, dann nach Wien begeben hatte, wo er blieb, nährte diese Fürstin ein gehässiges Rachegefühl in ihrem Busen, welches sie nicht zu unterdrücken vermochte, sondern bei jeder Gelegenheit auffallend durchblicken ließ.

Man suchte der Welt Ludwig XVI. als von der Versammlung unterdrückt und in einer Art von Gefangenschaft darzustellen, in der man ihn zu allen Handlungen und Maßregeln, wider seinen Willen, zwinge. Mit Ungeduld ertrug der Hof diesen Zustand der Dinge, in der Hoffnung, seinen alten Einfluß und besonders seine alte Gewalt wieder zu erlangen. Eine

Flucht schien hierzu das beste Mittel, denn unter den Augen der National-Versammlung und in der Nähe von Paris konnte man diesen Zweck nicht mehr erreichen. Der 23ste Juni hatte das königliche Ansehen und der 14. Juli die militärische Macht gestürzt. Da der König hierzu schwer zu bestimmen war, so wollte man den letzten Augenblick dazu benutzen, um ihn im Taumel der Verwirrung und einer allgemeinen Flucht mit sich fortzureißen. Man wollte sich nach Metz, wo Bouilli commandirte, begeben, hier um den Monarchen den Adel und die noch treu gebliebenen Truppen zu versammeln, die Parlamente zu sich berufen, Paris und die Versammlung als im Zustand des Aufruhrs erklären, und so mit einigen Abänderungen die alte absolute Regierungsform wieder herstellen.

Man verdoppelte nun die, sich im Dienste befindlichen Gardes du Corps, und ließ mehr Truppen, namentlich einige Jäger- und Dragonerregimenter, so wie das Regiment Flandern nach Versailles kommen. Alles dieß gab natürlich zu gehässigen Vermuthungen und Deutungen Anlaß; man sprach von der Absicht des Hofes, die Contrerevolution durch einen Hauptschlag herbeizuführen, und kündigte die Flucht des Königs, welche alle diese Vorbereitungen begünstigen sollten, als sehr nahe an. Im Luxemburg, im Palais Royal, in den elisäischen Feldern u. s. w. sah man unbekannte Uniformen mit schwarzen und gelben Cocarden; die Feinde der Revolution konnten seit einiger Zeit die Freude über den in Kurzem zu hoffenden Sieg nicht verbergen; der Hof begünstigte diesen Verdacht durch sein unpolitisches Benehmen, und das Geheimniß wurde durch diese Zubereitungen fast ganz enthüllt. Die Officiere des Regiments Flandern, welches man natürlich sehr ungern in Versailles sah, wurden dagegen mit desto größerer Auszeichnung in dem königlichen Schlosse empfangen, wo man ihnen schmeichelte und sie einlud; ja, man zog sie

sogar zu den Spielen der Königin. Man veranstaltete, um sie ganz zu gewinnen, ein Fest, welches die Gardes du Corps den Neuangekommenen zu Ehren geben mußten, und wozu man alle Officiere der Jäger, Dragoner, Schweizer-Garde, der hundert Schweizer, des Generalstabs und der Nationalgarden einlud. Zu diesem Zweck richtete man den großen Saal des königlichen Opernhauses ein, der sonst nur ausschließlich bei außerordentlichen Hoffeierlichkeiten gebraucht wurde, und seit der Vermählung des zweiten Bruders des Königs, sich nur einmal, und zwar für Joseph II., geöffnet hatte. Die Capelle des Königs erhielt Befehl, das Fest, das erste, welches die Garden gaben, durch ihre Musik zu verherrlichen. Während der Mahlzeit brachte man die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie aus, und verwarf es, auf die der Nation zu trinken. Bei dem zweiten Service, ließ man die französischen Grenadiere, die Schweizer und die Dragoner ein, um Zeugen dieses Schauspiels zu seyn und Theil an den Gefühlen zu nehmen, welche die Gäste beseelten. Die Freudenbezeigungen, der Enthusiasmus stiegen nun immer höher. Auf einmal kündigt man den König an, der im Jagdkleide in den Saal tritt, und dem die Königin, mit dem Dauphin auf dem Arme, folgt. Jetzt geräth Alles in Extase; von allen Seiten hört man den Ausruf der herzlichsten Anhänglichkeit und der größten Ergebenheit, indem Alle die Degen ziehen; man trinkt auf die Gesundheit der ganzen königlichen Familie, und als Ludwig XVI. sich entfernte, spielte die Musik die bekannte Arie: „O Richard, o mein König, die Welt hat dich verlassen!“ Nun nimmt das Ganze einen sehr genau bezeichnenden Charakter an. Die Siegesmärsche und der verschwenderisch vergossene Wein machen, daß die Gäste alle Zurückhaltung vergessen. — Man schlägt den Sturmschritt der Schlachten, man erklettert die Logen, als wollte man Batterien stürmen,

theilt weiße Cocarden aus, tritt, wie man behauptet, die dreifarbige mit Füßen, verbreitet sich in alle Gallerien des Pallastes, wo man die Glückwünsche der Hof- und Pallastdamen empfängt, welche Bänder und Ordenszeichen austheilen, und der Hof verhehlt seine Freude so wenig darüber, als über den ganz nahe geglaubten Sieg. — So endigte das berüchtigte Fest des 1. Octobers, welches man den 3. zu erneuern die Unvernunft hatte, indem man, als eine Folge desselben, im Hotel der Gardes du Corps ein militärisches Frühstück veranstaltete, wobei, wie man sagte, von nichts Geringerem die Rede war, als bewaffnet gegen die Nationalversammlung zu marschiren. Man ließ die Trompeter abermals zum Sturme blasen, jauchzte, sang das Bekannte: „Kann man kränken, was man liebt rc.," und beging abermals hundert Unbesonnenheiten, deren Folgen man schwer büßen mußte. — Man fand sich bei der Königin wieder ein, welche nicht ermangelte, ihre außerordentliche Zufriedenheit über Alles, was vorgefallen, zu bezeugen, und hörte um so mehr auf ihre Worte, da man durch ihre wenige Zurückhaltung die Absichten des Hofes besser, als durch den verschlossenen König zu erfahren hoffte. Alles, was sie gesagt, wurde tausend und hunderttausendmal wiederholt; es diente dazu, den Zorn und den Grimm des Volkes auf das höchste zu reizen, und den Gegnern die gefährlichsten Waffen in die Hände zu geben.

Daß die Nation, das Volk und die Hauptstadt, den König gern in ihrer Mitte zu Paris gesehen hätte, war sehr natürlich, und daß man nach den Gerüchten und den vorgefallenen Thatsachen dieses nun mit Gewalt ertrotzen wollte, sehr begreiflich. Das, was sich bei dem Feste jener Nacht, so wie bei und nach dem Frühstück zugetragen, und mit tausend Zusätzen und Abänderungen in Paris erzählt wurde, war ganz geeignet, die Gemüther auf das furchtbarste zu reizen.

Man hörte keinen andern Ruf mehr als: Nach Paris mit dem König! — Die im Opernsaal zu Versailles gesungenen Lieder, ausgebrachten und verweigerten Toasts, das Abreißen der dreifarbigen und Aufstecken der weißen Cocarden (von denen sogar Madame Campan in ihren, zur Vertheidigung Maria Antoinettens geschriebenen Memoiren sehr naiv sagt: „Man habe keine andern Cocarden aufgesteckt, sondern die dreifarbigen nur umgekehrt, indem sie auf der andern Seite schon weiß gewesen“); das Geschütz, welches dem Regimente Flandern gefolgt war, die unbesonnenen Versprechungen, welche die, vor Wein und Freude trunkenen Officiere dem König und besonders der Königin gemacht hatten, die gezogenen Degen, das zurückstoßende, arrogante Benehmen der Höflinge, und ihr Vertrauen bei diesem Schimmer von Hoffnung, der Wunsch, der Orleans'schen Partei, die einen Aufstand wollte, um dem Herzog die Reichsverwesung zu verschaffen, und mehr als dies Alles, der beständige Mangel an Lebensmitteln, reizte das Volk zum Aufstande.

Den 4. October sprach man allgemein in Paris von der nahen Abreise des Königs nach Metz, von wo er im Gefolge eines fremden Heeres zurückkommen wolle, so wie von der Nothwendigkeit und dem Mittel, dieses zu verhindern; man schrie um Brod, und konnte keines erhalten; alle Bäckereien waren von Weibern belagert, und man wiederholte ihnen: „Nach Versailles, nach Versailles! dort fließt der Wein in Strömen im Opernhause, dort wirft man sich mit Leckerbissen an die Köpfe, während wir verhungern!“ —

Zwei, von dem Herrn von Estaing, Commandant der Truppen zu Versailles, eigenhändig geschriebene, und nach seinem Tode (er wurde guillotinirt) unter seinen Papieren vorgefundene Concepte zu einem Brief an die Königin, welche, obgleich etwas verworren abgefaßt, doch manches Licht über die Absichten des Hofes verbreiten.

Montag, den 14. Septbr. 1789.

„Pflicht und Treue erheischen von mir, daß ich dasjenige, was ich bei meiner Reise nach Paris bemerkt habe, zu den Füßen der Königin niederlege. — Man hat mir in Gesellschaften von glaubwürdigen und rechtlichen Personen gesagt, daß man Unterschriften des Adels und der Geistlichkeit sammelt; Einige behaupten, dieß geschehe mit Vorwissen des Königs, Andere sagen, daß dieser nichts davon wisse. — Man behauptet, der Monarch wolle durch die Champagne oder nach Verdun entfliehen, man bezeichnet Herrn von Bouilli, als . . .

Herr von Lafayette hat mir dieß als ganz zuverlässig versichert. Man nennt den Marschall von Broglio als Obercommandanten des Ganzen. Herr von Breteuil leitet das Project im Einverständniß mit Herrn von Mercy. Wenn die Sache unter das Volk kommt, so ist sie von unberechenbaren Folgen. Ich war bei dem spanischen Gesandten und da, ich kann es der Königin nicht bergen, hat sich meine Furcht vermehrt. Herr Fernand Nunez hat mit mir davon gesprochen; wir haben lange von diesem Gerücht und diesem Plan geredet, welcher den verheerendsten Bürgerkrieg unvermeidlich herbeiführen würde. Nachdem wir von dem flüchtig herumziehenden Hofe, dem schimpflichen Bankett gesprochen haben, hat der Herr Gesandte die Augen niedergeschlagen, und mir eingestanden, daß eine sehr bedeutende und glaubwürdige Person schon Unterschriften empfangen habe. Dieß hat mir einen Schrecken verursacht, den ich sonst nie gekannt habe. Der erste Schritt ist immer der, welcher die

meiste Ueberwindung kostet; es würden Ströme Blutes fließen. Die Königin kann dem König das Reich wieder erobern; die Natur hat ihr die nöthigen Mittel hierzu gegeben . . . ich bitte Sie, mir eine Audienz zu bewilligen."

Zweites Concept Estaing's an die Königin, an demselben Tag geschrieben.

„Ich kann nicht umhin, der Königin eine Bemerkung zu Füßen zu legen; Sie muß einzig und allein ihrem treuen und wahrhaften Diener Glauben beimessen; die Festigkeit wird dann überall den Sieg davon tragen . . . Die Verwirrung der Ideen hat fast Alles scheitern gemacht. . . . Die früheren Minister des Königs haben sich vielleicht den allgemeinen Haß durch das Schwanken ihrer Grundsätze zugezogen. Sie haben jenes unglückliche Fest nicht verhindern können. Die Gesundheit der Nation wurde mit gutem Vorbedacht übergangen; wenn erhabene Personen solche ausgebracht hätten, so würde dieß Alles gut gemacht haben. . . . Der Zufall, denn es ist erfreulich, dieß zu glauben, hat zwei Pistolen entladen, deren Schüsse zu nieder waren, als daß sie von Reitern hätten kommen können. Ich wollte die Nationalgarde von Versailles beschwichtigen. Vergeblich hatte ich sie von diesen Schüssen abgehalten. . . . Es bedarf eines andern Enthusiasmus; die Königin allein ist im Stande, ihn hervorzubringen. — Sie steht auf einer großen Bühne, wenn sie sich die Mühe gibt, so wird sie angebetet werden. . . . Ach Madame, seyn Sie unsere erste Bürgerinn, so werden Sie Alles seyn, wenn Ihre Grundsätze es Ihnen gestatten. Die Geistlichkeit und der Adel haben nur noch den König, um sie zu erretten. . . . Herr von Lafayette hat mir geschworen, daß die Ereignisse einen Royalisten aus ihm gemacht haben. Jeder Franzose muß es bis auf einen gewissen Punkt seyn."

Zu Versailles war man noch immer guten Muthes; man schmeichelte sich sogar damit, in der Nationalversammlung eine königlich gesinnte Majorität zu bilden, und Mounier und Malouet rühmten sich, mehrere Deputirte der Volkspartei schon gewonnen zu haben. Diese Majorität sollte selbst die Versetzung der Versammlung nach Tours verlangen, wohin ihr die Regierung folgen sollte; der König aber blieb noch immer unschlüssig wegen der Flucht nach Metz, auch war der Schatz so entblöst, daß selbst die Mittel zu derselben fehlten. Man ließ den Monarchen am 4. October noch die Unvorsichtigkeit begehen, durch eine Botschaft der National-Versammlung anzukündigen, daß er die Bestätigung über Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers, bis zur Beendigung der Verfassung verschiebe; eine Botschaft, die viele Deputirte in eine Art von Wuth und Raserei versetzte. Mirabeau verlangte, daß noch denselben Tag eine Deputation dem König andeuten sollte, daß er die Bestätigung nicht länger verschieben könne. Dieser Antrag wurde gebilligt; die Gemüther erhitzten sich, man sprach von dem Frühstück der Garde du Corps, wie von einer Verschwörung gegen die Freiheit, gegen die noch zu beendigende Verfassung und gegen die Nationalversammlung. — Mirabeau ließ allerlei mysteriöse und zweideutige Worte entschlüpfen. — Die Royalisten riefen ihm zu: daß er sich deutlich erklären und diese Verräther und Schuldigen nennen solle. „Ich bin bereit, es zu thun," antwortete er, „sobald man erklärt haben wird, daß, außer dem Monarchen selbst, Niemand mehr unverletzbar ist." — Das hieß sehr deutlich die Königin bezeichnen, deren Namen er mit leiser Stimme, so wie den des Herzogs von Guiche nannte.

Einige junge Leute hatten die Unbesonnenheit begangen, sich mit schwarzen Cocarden auf den Promenaden von Paris sehen zu lassen. Dieses Zeichen der trauernden Monarchie hatte das

Volk wüthend gemacht, und wenig fehlte, daß sie nicht Berthier's und Foulon's Schicksal erlitten; man verbreitete zu gleicher Zeit, daß die Garde du Corps und das Regiment Flandern ebenfalls die schwarze Cocarde aufgesteckt hätten. — Die ehemaligen französischen, nun der Nationalgarde einverleibten Garden, hatten ihrem Befehlshaber Lafayette schon mehreremale den Entschluß kund gemacht, nach Versailles zu marschiren. Dieser drückte deßhalb seine Unruhe in einem Schreiben an den Grafen von Estaing, den ehemaligen Gefährten und Nebenbuhler seines Ruhmes im americanischen Kriege, aus, dem der Hof das Commando über sämmtliche Truppen und die Nationalgarde von Versailles anvertraut hatte. —

Nie war der Mangel an Lebensmitteln zu Paris größer gewesen, als gerade in diesem critischen Augenblick. Das Volk klagte den Hof, und die Royalisten die Orleans'sche Partei an, obschon des Herzogs zerrüttete Vermögensumstände gewiß nicht im Stande waren, ein so ausgedehntes Erkaufungs- und Bestechungssystem, wie ihm mehrere Memoiren zur Last legen, auszuführen; auch sind die Beweise deßhalb sehr seicht, denn der Grund dieses Mangels lag eigentlich in den, durch die Revolution herbeigeführten Umständen.

Den 5. October Morgens war bei den Bäckern der bevölkertsten Stadtviertel kein Brod mehr zu haben. Noch ehe der Tag anbrach, schrien viele Weiber, wie verzweifelt, um Brod, indem sie durch die Straßen liefen. Bald bildeten sie einen dichten Haufen, der jede Minute durch feile und öffentliche Dirnen anwuchs; selbst Damen von Rang und großen Reichthümern, sogenannte Salons-Damen, die entweder einer gewissen Partei angehörten, oder von einem wilden Patriotismus angetrieben wurden, mischten sich unter sie; mehrere, als Fischerweiber ver-

kleidet, schrien gleichfalls wie rasend um Brod, stießen Schmähungen und Verwünschungen aus; ja sogar als Weiber verkleidete Männer, deren Bärte, Wuchs und Haltung aber ihr Geschlecht verriethen, sah man unter ihnen. Lieder, die zum Aufruhr und Mord ermuthigten, wurden abgesungen, denn jeder Aufstand war immer mit Singsang begleitet, und das beliebte: „Ah ça ira, ça ira, ça ira! les aristocrates à la lanterne“ wurde von den blutdürstigsten Cannibalen der Revolution bei jeder Gelegenheit abgebrüllt. —

Diese tollen Haufen eilten nun mit unbeschreiblicher Schnelle nach dem Rathhause, wo die Stellvertreter der Gemeinde noch nicht versammelt waren, und von der bevorstehenden Gefahr nichts zu ahnen schienen. Die Nationalgarden, welche daselbst die Wache hatten, leisteten einen sehr schwachen Widerstand. „Es sind ja nur Weiber,“ sagten sie, „die der Hunger herbeiführt; deren Blut zu vergießen, würde uns zu ewiger Schande gereichen.“ Bald sind die Glieder der Wachen durchbrochen, und das Rathhaus eingenommen, wo man sich in den Besitz von 800 Gewehren setzt, so wie noch anderer Waffen und dreier Kanonen, die man daselbst vorfindet, und welche die wirklichen und angeblichen Weiber mit vieler Geschicklichkeit fortziehen.

Einen Geistlichen, den Abbé Lefebvre, dem sie begegnen, und der ihnen verdächtig war, verurtheilen sie sogleich in einem Saal des Rathhauses zum Strang, und vollziehen das Urtheil augenblicklich. Man hängt ihn an einem Strick auf, hält ihn für todt, und der Haufen zieht weiter. Eines der Weiber, in dessen Busen sich noch ein Gefühl von Mitleid regt, kommt zurück, findet den Geistlichen noch am Leben, und schneidet den unglückseligen Strick ab. Auch einem Bäcker hatte man gleiches Schchicksal zugedacht, doch gelang es dem muthigen Gouvion, Major der Nationalgarde, ihn

zu befreien. Jetzt ertönte das Geschrei: „Auf, laßt uns nach Versailles marschiren!“ mit welchem man zugleich die abscheulichsten Verwünschungen, und so empörende Drohungen gegen die Königin, ja sogar gegen den König, verband, daß selbst die Wahrheit, welche die Geschichte verlangt, uns nicht bestimmen kann, sie zu wiederholen. Zu den Weibern hatten sich nun jene furchtbaren Mordgesichter, sämmtlich Aufrührer, Vagabunden und Banditen, gesellt; unter all' diesem Gesindel befanden sich aber auch viele angesehene und wohlhabende Bürger. Einen abenteuerlichern und buntern Zug hatte man noch niemals gesehen. — „Wir wollen die Beschreibung der schändlichen Einzelheiten jener Orgien, die dabei vorfielen, dem Gerichtsschreiber des Chatelet überlassen,“ sagt Lacretelle, „und aus der Geschichte kein Buch machen, vor dem die Schamhaftigkeit zu erröthen hat.“

Wehe den Frauenzimmern, welchen diese Rasenden begegneten; man schleppte sie mit Gewalt mit sich fort, und führte sie in Weinschenken, wo man, nach Brod sich sehnend, sich berauschte, und alle erdenklichen Excesse beging.

Lafayette kam zu spät, um die Plünderung des Rathhauses und die Abreise der bewaffneten Weiber nach Versailles zu verhindern. Selbst gegen ihn und Bailly hatte man Drohungen ausgestoßen. Vergeblich widersetzte er sich dem Ausmarsch dieser Horden, denen das Volk, die Nationalgarden und die ihr einverleibten französischen Garden zu folgen verlangten; weder seine Popularität, noch seine außerordentlichen Bemühungen, noch seine Drohungen, konnten über die Hartnäckigkeit der Menge, die fest auf ihrem Plan bestand, triumphiren. Maillard, einer der freiwilligen Bastillenbestürmer führte die Weiber an; ein junges schönes Mädchen hatte sich einer Trommel bemächtigt, und, Straße auf Straße ab, den Generalmarsch und Sturmschritt so

gut geschlagen, als es ihr möglich war, um noch mehrere Gefährtinnen zusammen zu trommeln. — Weiber läuteten die Sturmglocken, Weiber hatten das Rathhaus erstürmt und eine Execution vollbracht; Weiber marschirten mit gefällten Bajonetten und Piken nach Versailles. Lafayette hatte sich nach dem, von den Aufrührern wieder verlassenen Rathhause begeben, schrieb Briefe, fertigte Depeschen ab, verlangte von den Vorständen der Gemeinden Instructionen u. s. w. Während dieser Zeit hatten sich freiwillige Bastillenstürmer, so wie andere aus dem Volke und der Nationalgarde eingefunden; man drohte ihm und dem Gemeinderath, und er war öfters sogar in Lebensgefahr. Endlich umringte ihn ein Haufen französischer Grenadiere; einer aus ihrer Mitte trat hervor, und hielt eine Rede, deren Verwegenheit und Kaltblütigkeit staunen machten:

„Mein General," sagte er, „wir sind die Abgeordneten von sechs Grenadier-Compagnien. Wir glauben nicht, daß Sie ein Verräther sind, aber wir glauben, daß die Regierung Sie verräth. Es ist Zeit, daß dieses Alles ein Ende nimmt. Wir können unmöglich unsere Bajonette gegen die Weiber gebrauchen, welche Brod von uns verlangen. Entweder treibt das Comité der Lebensmittel Unterschleife, oder es ist unfähig, das ihm anvertraute Geschäft zu verwalten; in beiden Fällen muß ein anderes ernannt werden. Das Volk ist unglücklich und elend, die Quelle dieses Elends hat ihren Sitz zu Versailles. Man muß den König holen und nach Paris führen. Man muß das Regiment Flandern und die Gardes du Corps über die Klinge springen lassen, weil sie sich unterstanden haben, die National-Cocarde mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, die Krone zu tragen, so lege er sie nieder. Wir wollen seinen Sohn krönen, eine Regentschaft ernennen, und Alles wird anders werden."

Lafayette weigerte sich lange, das Begehren der Grenadiere zu erfüllen; aber das Volk, welches aus den Vorstädten herbeiströmte, erfüllte den Platz vor dem Rathhause mit dem Geschrei: „Brod her! Nach Versailles! Laßt uns den König holen! Wir wollen, daß der General an unserer Spitze marschire, oder sterbe!“ Zu ihnen gesellten sich auch noch die französischen Garden, welche, mitten unter ihren Drohungen, doch immer noch einige Beweise von Anhänglichkeit an den General blicken ließen. Dadurch sah sich dieser endlich veranlaßt, die Vorsteher der Gemeinde um eine Entscheidung zu bitten, die sie ihm auch mit folgenden Worten ertheilten: „Auf die Vorstellung des Herrn commandirenden Generals, so wie die Umstände und das Verlangen des Volkes erwägend, denen zu widerstehen unmöglich ist, ermächtigt und befiehlt die Municipalität dem Herrn General, sich nach Versailles zu begeben.“

Nachdem Lafayette diesen Befehl erhalten hatte, suchte er diejenigen unter den Bürger-Compagnien aus, welche er besser gesinnt, und am tauglichsten glaubte, Unordnungen und Verbrechen zu verhindern, welche man im Schilde führte. Gegen Abend setzte sich diese Armee in Bewegung, von den Lanzenmännern aus allen Vorstädten umgeben. Die Nationalgarden beobachteten ein dumpfes Schweigen, und hatten ein düsteres, nachdenkendes Aussehen. Die Einen betrachteten Lafayette als ihren Anführer, die Andern fast mehr als ihren Gefangenen. Viele Stimmen riefen ihm bei'm Ausmarsche zu: „Bringen Sie uns den König mit!“ Einige Personen näherten sich denen, die am niedergeschlagensten aussahen, und flüsterten ihnen zu: „Rettet den König, rettet die Königin!“ Das Heer hatte im Ganzen ein sehr zweideutiges und finsteres Aussehen. Es entführte gleichsam seinen General mit Gewalt, um ihn zu zwingen, den König ebenfalls mit Gewalt zu entführen.

Zu Versailles erfuhr man nur nach zehn Uhr des Morgens, was in Paris vorging. Mirabeau verlangte von dem, gegen den Willen des Palais-Royal erwählten Präsidenten, daß er sich zum Könige verfügen, und ihm sagen solle: er möge sogleich seine unbedingte Zustimmung geben, weil ganz Paris im Anzuge sey, und Alles niedermachen wolle. — Mounier äußerte: „Das ist gut, sie sollen uns todtschlagen, aber Alle, ohne Ausnahme, dann hat der Staat gewiß gewonnen.“ — Mirabeau erwiederte: „Auf meine Ehre, der Einfall ist nicht übel,“ und ging an seinen Platz zurück. Um drei Uhr Nachmittags wurde endlich beschlossen, daß sich eine Deputation zum Könige begeben sollte, um seine unbedingte Einwilligung zu fordern; aber in dem Augenblicke, als sie abgehen will, meldet man eine Deputation der Pariser Weiber-Armee. Diese, von dem Raubgesindel begleitet, hatte zwar Paris schon um neun Uhr des Morgens verlassen, sich aber unterwegs theils in Kneipen und Schenken aufgehalten, theils ließen sie erst die Brücken von Sevres und Saint-Cloud untersuchen, von denen man ihnen gesagt hatte, daß sie unterminirt seyen.

Zwischen eilf und zwölf Uhr hatte man zu Versailles die Gewißheit von dem Aus- und Anmarsch dieser modernen Amazonen und Bacchantinnen erhalten; man schlug den Generalmarsch, und gab das Zeichen zum Aufsitzen. Dreihundert Gardes du Corps, die Garden Monsieur's und des Grafen Artois, das Regiment Flandern, die Dragoner, Jäger und mehrere Compagnien der Nationalgarde, stellten sich in Schlachtordnung auf dem Waffenplatze auf. Alle Gitter des Schlosses wurden sorgfältig verriegelt. Alle diese Maßregeln wurden in der größten Eile vollzogen, weil man so spät erst bestimmte Nachricht aus Paris erhalten hatte, wo die Polizei außer Wirkung gesetzt worden war. Drei oder vier königlich Gesinnte hatten nicht ohne

Lebensgefahr diese Schreckensnachricht hinterbracht, indem sie sich durch das heranziehende Heer schleichen mußten. Der Graf von Saint-Priest hatte durch sie die erste Anzeige von der Absicht, daß man das Schloß stürmen wolle, erhalten. Der König war um eilf Uhr auf die Jagd gegangen, und hatte nur eine schwache Begleitung bei sich. Der Marquis von Cubiere nahm es über sich, ihm den Brief des Herrn von Saint-Priest zu überbringen. Der Minister hatte die Gefahr vermindert, oder vielleicht kam sie dem Könige selbst anfänglich nicht so groß vor. „Man schreibt mir," sagte er, „daß ein Haufen Weiber nach Versailles komme, um Brod zu verlangen; wissen sie denn nicht, daß ich gerne mein letztes Stück mit ihnen theilen würde?" Nachdem er einen Augenblick unschlüssig war, sagte er: „Laßt uns diesen Weibern entgegenreiten" — und in schnellem Trabe ging es Versailles zu. Cubiere und noch mehrere aus seinem Gefolge, hierüber erschrocken, stellten ihm die Größe der Gefahr und die ganze Wahrheit der Pariser Bewegungen vor. Sie meinten, man müsse die möglichst größten Streitkräfte versammeln, oder sich nach dem Schlosse Rambouillet zurückziehen. „Ich will mich nicht vor Weibern zurückziehen," sagte der König. — Als er sich Versailles näherte, und gar keine Vorkehrungen sah (denn man hatte noch keine getroffen), glaubte er, daß die Gefahr nur eingebildet oder wenigstens sehr übertrieben gewesen sey. — Man hätte die Schweizer von Ruel oder Courbevoie kommen lassen können, auf deren Muth und Treue man sich verlassen konnte; allein Estaing, der die Truppen zu Versailles befehligte, handelte nicht, und war dagegen. Niemals sah man in einem so kritischen Momente Jemand in größerer Verlegenheit als den Grafen Estaing, der sonst als so muthig bekannt war; er schien sich vor Lafayette's Genie zu fürchten, der seinerseits wieder jenes der Menge fürchtete. —

Zwei, von Estaing an die Königin geschriebene Briefe, welche wir mitgetheilt haben, und wovon die Concepte nach seinem Tode (er wurde guillotinirt) unter seinen Papieren gefunden wurden, geben einiges Licht über sein Benehmen, so wie über die beabsichtigte Contre-Revolution und Flucht nach Metz. —

Die erste Sorge der, durch die Vorkehrungen, welche sie auf dem Waffenplatze antrafen, bestürzten Weiber war, sich in die Nationalversammlung zu begeben. Zuerst will man nur eine Deputation an dieselbe schicken, an deren Spitze sich Maillard befindet, den sie zu ihrem General ernannt haben, jetzt aber wollen Alle in den Versammlungssaal; sie werfen die schwachen Barrieren über den Haufen, und stürzen drunter und drüber in denselben. Maillard spricht von dem sie verzehrenden Hunger, während mehrere unter ihnen halb trunken sind. Er klagt die Aristokraten, diejenigen der Deputirten, welche Verräther seyen, die Regierung, die Gardes du Corps, welche die Cocarde des Vaterlandes mit Füßen getreten haben u. s. w. an. „Noch heute," sagt er, „hat man einem Müller 200 Franken geboten, wenn er nicht mahlen wolle." — „Nennen Sie," erwiederte man ihm, „die Urheber dieser schändlichen Umtriebe." — Er besinnt sich einen Augenblick, und nennt dann den Erzbischof von Paris. Bei diesem verehrten Namen erhebt sich von allen Seiten ein Geschrei des Unwillens gegen den Verläumder. Er scheint einen Augenblick bestürzt, aber bald verdoppelt sich seine Unverschämtheit; er bedroht die Verräther, welche, wie er sagt, in dieser Versammlung sitzen, und wirft seine Blicke auf den Präsidenten Mounier, auf Malouet, Lally, Clermont-Tonnère und Virieu; denn diese Deputirten standen gewöhnlich auf den täglichen Proscriptionslisten des Palais-Royal oben an, weil sie das Vorhaben der Orleans'schen Partei kannten, und ihr ent-

gegen arbeiteten. Beinahe eine Stunde währte dieser Scandal in der Versammlung. Die Weiber nahmen Platz auf den Bänken der Deputirten, und sagten zu dem Einen: „Jetzt sprich," zu dem Andern: „halt's Maul." Jetzt umarmten sie den, welchem sie den Augenblick vorher mit der Laterne gedroht, und küßten jenen, nachdem sie ihn weidlich geschimpft hatten. Ihr Sprecher Maillard hörte nicht auf, zu wiederholen. „Helft uns, befriedigt uns, oder es muß Blut fließen!" Man faßte nun einen Entschluß, der ganz dazu geeignet schien, sie zu beruhigen. Der Präsident wird beauftragt, sich mit einer Deputation zum Könige zu begeben, um diesem die Leiden seines treuen Volkes in der Stadt Paris zu schildern. Nun wollen die Weiber sich an die Deputation anschließen. Endlich bringt man sie dahin, daß nur zwölf aus ihrer Mitte die Abgeordneten begleiten sollen. Man begibt sich nach dem Schlosse, und die Weiber führen sich am Arme der Deputirten. Der König nimmt sie an. — Als sie die Schwelle des Pallastes betraten, schien es, als ob sie ihre bisherige Wildheit und Ausgelassenheit mit einemmale verlassen habe: vielleicht waren es auch gerade die bescheidensten, welche man zu dieser Sendung ausgesucht hatte. Als sie vor den König kamen, schien sie dessen Herzensgüte zu rühren; die Frechheit, mit welcher sie sich in der Nationalversammlung benommen hatten, war fast in Verlegenheit übergegangen; sie wagten es nicht, sich über den Brodmangel und den Getreideaufkauf zu erklären und zu sagen, wem sie deßhalb die Schuld gaben. Der König zeigte sich bei ihren Leiden und Klagen sehr theilnehmend. Ein junges, hübsches Mädchen von 17 Jahren, niedlich gewachsen, welches das Wort geführt hatte, wurde während dieser Unterredung unwohl; der König nahte sich demselben, und ließ ihm Hülfe und Erfrischungen reichen. Die Sprecherin trank aus einem vergoldeten Silberbecher, den ihr vornehme

Leute darreichten, und rief, als ihr wieder besser wurde: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ Als sie dem König die Hand küssen wollte, umarmte sie derselbe. — Die zwölf Weiber stiegen ganz entzückt die Stufen des Schlosses herab, indem sie unaufhörlich: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ schrien.

Hierüber geriethen ihre Gefährtinnen, die ihre Rückkehr erwarteten, in Wuth, und wollten sie erwürgen, aber die Gardes du Corps warfen sich zwischen sie, und retteten sie aus den Klauen derer, die sie abgesandt hatten; sie bringen die Weiber wieder zum König zurück, der es ihnen schriftlich gibt, daß er für die Verproviantirung der Stadt Paris sorgen wolle, und sie in seinem Wagen wegfahren läßt, um die Einwohner dieser Stadt zu beruhigen.

Indessen sah Mounier mit jedem Augenblicke die Gefahr sich vergrößern, und indem er die Meinungen, die er bis jetzt so hartnäckig vertheidigt hatte, dem Wohl des Königs zum Opfer brachte, beschwur er diesen, alle Beschlüsse des 4. Augusts, ohne Weiteres, anzunehmen, und die 19 schon decretirten Artikel der Constitution zu bestätigen.

Außerhalb wurde das Geschrei immer wüthender und blutgieriger. Die Königin hörte unter ihren Fenstern die gräßlichsten Verwünschungen und Schmähungen; unter dem Absingen der ausgelassensten und wildesten Gassenlieder verlangte man ihren Kopf.

Auf dem Waffenplatz war das Zeichen zum Morden schon gegeben. Hier standen die Leibwachen im Verein mit den andern Truppen, die aber unglücklicherweise der königlichen Sache nicht so zugethan waren, wie die Ersten. Ein Mensch, in der Uniform der Nationalgarde, bemerkt eine Lücke zwischen den Pferden, und stürzt sich, mit dem Säbel in der Hand, unter dieselben;

ihm folgen sogleich zehn Weiber. Dieses rasende Beginnen und das damit verbundene, wüthende Geschrei hatte die Pferde scheu gemacht, und Unordnung in die Glieder gebracht. — Der Marquis von Savonnières und zwei andere Officiere der Garden hauen mit der Klinge auf den Eingedrungenen, er entwischt, die Officiere setzen ihm nach; allein die Officiere von der Nationalgarde lassen Feuer auf diejenigen geben, mit denen sie noch vor fünf Tagen bei dem Feste Kameradschaft getrunken und geschworen hatten, für den König zu sterben. Savonnières wird gefährlich am Arme verwundet, man trägt ihn zurück; seine Officiere sind wüthend, aber er beschwört sie, nicht zu vergessen, daß sie die königliche Familie zu beschützen und zu vertheidigen haben.— Einige Tage darauf starb er an den erhaltenen Wunden.

Bald erhalten die Garden Befehl, sich vor dem Schlosse aufzustellen. Das zweideutige Benehmen des Regiments Flandern war die Ursache dieser Ordre. Die Soldaten desselben hörten ihre Officiere nur mit verächtlicher Kälte an, begannen Gespräche mit dem Volke, ließen Mädchen und Weiber in ihre Reihen treten, und schienen das Geschrei der Aufwiegler, besonders die Reden der schönen und grausamen Amazone Thèroigne von Méricourt mit Wohlgefallen zu hören. Man hat sogar behauptet, aber nicht erwiesen, daß Mirabeau, mit dem Degen in der Hand, durch Glieder gelaufen sey, und die Soldaten aufgefordert habe, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen, das ihre Brüder seyen, sie nähre und bezahle, um es zu schützen, nicht aber zu unterdrücken.

Der Rückzug der Garden geschah mit vieler Ordnung; allein das Volk, welches darin ein Zeichen seines Sieges erblickte, verfolgte sie mit Steinwürfen und Flintenschüssen. Ohne die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit so vieler, in den Waffenübungen ganz unerfahrner Männer und Weiber würde die Compagnie

Noailles und die schottische Compagnie ganz vernichtet worden seyn, da sie fortwährend der größten Gefahr ausgesetzt waren. Letztere hatte nur den Namen: die Schottische, bestand aber aus lauter Franzosen. — Mehrere Gardisten waren verwundet; fast Allen aber hatten die Flintenkugeln die Röcke durchlöchert. Die Nationalgarde von Versailles war auch hierbei thätig gewesen, und hatte mit den Verfolgern gemeinschaftliche Sache gemacht; doch war noch der größere Theil dem Könige ergeben geblieben. Aber Lecointre, ein reicher Privatmann aus dieser Stadt, haßte den Hof, und suchte diesen Haß allen seinen Mitbürgern mitzutheilen, was ihm bei Vielen gelang; Andere hingegen blieben in der Sache unthätig, und seufzten heimlich über die Gefahr, welche der königlichen Familie und ihrer Stadt drohte. Einige unter ihnen schlichen sich heimlich zu den Garden, und warnten sie, indem sie ihnen sagten, daß man den Entschluß gefaßt habe, sie Alle umzubringen. Der Graf Estaing beschwur sie, sich ganz ruhig zu verhalten, indem er ihnen zurief: daß man so eben auch auf ihn selbst gefeuert habe. — Um seine Garden zu retten, willigte der König in das Verlangen der Deputation der Nationalversammlung unbedingt ein, was ihm aber unter den eingetretenen Umständen nicht mehr als Verdienst angerechnet wurde, und so hatte er auch dieses Opfer der königlichen Autorität vergeblich gebracht. Einige Stunden vorher hatte er gesucht, dieser neuen Herabwürdigung seiner Gewalt zu entgehen, indem er sich mit seiner Familie nach dem Schlosse Rambouillet begeben wollte, um dadurch der Ankunft Lafayette's und der Pariser Armee aus dem Wege zu gehen, die er mehr als diese wilden Weiberhorden und alles übrige Raubgesindel fürchtete; allein es war nicht mehr möglich gewesen. Zuerst zweifelte er noch an des Generals Abmarsch von Paris, aber die besser unterrichtete Königin benahm ihm allen Zweifel. — Als er sagte: „Wir müssen überlegen,"

fiel sie ihm mit den Worten ein: „Nein, wir müssen handeln.“ — Ein Officier schlug vor, vier Kanonen vor dem Schlosse aufzuführen. Der König aber konnte den Gedanken eines großen Blutvergießens nicht ertragen, und Estaing's eingetretene bedenkliche Paralisis war nicht geeignet, große Wirkung von solchen Maßregeln zu erwarten. — Der König gab Befehl, daß man zwei Wagen an dem Gitter der Orangerie bereit halten solle; aber das Versailler Volk bemerkte es, und begab sich in Masse dahin, um ihre Abfahrt zu verhindern. Gegen sieben Uhr Abends hatten sich die Haufen an diesem Orte merklich vermindert. Der Marquis Cubiere erhielt vom Könige den Auftrag, dem Grafen Estaing zu bedeuten, er möge den Rest dieser Leute durch starke Streifwachen auseinander jagen. Dieser schützte die Unmöglichkeit des Gelingens vor, und weigerte sich, dem Befehl des Königs zu gehorchen. Die Wagen wurden wieder abgefahren; noch wäre die Flucht durch den Park möglich gewesen, allein der König wollte, daß die Königin mit ihren Kindern, und zwar ohne ihn, entfliehen sollte. Diese aber sagte muthig und entschlossen: „Nichts kann mich dazu bringen, den König in diesem Augenblicke zu verlassen.

Die Nationalversammlung hatte ihre Sitzungen aufgehoben gehabt, und sich erst um sieben Uhr Abends wieder versammelt. Der Präsident Mounier kündigte ihr an, daß der König alle Beschlüsse des 4. Augusts, die 19 Artikel, und die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers unbedingt angenommen habe. Einer gewissen Partei schien das sehr ungelegen zu kommen, weil es die projektirten Mordthaten verhindern konnte. Man fuhr fort, die Gardes du Corps, welche man einzeln oder in zahlreichen Haufen antraf, zu verfolgen. Einer von ihnen, Moucheton, sollte eben das Opfer der Lanzenmänner und der besäbelten, in Tigerinnen verwandelten Weiber werden, als es einem Officier der

Nationalgarde gelang, ihn zu retten, indem er dem rasenden Haufen sagte: „Ja, Ihr habt Recht, sterben muß er, aber er muß vorher gerichtet werden, damit man nicht sagen kann: man habe ihn ermordet; richtet ihn auf der Stelle." Diesen Worten schenkten Alle ihren Beifall; man bildete sogleich ein Kriegsgericht, an dessen Spitze ein hübsches, junges Weib als Präsident stand, eine alte Jungfer den Rapporteur und ein fünfzehnjähriges Mädchen den Vertheidiger machte.

Während sie das sonderbare Gericht in einem Kreise, mitten auf der Straße sitzend, halten, und ihn zum Tode verurtheilen, gelingt es dem Officier, Moucheton verkleidet aus der Wache entschlüpfen zu lassen. Jetzt wirft sich ihre ganze Wuth auf den Befreier, aber auch diesem gelingt es, von dem Muthe einiger seiner Kameraden unterstützt, sich durch die Flucht zu retten. Nun bleibt ihnen nichts mehr übrig, als das Pferd des Gardisten; an ihm vollziehen sie das Todesurtheil, kochen, braten und verzehren es, wozu sie nicht der Hunger, sondern die Lust trieb, das ihnen entgangene und beabsichtigte Fest durch ein anderes zu ersetzen.

Mehrere Gardes du Corps waren in ihren Ställen blokirt. Der König, mehr für die Sicherheit seiner Diener, als für seine eigene Person besorgt, hatte eine Compagnie zu Trianon gelassen; eine andere hatte von selbst den Weg nach Rambouillet eingeschlagen, in der Hoffnung, daß sich die königliche Familie während der Nacht dahin begeben werde. Die Schweizer-Garden, welche nach Versailles hätten kommen sollen, erhielten Gegenbefehl. Alles war in Verwirrung und Unordnung, welche die, jeden Augenblick erwartete Ankunft der Pariser Armee noch vergrößerte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ballspielhaus zu Versailles.

Folgende Veranlassung machte dieses zum Sitz der Nationalversammlung.

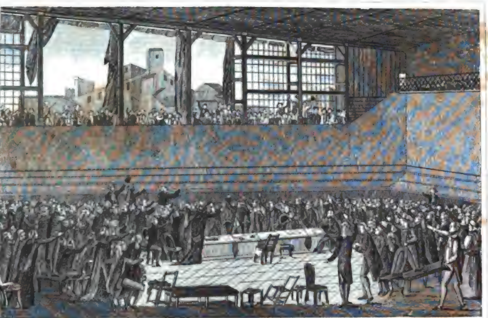
Ueber dem Streit, wie die Stimmen gesammelt werden sollten, nach Ständen, oder einzeln, Mann für Mann, kam man nie zu den eigentlichen Berathschlagungen. Indessen entschied allerdings die Art der Stimmensammlung hier über das Ganze, denn im ersten Falle blieb der Sieg gewiß dem Adel und der Geistlichkeit, im zweiten eben so zuverlässig dem dritten Stande. Wen kann es noch wundern, daß beide Parteien mit unnachläßlicher Hartnäckigkeit ihren Vorschlag verfochten? Vergebens schrieb der König an die verschiedenen Kammern, welche er hier zum Erstenmale selbst National-Versammlung nannte, vergebens ließ er sich zu Bitten herab, den Sturm zu beschwören, die Erbitterung wuchs, und endlich behauptete der Bürgerstand am 17. Junius auf Sieyes Antrag: Daß er allein das Volk repräsentire und also allein die Nationalversammlung bilde.

Nun war der Augenblick da, in welchem Geistlichkeit und Adel sich schnell zum Oberhause dieses neuen Parlaments bilden und durch eine Constitution, nach dem Vorbilde der englischen, den König und den Staat retten konnten, aber uneinig unter sich selbst, ließen sie ihn entschlüpfen und Frankreich sank.

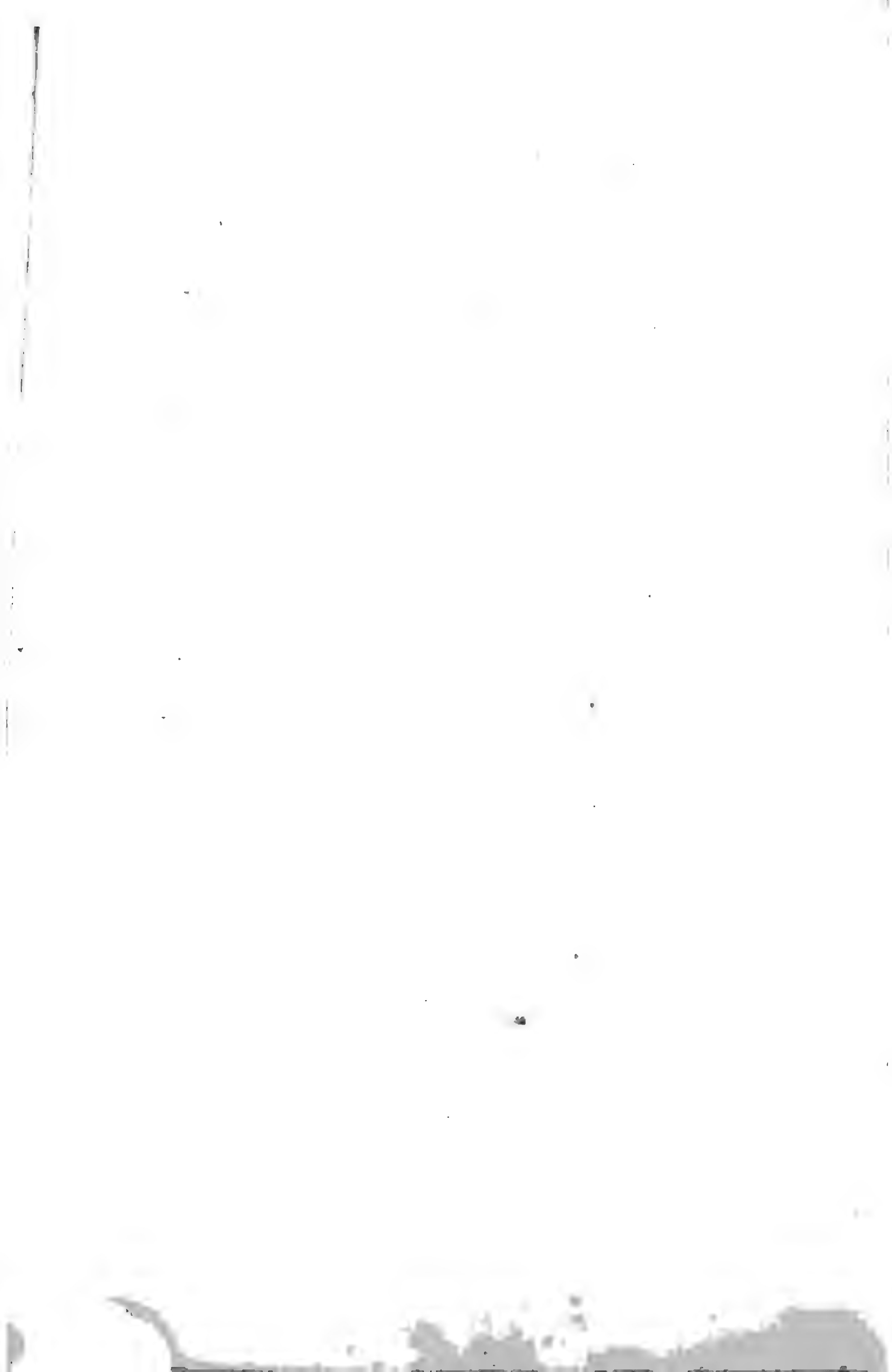
Ein Theil der beiden ersten Stände vereinigte sich mit dem Dritten, welcher nun, indem er wirklich aus allen drei Ständen bestand, sich mit dem höchsten Scheine des Rechtes als Nationalversammlung constituirte, in Bailly einen Präsidenten ernannte



VERSAILLES



DAS BALLSPIELHAUS ZU VERSAILLES



und nach abgenommenem Eide sogleich die Berathschlagungen begann.

Dieser Schlag war zu schmerzlich und zu entscheidend für den hohen Adel und die Prälaten, und sie mußten Alles wagen, um die Sitzungen dieser Nationalversammlung zu hindern, aber die Maßregeln, welche sie ergriffen, beschleunigten nur ihren eignen Sturz.

Der König, voll tiefen Schmerzes über die düstern Ansichten in Frankreichs Zukunft, hatte Versailles verlassen, um sich in dem ruhigern Marly zu erholen. Diese kleine Reise benutzten Geistlichkeit und Adel, und umstellten den Versammlungssaal mit Wachen, welche die Deputirten der Nationalversammlung zurückweisen mußten. Als diese sich nun einfanden, und den neuen Befehl hörten, bemeisterte sich ihrer grenzenlose Wuth, mit wildem Geschrei eilten sie zurück, und durch die Straßen, immer mehrte sich ihre Zahl durch Neuangekommene, der Pöbel umkreis'te sie, und so drangen sie in das Haus des Ballspieles, wo sie schnell ihre Sitzung eröffneten.

Ihre Ansichten von Volksglück, die Beleidigung, welche sie erlitten, das Gefühl ihrer Kraft, das Zujauchzen der Menge, gekränkter Stolz, Vaterlandsliebe und Rache steigerten ihren Enthusiasmus auf eine schwindelnde Höhe; man drängte sich um den Präsidenten, man vermaß sich, eher zu sterben als zu weichen, und als Bailly den Eid forderte, nicht eher sich zu trennen, bis die neue Konstitution vollendet sey, sah man bejahrte, ehrwürdige Männer auf Bänke und Stühle springen, um ihren Beifall zu geben.

Die Gruft zu St. Denis

ist in der ehemaligen reichen Abtei in der Vorstadt dieses Namens, nördlich von Paris. Hier war das Erbbegräbniß der Könige von Frankreich nebst einem großen Kirchenschatz. Im Jahr 1793, den nämlichen Tag, an dem der Konvent die Königin in Untersuchung versetzte, verordnete er durch das Organ Barrere's die Vernichtung der Gräber zu St. Denis. Auch nicht eine Stimme erhob sich, nicht einmal im Namen der schönen Künste gegen die Verwüstung, welche man im Reiche der Todten vornahm. Man mußte die kräftigsten und wirksamsten Zerstörungsmittel hervorsuchen, um die Gewölbe dreier Dynastieen zu vernichten. Die Könige von Frankreich hatten zwar nicht wie die von Egypten ungeheuere Pyramiden errichtet, um ihren Staub vor der Vergänglichkeit zu schützen. Allein zwischen Eisengittern, Umfassungen von sehr starken Mauern und Bildsäulen, die auf dicken und breiten Mausoleen standen, mußte man in diese unterirdischen Gewölbe dringen. — Erst den 30. October waren diese ungeheuern Arbeiten, die man mit dem 5. August begonnen hatte, vollendet. Aus einigen Gräbern entstieg eine solche Fäulniß, daß mehrere Arbeiter das Opfer derselben wurden. Mehrere Körper waren nur noch Asche oder Skelette, andere schienen eben erst den Tod erlitten zu haben. Heinrich IV. zeigte sich den Streichen der Arbeiter fast so, wie er sich denen des Ravaillac gezeigt hatte. Ludwig XIV. war ganz schwarz geworden. Die Soldaten und Jakobiner, welche das Neue dieser



DAS INNERE DER GEWÖLBER V. St DENIS



VINCENNES AM 28 FEBRUAR 1791

Schauspiele herbeigezogen hatte, spielten wie Shakespeare's Todtengräber mit diesen Ueberbleibseln irdischer Größe, indem sie sich die Hirnschädel oder das Herz des heiligen Ludwigs, oder Karls V., oder Ludwigs XII. oder Franz I. zuwarfen. „Passet auf," schrieen sie, „hier ist der Kopf, das Herz des Tyrannen!" Mönche, welche mit der Bewachung dieser Gräber beauftragt waren, folgten gleich Gefangenen dem Zuge der Arbeiter und begleiteten zum letzten Male betend diese merkwürdigen Ueberreste, die man untereinander oder zerstreut in ein gemeinschaftliches Loch warf, das man auf dem Kirchhofe zu St. Denis gegraben hatte. Die Minister und Generale, welche die Könige als Begleiter in ihre letzte Behausung verlangt hatten, wurden ebenfalls nicht geschont und man ging mit den Ueberresten eines Turenne und Duguesclin nicht besser als mit denen der Monarchen selbst um.

Das Schloß zu Vincennes.

Eine Stunde von Paris ist das Schloß und der Park von Vincennes. Neben dem neuen Pallaste, der öfters der Sommeraufenthalt der königlichen Prinzen gewesen war, thürmte sich die alte Feste kühn empor, die schon seit langen Zeiten als Staatsgefängniß gebraucht wurde, und in der der große Condé zur Zeit der bürgerlichen Kriege gefangen war.

Der Bürgerrath von Paris hatte Befehl gegeben, diesen Thurm auszubessern, weil sich die Gefangenen in der Hauptstadt so häuften, daß die zahlreichen Gefängnisse nicht mehr ge-

nügen konnten. Diesen Umstand benutzten die Jacobiner, um das Volk glauben zu machen, diese zweite Bastille sey bestimmt, bei einer nahen Gegenrevolution als Centralpunkt der aristokratischen Heere zu dienen, um von da aus Paris zu bezwingen.

Der leichtgläubige Pöbel schäumte vor Wuth, und zog in zahlreichen Schaaren nach Vincennes, um das Gebäude niederzureißen, welches so vielen Jahrhunderten getrotzt hatte. Lafayette, immer aufmerksam auf die Volksbewegungen, sandte sogleich mehrere Compagnien der Nationalgarde, von Reuterei und Artillerie unterstützt, dahin. Vergebens widersetzten sich die Bewohner der Vorstadt St. Antoine, die treuen Anhänger der bösen Sache, ihrem Zuge; sie kamen nach Vincennes, als der Pöbel schon mit Niederreißen beschäftigt war.

Der Maire von Vincennes, angethan mit dem Zeichen seiner Würde, der dreifarbigen Schärpe, eilte mit dem Bürgerrathe und dem Militair nach der Burg, und befahl im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs, die thörichte Arbeit zu unterlassen. Folgsam stiegen sie vom Thurme, wurden aber von der Wache umringt und verhaftet.

Das zahlreiche Gesindel, welches von der Nationalgarde vom Schloßhofe verdrängt worden war, wollte indessen die Miliz ihrerseits zu Gefangenen machen, und schloß die Gitterthore, um Zeit zu gewinnen, Hülfe aus Paris zu erwarten.

Ihr Anschlag mißglückte; einige Kanonenschüsse sprengten die Pforten, die Reuterei zerstreute den Pöbel, und siegend zogen die Krieger mit einigen und sechzig Gefangenen nach Paris. In der Vorstadt St Antoine lauerte Verrath, man schoß aus den Häusern auf die Bürger-Soldaten, aber nur Einer wurde getödtet, wenige verwundet und die gute Sache triumphirte.

Begebenheiten zu Versailles aus den Zeiten der Revolution.

(Schluß.)

Die königlich gesinnten Deputirten umgaben den König, und beschworen ihn, sich dieser neuen Gefahr zu entziehen. Der Monarch antwortete: „Man mag das Volk verführen wie man will, man wird es nie zum abscheulichsten der Verbrechen verleiten. Ich will mit ihm sprechen; sehen Sie nicht, daß es nur noch deßwegen aufgebracht ist, weil es glaubt, ich wolle entfliehen?“ So betrog sich dieser unglückliche Fürst immer, weil er, seiner Unschuld und Tugend bewußt, sich nichts vorzuwerfen hatte, und von den Umtrieben von allen Seiten, so wie von den Intriguen seiner Umgebung nicht unterrichtet war. — Der König war durch die Aufrührer mehr beleidigt als bedroht worden; aber für seine Gemahlin war die größte Gefahr offenbar vorhanden. Man versuchte das Mögliche, um sie zu bereden, nach Rambouillet zu entfliehen, und sich so dem beabsichtigten Meuchelmorde zu entziehen. — „Niemals,“ erwiederte die muthige Königin, „niemals werde ich mich von meinem Gemahl und meinen Kindern trennen. Ich habe es wohl vernommen, daß man meinen Kopf verlangt; aber ich bin Maria Theresiens Tochter, und habe von ihr gelernt, den Tod nicht zu fürchten.“ — Als der Deputirte, Präsident Frondeville darauf

bestand, daß man auf jeden Fall Pferde bereit halten sollte, schrieb die Königin folgende Zeilen und übergab sie ihm: „Ich will, daß man zweihundert Pferde in Bereitschaft halte, und zur Verfügung des Herrn von Luxemburg stelle, der sie nach Gutdünken verwenden kann, sobald die geringste Gefahr für den König vorhanden seyn wird; hinsichtlich meiner aber ist dieser Befehl durchaus als nicht gegeben zu achten."

Während die Kugeln um die Fenster des Schlosses sausten, schien die Königin, für welche Jedermann in der größten Angst und Besorgniß schwebte, den ganzen Hof durch ihre Unerschrockenheit und ihren Muth in Schutz zu nehmen. Necker stand mitten im Kreise der, sie umgebenden Höflinge, nachdenkend, unbeweglich, und, wie es schien, von innerm Schmerz zerrissen. Seine Popularität hatte er schnell verloren, und wußte sie weder durch energische Entschlüsse, noch durch kräftige Handlungen zu ersetzen; er hatte nur noch die einzige Hoffnung, daß die Nationalversammlung ihre Sitzung bei dem bedrohten Könige halten würde. Dies war der Wunsch des Monarchen, und sein Herz konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß die Deputirten grausam genug wären, ihm dieses zu verweigern. —

Mounier, Malouet, Lally, Clermont-Tonnere, Virieu, Bischof von Langre, Bergasse, Longuève, Deschamps und Feydel versprachen, die Versammlung zu diesem Entschlusse zu bewegen. Als sie aus dem Schlosse und durch die Menge gingen, hörten sie hier und da die Worte: „Wo mögen die Verräther Lally, Mounier Clermont ꝛc. stecken?"

Als sie in den Versammlungssaal traten, fanden sie die Weiber und ihre Spießgesellen auf den Bänken sitzen; diese unterbrachen alle Augenblicke die Berathungen mit dem Geschrei um Brod. Die Nationalversammlung hatte welches bringen und ihnen austheilen lassen, von dem sie theils aßen, theils aber es

verächtlich wegwarfen. Um die traurige Scene in dieser tragisch-komischen Sitzung vollkommen zu machen, las man auch noch eine Petition der Galeerensclaven von Toulon vor, welche sich zur Vertheidigung des Volkes anboten. Die Menge beklatschte die Vaterlandsliebe der Galeerensclaven; man wagte nicht, etwas dagegen zu sagen, sondern ging gleich zu einer Verhandlung der Criminalgesetze über. — Der Tumult stieg mit jedem Augenblick; nun stand Mirabeau auf, und rief mit lauter Stimme: „Will man uns hier Gesetze vorschreiben? Was wollen diese Weiber?“ Hierauf fuhr er in etwas gemäßigterem Tone fort: „Die Freunde der Freiheit müssen ihre Repräsentanten ehren, oder wir lassen sie hinauswerfen. — Die Weiber klatschten ihm außerordentlichen Beifall zu, fuhren aber zu schreien und zu lärmen fort; wer hätte es auch wohl gewagt, einer Weiberarmee die Mäuler zu stopfen, und das Schwatzen zu verbieten! — Da jede Berathung unmöglich war, so faßte Mounier den Entschluß, sich mit seiner Partei wieder nach dem Schlosse zurück zu begeben.

Es war gegen eilf Uhr Abends, als die Pariser Armee in Versailles anlangte. Eine halbe Stunde von dieser Stadt, im Dorfe Viroflai, hatte Lafayette seine Truppen Halt machen lassen, und sie in einer Rede aufgefordert, der Nation, dem Gesetz und dem König den Eid der Treue zu schwören, der nicht bedingungslos geleistet wurde. Die französischen Garden verlangten, daß sie der König sogleich wieder in seine Dienste nehmen solle. Die meisten hatten gerufen: „Nach Paris mit dem König!“ Dieser Wunsch schien mit dem des Generals übereinzustimmen, und vertrauungsvoll rückte er in Versailles ein. — Sein erster Gang war in die Nationalversammlung, welche er wegen der Gesinnungen seiner Truppen zu beruhigen suchte; von

da begab er sich zum König, und rief diesem, in das Zimmer tretend, zu: „Sire, Ew. Majestät hat keinen treuern Diener als mich." — „Ich glaube es, mein Herr," sagte der König mit einem spöttischen Tone. Lafayette wiederholte die Worte mit noch größerem Feuer, indem er dabei die Hand aufs Herz legte. Er sprach von der Gefahr, die er auf dem Grève-Platze zu Paris ausgestanden hatte; hierauf dauerte die Unterredung noch eine halbe Stunde in's geheim fort. Als sich der General entfernte sagte er zu mehreren Personen, denen er begegnete: „Ich habe ihn zu Opfern beredet, um ihn zu retten!" Dann sprach er, an mehrere Gardes du Corps sich wendend: „Meine Herren, Alles ist in Ordnung; der König erlaubt den ehemaligen französischen Garden, ihren Dienst wieder bei ihm zu versehen, und die Absicht Sr. Majestät ist, daß Sie morgen alle die National-Cocarde aufstecken! Jetzt kamen die französischen Garden, ihren Posten als Sieger einzunehmen, und Lafayette verspricht und hofft, daß Alles ganz ruhig abgehen werde. Man hatte ihm aber nur die Bewachung der äußern Posten des Schlosses anvertraut, die innern wurden durch die Leibwachen und Schweizer versehen. Er suchte nun Jedermann zu beruhigen, und nachdem er dem Hof die Versicherung gegeben, daß derselbe nichts zu fürchten habe, ging er wieder in die Versammlung, wo er dem Präsidenten Mounier sagte, daß er jetzt ohne Gefahr die Sitzung aufheben könne. Es war schon drei Uhr des Morgens, aber die Weiber und ihre Begleiter wollten den Saal nicht verlassen. Einige Deputirten blieben bei ihnen, theils um sie zu beobachten, theils um ihre Wuth im Zaum zu halten. Man ließ ihnen Speisen und Getränke austheilen; Lafayette ging in das Haus des Prinzen von Poix, welches sehr weit von dem Schlosse entfernt war, um der Municipalität von Paris über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen zu berichten. — Ein Theil

der Menge überließ sich nun dem Schlafe, ein anderer dem Trunke und sonstigen Ausschweifungen; aber die beträchtlichsten Haufen hatten sich auf dem Waffenplatze und längs der Zugänge von Paris gelagert, und viele Wachtfeuer angezündet. Eine regnerische und kalte Nacht machte dieses Bivouac sehr unbequem, wodurch der Unwille genährt, und der Aerger noch gesteigert wurde. Andre ließen Schimpfworte und Schmähungen aus den Tabagien und Wachtstuben ertönen, in welchen ihnen die gastfreundlichen Soldaten den Aufenthalt gestatteten. Indessen hörte man in den Straßen Schüsse fallen, es waren aber nur solche, die der Trunk und der Muthwille in's Graue feuerten. Nachdem Lafayette für die Sicherheit des Hotels der Gardes du Corps gesorgt, Alles auf das beste angeordnet, und zahlreiche Patrouillen abgeschickt hatte, warf er sich, nach vier und zwanzigstündiger, herculischer Arbeit, der Aufrichtigkeit seines Heeres vertrauend, auf das Bett, um seine erschöpften Kräfte ein wenig zu sammeln.

Man hat gesagt, daß in dieser verhängnißvollen Nacht der Herzog von Orleans mit seiner Partei eine geheime Zusammenkunft in der Kirche des heiligen Ludwigs gehabt habe; man fügte noch hinzu, daß die Verschwornen um fünf Uhr des Morgens einen Priester kommen ließen, der die Messe lesen mußte, damit Gott ihre Unternehmungen begünstigen und segnen möchte. Diese Behauptungen sind indessen niemals erwiesen worden, obgleich Hue, der ihrer in seinen Memoiren erwähnt, sich auf das Zeugniß eines Pfarrers der Ludwigskirche beruft, und hinzusetzt, daß die Verschwornen mit der größten Ruhe das **Domine salvum fac regem** singen hörten. Als sich Lafayette niederlegte, erwachten gerade die meisten vom Volke, die geschlafen hatten, oder wurden von den Andern geweckt.

Die Leibwachen waren fest und unbeweglich auf ihren Po-

sten. Ihr Major, der Marquis von Aguesseau, war mehrmals vom Könige beauftragt worden, ihnen strenge zu verbieten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. „Versichern Sie Sr. Majestät," hatte einer unter ihnen, Namens Huilier, geantwortet, „daß wir seine Befehle auf das genaueste befolgen, aber dafür auch ermordet werden."

Nach fünf Uhr des Morgens zeigte sich ein zahlreicher Haufen von Männern und Weibern, welche alle Posten und Zugänge des Schlosses untersuchten. Ein Gitterthor desselben, das der Pariser Wache anvertraut gewesen, war offen geblieben; es führte in den Hof der Prinzen. — Zuerst schleichen sich zwei Männer und zwei Weiber durch dieses Thor in den Garten; bald folgen ihnen mehrere nach. Zwei der Gardes du Corps bleiben unerschütterlich unten an der Treppe stehen, welche zu den Gemächern der Königin führt; das versammelte Raubgesindel schien Lust zu haben, diese zu ersteigen, und warf verdächtige Blicke nach den Fenstern über derselben. Jetzt schlägt die Thurmuhr sechs, und Alle stürmen auf dieses Zeichen auf die beiden Wachen ein, welche sich auf das heldenmüthigste vertheidigen. Der eine von ihnen, Des Huttes, fällt bald unter hundert Streichen; man schleift ihn auf dem Boden herum, und streitet sich um die noch zuckenden Glieder. Sein Kamerad, Moreau, vertheidigt sich mit einem bewunderungswürdigen Muthe gegen die Mörder, und es gelingt ihm, zu entfliehen. Zwölf Gardisten haben die Gefahr gesehen; es glückt ihnen, in den Saal der Königin zu dringen und die Thüre desselben zu verschließen; sie schätzen sich glücklich, die Gefahr, welche ihrer Fürstin droht, auf sich zu lenken. Hierauf gehen sie in ihren Saal zurück, und nehmen in jenem, der Königin gegenüber, eine feste Stellung. Die Aufrührer kommen an, belagern den Saal der Gardes du Corps, und zertrümmern dessen Thüre vermittelst Beilen und Aexten

diese vertheidigen sich immer noch, und verrammeln den Eingang mit einer großen Kiste, welche dazu diente, das Holz zur Feuerung aufzubewahren; allein bald werden sie von den langen Spießen der Angreifenden erreicht. Herr von Varicourt fällt unter zwanzig Dolchstichen, und sein Leichnam wird zerrissen. Seine Kameraden, fast größtentheils verwundet, ziehen sich in die Zimmer des Herrn von Aguesseau zurück. „Laßt uns eilen, der Königin den Kopf abzuschneiden, und ihr das Herz aus dem Leibe zu reißen," schrien die Mörder. Herr von Repaire suchte einen geheimen Gang zu erreichen, um der Königin zu sagen, daß sie sich in die Wohnung des Königs flüchten soll, der einzige Ort, welcher ihr jetzt noch eine Freistätte, obgleich eine sehr unsichre, gewähren könne. Der Weg wird ihm aber abgeschnitten, ehe er sein Vorhaben vollbringen kann. Er wehrt sich wie ein Löwe, und sein Muth mehrt sich mit der steigenden Gefahr; er hofft, indem er sein Leben rettet, das der Königin ebenfalls zu erhalten, und wirft, während er streitet, seinen Gegnern ihre Verbrechen vor. Man drängt ihn bis an die große Treppe zurück, seine Gegenwart verläßt ihn aber nicht. Huillier eilt zu seiner Hülfe herbei. Er ruft diesem zu: „Nimm dich in Acht, du wirst von hinten ermordet!" und rettet so diesem noch das Leben. Ein Mann stößt mit seinem Spieße auf ihn ein, um ihm das Herz zu durchbohren; du Repaire, obgleich niedergefallen, ergreift diese Waffe mit der Faust, richtet sich mit ihrer Hülfe sogar wieder auf, und ficht nun mit demselben Spieße, den er erbeutet hat, wie ein Rasender, öffnet sich eine Gasse mitten durch den Feind, und eilt, von diesem verfolgt, an der Thüre der Wohnung des Königs, welche sich glücklicherweise öffnet. Seine Kameraden stürzen heraus, und machen einen heftigen Ausfall auf das Raubgesindel, dem sie auch dü Repaire glücklich entreißen. Unter seinen Befreiern be-

fand sich sein Freund Miomandre von Sainte-Marie; dieser nimmt nun seine Stelle ein, fürchtet aber, daß die Königin noch nicht benachrichtigt sey, oder sich ohne Vertheidigung in ihrem Zimmer befinde. Er wirft sich in den dichtesten Haufen, sperrt den gefährlichen Durchgang und sucht die Wuth der Aufrührer auf sich allein zu lenken. Endlich gelingt es ihm, die Zimmer der Königin zu erreichen; er öffnet eine Thüre, und schreit einer sich in dem ersten Saal befindenden Kammerfrau zu: „Madame, retten Sie die Fürstin, man trachtet nach ihrem Leben; ich bin hier allein gegen zweitausend Tiger, meine Kameraden wurden gezwungen, ihren Saal zu verlassen.“ Kaum hat er diese Worte gesprochen, so macht er die Thüre wieder zu, und stemmt sich mit dem Rücken dawider, um den Eingang zu vertheidigen. Jetzt fallen die Streiche hageldicht auf ihn, ein Flintenkolbenschlag zersplittert ihm den Hirnschädel; es wäre um ihn und die Königin zugleich geschehen gewesen, wenn die Mörder, wie gewöhnlich, sich gleich seiner bemächtigt und seine Glieder zerrissen hätten; allein glücklicherweise kam ihnen plötzlich der Gedanke ein, die Waffen in dem Saale der Garden zu holen, dessen sie sich bemächtigt hatten. Die heldenmüthige Vertheidigung der zwei Gardes du Corps machte sie glauben, daß sie, um bis zur Königin zu gelangen, noch weit größere Kämpfe zu bestehen hätten. In dieser Zwischenzeit erreichte der unerschrockene Miomandre den Krankensaal, wo er seinen Freund du Repaire wieder traf.

Die Königin hatte sich, durch Miomandre's Zuruf benachrichtigt, halb nackt zu ihrem Gemahl geflüchtet. Während sie durch geheime Gänge schlüpfte, hörte sie deutlich, wie die Weiber sie mit den schamlosesten Benennungen bezeichneten, indem sie sie eine moderne Messaline nannten, deren Gliedmaßen sie zerreißen und aus ihren Eingeweiden sich Cocarden verfertigen wollten.

Endlich kommt sie bei dem Könige an, aber der Monarch selbst hatte sich, durch das fürchterliche Geschrei, welches bis zu seinen Ohren gedrungen war, erschreckt, vermittelst eines geheimen Ganges, den man den Königsgang nannte, zu ihr begeben wollen. „Fliehen Sie, Sire! die Königin ist gerettet; sie sucht Sie," rufen ihm sechs Gardes du Corps, als sie ihn erblicken, zu: „Fliehen Sie, bald werden diese Thüren unter Kolben- und Axtschlägen fallen. Erlauben Ihre Majestät, daß wir Sie geleiten dürfen." Kaum hat sich der König mit den Gardes du Corps zurückgezogen, als die Meuterer in die Zimmer seiner Gemahlin dringen; da sie selbige nicht mehr finden, so durchbohren sie mit ihren Spießen wüthend das Bett, welches sie so eben verlassen hatte. Sie ist uns entwischt, sagen sie unter einander. Indessen waren sie schon Herren des größeren Theils des Schlosses und konnten daher noch mehrere Verbrechen begehen. In dem Gedränge hatte ein Schuß, der du Repaire galt, einen Mann aus dem Volke getödtet; der Anblick dieses Leichnams steigerte ihre Wuth und machte sie einige Zeit unschlüssig. Während dieser Zeit verschanzten sich die Gardes du Corps in den Zimmern des Königs; mehrere Abgeordnete und Hofleute waren gekommen, um die Gefahr mit dem Monarchen zu theilen. Unter ihnen befand sich der Marquis von Vaudreuil, welcher mitten durch die Aufrührer gegangen war, und ihnen das Unwürdige ihres Benehmens vorgehalten hatte. Seine Worte hatten Eindruck auf die französischen Garden gemacht, welche gerade ins Schloß heraufstiegen, so, daß Menschen, die mit dem festen Vorsatze gekommen waren, den König zu entthronen, und diese Absicht öffentlich ausgesprochen hatten, sich nun entschlossen, ihn zu vertheidigen. „General," sagte einer zum Marquis von Vaudreuil, „man versichert uns, daß sie (die Leibgarde) der angreifende Theil seyen." — „Könnt Ihr glau-

ben," erwiederte ihnen Vaudreuil, „daß eine Handvoll Leute so unvernünftig sey, dreißigtausend Menschen anzugreifen."

„Wohlan," sagte einer der Grenadiere, „die Gardes du Corps sollen die National-Cocarde aufstecken und wir werden ihre Brüder, ihre Vertheidiger seyn. Sie begeben sich nach dem Saale, wo die Leibwache versammelt war, und klopfen einigemal an der Thüre. Ein vernehmbares Qui vive? (Wer da?) läßt sich von innen hören. „Die Grenadiere von der Nationalgarde!" Herr von Chevanne öffnet und sagt: „Meine Herren! wenn sie ein Opfer haben müssen, so biete ich mich freiwillig an. Ich bin der Commandant dieses Postens; mir kommt es zu, für den König zuerst zu sterben; aber ehren sie den guten Monarchen." Diese Worte, in einem festen und zuverlässigen Tone gesprochen, ergriffen lebhaft die Grenadiere.

Der Arzt Gontraret, Hauptmann von einer Compagnie der Nationalgarden, wirft sich in Chevanne's Arme, indem er sagt: „Weit entfernt, Ihnen das Leben zu nehmen, wollen wir Sie im Gegentheile retten." Die Grenadiere wiederholen diese Worte, befolgen sein Beispiel, reichen den Leibgarden die Hände, umarmen sie, und tauschen in einem lobenswürdigen Edelmuth sogar die Uniformen und Waffen mit ihnen aus. Bald darauf stürzen sie sich auf das Raubgesindel in den Zimmern der Königin, verjagen es daraus, und übernehmen nun selbst die Bewachung aller Eingänge zu denselben. Die Gefahr war aber nicht an diesem Ort allein; die schon durch alle Zugänge des Schlosses eingedrungene Menge erfüllte es mit Wuthgeschrei, indem sie die Gardes du Corps überall verfolgte, wo sich diese nur blicken ließen. Die Aufrührer waren sogar in die Kapelle gedrungen, wo sie unter gräßlichen Flüchen ihre blutgierigen Absichten ohne Scheu an dem heiligen Ort laut wiederholten; von da verbreiteten sie sich in allen Gängen, in den

weitläufigen Hallen und Vorsälen des Schlosses, jedoch ohne feste Absicht und Zweck, da sie Niemand hatten, der sie leitete. Die neuen Wachen, welche vor den Zimmern des Königs standen, und furchtlos ihre Grenadiermützen mit den Hüten der Leibgarde vertauscht hatten, stießen die wilden Haufen mit Kraft, doch ohne Zorn und Grimm, zurück. Es gelang ihnen, eine große Zahl Schlachtopfer der Wuth des Volkes, ohne Blutvergießen, zu entziehen, und ohne deßhalb einen einzigen Menschen zu verwunden. Alle Gardes du Corps waren noch nicht beisammen. Die, welche Schildwache standen, hüteten die ihnen anvertrauten Thüren. Madame Elisabeth war die Retterin manches Flüchtigen, und nöthigte einen Leibgardisten, der an ihrer Thüre wachte, sich in ihr Zimmer zu begeben, und bald darauf öffnete sie noch zwei andern, die verfolgt wurden, ebenfalls ihre Thüre. — Die Aufrührer drangen bis an den Krankensaal, wo sich geflüchtete Gardes du Corps befanden, welche theils so eben, theils den Abend vorher verwundet worden waren. Einem Manne gelang es, sie eine kurze Zeit zurückzuhalten, während die Verwundeten Mittel fanden, verkleidet zu entfliehen. Du Repaire, allein und ganz erschöpft, vermochte nur, einen Wald in der Nähe von Versailles zu erreichen, wo er von Durst und seinen Wunden fürchterlich gequält, nur trübes Wasser zu seiner Stärkung fand, das seine Schmerzen noch vermehrte. — „Was gibt es Neues zu Versailles?" fragten ihn zwei Vorübergehende von sehr zweideutigem Aussehen, indem sie beklagten, daß man nicht alle Leibgardisten niedergemacht habe.

In der Umgebung des Schlosses wurde die Wuth der Volksmenge durch den Anblick der abgehauenen Köpfe zweier Gardes du Corps und den Genuß starker Getränke fortwährend unterhalten. Diese Köpfe trug ein Mensch von furchtbarem Aussehen, mit langem Bart, an einem Spieß, und nannte sich

selbst den Kopfabhacker. „Was machen unsere Leute;" sagte dieser schreckliche Mann, indem er seine blutigen Arme bewegte, „war das auch der Mühe werth, mich wegen solcher Kleinigkeiten kommen zu lassen; wann werden sie mich rufen, um den Kopf der Königin herunterzuschlagen?!" — Man hörte öfters das Geschrei: „Es lebe Vater Orleans, es lebe König Orleans!" Man will ihn unter der Menge, in einen grünen Ueberrock gehüllt, und mit einem Spazierstöckchen in der Hand, gesehen haben; manche Personen behaupten sogar, ihn überlaut lachen gehört zu haben. — Indessen retteten die ehemaligen französischen Garden noch manchem Leibgardisten das Leben; sobald sie einen in Gefahr sahen, stürzten sie hinzu, um ihn zu befreien. Herr Raymond, Herr von la Kerque, Herr von Vaquier, waren alle drei verwundet und geknebelt; sie hatten sogar den Strick schon um den Hals, als sie noch glücklich von den Militairs befreit wurden, die früher den Dienst mit ihnen getheilt hatten. —

Lafayette, der nach so vielen und anhaltenden Anstrengungen sich erst seit wenigen Augenblicken niedergelegt hatte, setzte sich auf die erste Nachricht von dem Tumulte zu Pferde, und eilte mit verhängtem Zügel an den Ort, wo diese Gräuelscenen stattfanden; er kam gerade an, als man siebenzehn Leibgardisten tödten wollte; schon waren die verhängnißvollen Laternen herabgelassen, als er sich an die ersten Gardisten wendete, denen er begegnete: „Werdet Ihr dulden, daß diese braven Leute ermordet werden?" redete er sie an. Mit dem Säbel in der Hand befahl er den Grenadieren, sich einen Weg bis zu ihnen zu bahnen. Die Menge öffnet zum Theil erschrocken, zum Theil ehrfurchtsvoll die Reihen, und die siebenzehn Männer waren gerettet. Unter dem Volke hatte sogar einer auf Lafayette selbst angeschlagen, der aber von einem seiner Collegen auf dessen Be-

fehl sogleich verhaftet wurde. Jetzt eilte Lafayette nach dem Schlosse, stellte sich an die Spitze seiner Grenadiere, und rettete dem König, der Königin und dem ganzen Hofe das Leben; die ebenfalls durch ihn gerettete Leibwache brachte ihm ein stürmisches Lebehoch, die königliche Familie überhäufte ihn mit Danksagungen, und die Prinzessinnen umarmten ihn sogar im überströmenden Gefühl ihrer Erkenntlichkeit. — Späterhin kam man jedoch von diesem Enthusiasmus sehr zurück, und statt seinem Lebensretter zu danken, überhäufte man ihn mit ungerechten Vorwürfen, und suchte ihn auf alle Art zu verläumden. Man machte es ihm sogar zum Vorwurf, daß er an der Spitze der Pariser nach Versailles marschirt sey, wozu er doch, wie weltbekannt, gezwungen worden; und wie würde es wohl dem Hof ergangen seyn, wenn diese wilde Armee ohne ihn in Versailles eingerückt wäre? — Und als ein Verbrechen rechnete man es ihm an, daß er sich nach vierundzwanzigstündiger, rastloser Thätigkeit und nach den ermüdendsten Strapazen endlich gegen Morgen um fünf Uhr fast ganz angekleidet niedergelegt hatte, um einige Augenblicke der Ruhe, deren er so bedürftig war, zu genießen, da er selbst Alles ruhig glaubte. Hätte man, wie er es begehrt hatte, seinen Leuten alle Posten um das Schloß übergeben, so würde wahrscheinlich die Sache niemals so weit gekommen seyn, denn auch nicht ein einziger der Posten, deren Bewachung ihnen anvertraut war, wurde beunruhigt. — Hätte er bösliche Absichten gegen die königliche Familie gehabt, wie ihm die Hofschranzen unterzuschieben beliebten, würde er dann wohl auf den ersten Lärm herbeigeeilt seyn, und dieselbe, so wie ihre Leibwache, vom unvermeidlichen Untergange errettet haben? — Dieß allein widerlegt unumstößlich die ebenso lächerlichen als unsinnigen Verläumdungen jener Partei, die einem Anhänger und Freunde der Aufklärung, der gesetzlichen Freiheit und der

Menschenrechte deßhalb keine Verdienste einräumen wollte, weil sie selbst keine besaß. —

Die Nationalversammlung hatte sich unterdessen vereinigt. Mounier, Malouet, Virieu, Ferent ꝛc. wollten, daß sie sich in das Schloß zu dem Könige begeben sollte; sie fand dieß aber unter ihrer Würde. Mirabeau erwiederte auf den Vorschlag, die Sitzungen im Schlosse zu halten, daß die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Würde der Versammlung dieß nicht gestatte, und schlug vor, daß man sechs und dreißig Mitglieder zum Schutz des Königs in das Schloß senden solle, welches mit großer Stimmenmehrheit angenommen und ausgeführt wurde: hierauf berathschlagte die Versammlung über die Organisation der Municipalitäten. —

Noch immer war die Königin nicht außer Gefahr, und als sie sich an den Fenstern des Schlosses blicken ließ, um sich selbst zu überzeugen, wie die Sachen stünden, und welches das Schicksal der Gardes du Corps sey, fielen mehrere Schüsse, die unverkennbar ihr galten. Der Minister des Seewesens, Herr von Luzerne, stellte sich rasch zwischen das Fenster und die Fürstin, worauf sie ihm sagte: „Ich erkenne sehr wohl Ihre Absicht, und danke Ihnen dafür; allein hier ist Ihre Stelle nicht, sondern die meinige; dem König muß an der Erhaltung eines so treuen Dieners liegen.“ — Muth und Charakterfestigkeit konnten auch die erbittertsten Feinde Marie Antoinettens ihr nicht absprechen, und hätte sie diese trefflichen Eigenschaften zu ihrem und des Königs Besten geltend gemacht, statt die schlechten und verderblichen Rathschläge der Höflinge mit so vieler Beharrlichkeit und Consequenz zu befolgen, so wäre sie allerdings die Person gewesen, welche die Monarchie hätte retten können; aber so half sie nur ihren Untergang beschleunigen. — Indessen mußten Alle, die sie in so kritischen Verhältnissen umgaben, ihren Muth

und ihre Standhaftigkeit bewundern, die sie auch nicht auf einen Augenblick verließ, denn selbst in der größten Gefahr behielt sie ihre seltene Geistesgegenwart bei. Als der kleine Dauphin, während der Tumult am größten war, zu ihr sagte: „Mama, ich habe großen Hunger!“ erwiederte sie ihm mit der größten Ruhe: „Man muß mit dem Frühstück noch warten, bis sich der Tumult gelegt hat, dann kannst du es ruhiger genießen.“ — Bei diesen Worten traten den Umstehenden Thränen in die Augen. —

Unterdessen unterhandelte Lafayette mit dem Volke, welches laut und stürmisch begehrte, daß sich der König nach Paris begeben sollte. Während der Nacht hatten mehrere Deputirten das Volk, die Soldaten und die Weiber angeredet, um sie zu bestimmen, dieß Verlangen auszusprechen, und besonders hatte sich ein Pfarrer durch seine kühnen, verwegenen und frechen Reden ausgezeichnet. — Bei Hofe hielt man Rath, und bat Lafayette, diesem beizuwohnen, welches er jedoch verweigerte, indem er äußerte, dieß könnte Manchen verhindern, seine Meinung frei auszusprechen. Der König, als er vernahm, daß man seine Abreise nach Paris allgemein wünschte, wollte dieser kein Hinderniß in den Weg legen. Seine Absicht war, um jeden Preis das zu vermeiden, was das englische Parlament und Cromwell, Carl I. am meisten zum Vorwurf gemacht hatten, nämlich: daß dieser die Gewalt der Waffen gegen sein Volk gebraucht habe; weßwegen man ihn des Hochverraths beschuldigt, und den unglücklichen Monarchen auf dem Blutgerüste hatte sterben lassen. Ludwig hatte diesen Theil der neuen Geschichte wiederholt gelesen, und vielleicht, ohne es zu wollen, Verhaltungsregeln darin geschöpft, die ihm allerdings von Nutzen hätten seyn können, wenn er, ohne sich irre machen zu lassen, seine einmal gefaßten Vorsätze, die fast immer die besten waren, mit Festigkeit verfolgt

und sich so das Vertrauen der Nation, die ihn nicht haßte, erhalten hätte; so aber mußte diese immer auf der Hut gegen die Einflüsterungen seyn, denen der gutmüthige König stets ein bereitwilliges Ohr lieh; alles Zutrauen zu ihrem Fürsten schwand, und mit ihm endlich auch alle Liebe und Treue. —

Gegen acht Uhr des Morgens hatte der König vier seiner Leibgardisten durch seine Fenster erblickt, die in Gefahr waren, von dem Volke getödtet zu werden. Das Gefühl für Menschlichkeit machte, daß er sich sogleich über alle Rücksichten hinaussetzte, das Fenster öffnete und um Gnade für diese bat. Die Aufrührer wurden durch diese, fast unwillkürliche Huldigung, welche ihnen der Monarch brachte, so gerührt, daß sie nicht nur ihre Schlachtopfer frei gaben, sondern noch: „Es lebe der König! es lebe die Nation!" riefen!

Bald darauf verlangte das Volk, die Königin zu sehen; sie erschien auf diese Aufforderung, ihre Kinder an der Hand, mit dem ihr eigenen Anstand. Jetzt ertönte das Geschrei: „Weg mit den Kindern, die Königin allein, keine Kinder!" Sie begriff sehr wohl, was ein solcher Befehl und ein solches Verbot auf sich haben konnten. Man beschwor sie, sich den Mordanschlägen der Rebellen nicht auszusetzen. — „Sie sollen sehen, wie wenig ich die Gefahren fürchte, die mir persönlich und nur allein drohen," erwiederte sie, und kehrte nochmals auf den Balkon zurück. Dieß machte einen so gewaltigen Eindruck auf die Menge, daß viele Stimmen, die noch kurz vorher Verwünschungen und mörderische Aeußerungen gegen sie ausgestoßen hatten, nun ein: „Es lebe die Königin!" ertönen ließen.

Auf allen Plätzen und in allen Straßen hörte man kein anderes Geschrei, als: „Der König komme mit uns nach Paris, dieß ist das einzige Mittel, unsern Kindern Brod zu ver-

schaffen.“ Der König hatte endlich dem General Lafayette das Versprechen gegeben, diesen Wunsch des Volkes zu erfüllen; Lafayette machte ihm dieses Versprechen bekannt, wodurch sich eine allgemeine Zufriedenheit unter demselben verbreitete. Um die Aussage des Generals zu bestätigen, betrat der Monarch einen der Balcone in dessen Gesellschaft, und wurde mit einem tausendstimmigen „Vivat!“ begrüßt. Auch die Königin hatte demselben ihren unerschütterlichen Entschluß bekannt gemacht, trotz aller Gefahren und Drohungen ihren Gemahl zu begleiten. „Wenn das ist,“ sagte ihr Lafayette, „so haben Ihre Majestät die Güte, mir zu folgen.“ Er führte sie nun auch auf den Balcon, neigte sich vor ihr, und küßte ihr die Hand. Das Volk schrie: „Es lebe Lafayette! es lebe die Königin!“ Um die Versöhnung vollkommen zu machen, führte er noch einen von der Leibgarde auf den Balcon, den er im Angesichte der zahllosen Menge umarmte, und ihm dann sein Degengehäng umgürtete. Auch diese Handlung fand Beifall; und nun erklärte der König dem Präsidenten der Nationalversammlung und den 36 Abgeordneten, die bei ihm waren, seinen feierlichen Entschluß, nach Paris abzureisen. — Sobald die Versammlung hiervon in Kenntniß gesetzt war, machte Mirabeau den Vorschlag, die Person des Königs als unzertrennlich von ihr, für die gegenwärtige Sitzung, zu erklären.

St. Cloud.

St. Cloud ist ein Flecken mit 1250 Einwohnern an der Seine und merkwürdig wegen seines Schlosses. Dieses Schloß ist sehr schön und das Ameublement wahrhaft prachtvoll.

Als Napoleon auf den Thron gelangt war, hatte er fortwährend eine große Vorliebe für St. Cloud, welches sein Lieblingsaufenthalt war, wenn er in Frankreich verweilte. Verließ er die Tuillerien, so war das fast immer nur, um zu diesem Schloß zu gehen, und das Cabinet von St. Cloud war zu seiner Zeit berühmter und gefürchteter, als ehemals das Cabinet von Versailles. Der Kaiser bot alle Künste zur Verschönerung dieses Pallastes auf, und Maria Louise bewohnte ebenfalls denselben, nachdem die unermeßlichen Arbeiten beendigt waren. Im Jahr 1814 quartierte sich das östreichische Hauptquartier daselbst ein und Schwarzenberg gab Bälle und Gastereien in den Gemächern, wo sich früher so viele Fürsten Europa's vor Napoleon gebeugt hatten. 1815 nahm Held Blücher mit seinem Generalstab seine Wohnung daselbst und übte das Vergeltungsrecht erlittener Mißhandlungen, welche sich die Franzosen zu Berlin, Potsdam ꝛc. schuldig gemacht hatten. —

St. Cloud ist besonders wegen der Revolution vom 18. Brümaire berühmt, welche daselbst vorbereitet wurde. —

Entschlossen, das Directorium aufzulösen, wollte Bonaparte, daß dieses Unternehmen keine Revolution, sondern eine Veränderung seyn sollte, welche Verfahrungsweise er vor seiner Ab-



S. CLOUD.

reise nach Egypten den Directoren in Bezug auf die Schweiz und den römischen Staat vorgeschlagen hatte. Bonaparte liebte den Krieg und verabscheute den geringsten Volks-Tumult. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, gab es einen constitutionellen, von Sieyes und dem Artikel III. der Verfassung, der den Alten die Vollmacht gab, die beiden Räthe außerhalb der Hauptstadt zu versetzen, bezeichneten Weg. Durch diese gesetzliche Maßregel fand sich das Directorium isolirt. Bonaparte glaubte, daß der Augenblick gekommen sey, sich mit Sieyes, des ungemessenen Einflusses wegen, den dieser Director in dem Rathe der Alten ausübte, zu verständigen. Bonaparte kannte ihn seit langer Zeit, und war geneigt, sich diesem bedeutenden Manne zu nähern; indessen vermochten den General seine Freunde, Barras zu besuchen: er speiste mit diesem Director den 30sten zu Mittag. Nach dem Mahle vertraute ihm Barras das Bedürfniß, das er fühlte, sich von den Geschäften zurückzuziehen, und die Nothwendigkeit, für Frankreich eine neue Regierungsform anzunehmen. Er wisse, sagte er, außer dem General Hedouville, Niemanden, der zum Präsidenten der neuen Republik tauge. Diese vertrauliche Eröffnung verfehlte ihren Zweck. Unter dem Namen Hedouville war jener von Barras verborgen, dem ein Blick von Bonaparte entdeckte, daß dieser ihn errathen habe. Bonaparte verließ Barras, nicht wenig darüber entrüstet, daß ihn derselbe hatte zum Besten haben wollen, und besuchte Sieyes, mit dem er bald in's Reine kam. Es ward ausgemacht, daß dieser den Rath der Alten zu dem, durch die Constitution gutgeheißenen Beschlusse stimmen, und Bonaparte es auf sich nehmen sollte, die Entscheidung jenes Raths erforderlichen Falls durch die Truppen zu unterstützen. Die beiden Verschwörer beschlossen, daß die Unternehmung vom 15. auf den 20. Brümaire, daß heißt vom 6. auf den 11. November 1799, sollte ausgeführt werden.



Des folgenden Tages früh sah Bonaparte Barras ankommen, der von seinen Freunden über die Unschicklichkeit seiner, Tags zuvor gesprochenen Worte, und über die Reife der Ereignisse belehrt, sich entschuldigte, indem er seinen Wunsch bezeugte, bei den neuen Projecten nicht vergessen zu werden, und sich zuletzt zu der Verfügung des einzigen Mannes stellte, der, wie er sagte, Frankreich retten könnte. Aufrichtiger konnte man nicht wohl abdanken. Bonaparte zeigte sich weniger offen, als Barras: er führte die Sorge, welche seine Gesundheit heischte, und das Bedürfniß einer langen Ruhe an. Von diesem Augenblicke an ward man gewahr, daß Sieyes sich Unterricht in der Reitkunst geben ließ. Diese Neuigkeit belustigte die Hauptstadt, und insbesondere Barras, der täglich über seinen Collegen seinen Witz ausließ. Die Besatzung von Paris, wovon ein Theil in Italien gedient hatte, und der andere am 13. Vendemiaire unter Bonaparte's Anführung marschirt war, so wie die achtundvierzig Adjutanten und die Chefs der Nationalgarde, die er nach jenem Tage in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt hatte; deßgleichen ein namhafter Theil des Generalstabs des Platzes, hatten dem Ueberwinder Egyptens sogleich bei seiner Ankunft in Paris vorgestellt werden wollen; drei Dragonerregimenter insbesondere wünschten eifrig, daß er sie mustern möchte. Der General verwies sie von einem Tag auf den andern, aus Besorgniß, sich den Schein militärischer Popularität zu geben, und den Argwohn des Kriegsministers Dübois de Grancé, seines persönlichen Feindes und einer Creatur der Reitschule, zu erregen: nachdem aber am 15., in einer letzten Conferenz zwischen Bonaparte und Sieyes, die Ausführung der beabsichtigten Revolution auf den 18. Brumaire (9. November) definitiv festgesetzt war, so wurden die Offiziere der Garnison

um sieben Uhr Morgens zu einer Zusammenkunft, welche Abends in der Wohnung des Generals statt haben sollte, berufen. Was die Truppen betrifft, so nahmen es die Generale Murat, Lannes, Leclerc, Bonaparte's Schwager, und die Obristen, unter andern Sebastiani, der das dritte Dragonerregiment befehligte, auf sich, ihre Officiere zu stimmen, unter der neuen Fahne zu marschiren. Jedes Regiment erfuhr in der Nacht vom 17. auf den 18. seinen Aufbruchsbefehl; die Chefs allein wußten um den Zweck dieses Aufbruchs. Bonaparte hatte seinen Freund und Landsmann Sebastiani berufen lassen, und nachdem er ihm die Entwürfe für den folgenden Tag vertraut hatte, hieß er ihn sich seines Regiments versichern, und solches in zwei Theile sondern, wovon sechshundert Mann zu Fuß sich den 18., um sieben Uhr Morgens, in der Königsstraße, auf dem Platze Ludwigs XV. aufstellen sollten, ohne mit irgend Jemand communiciren zu können. Sebastiani sollte sich sofort mit vierhundert Pferden zu Bonaparte begeben, die Zugänge zu seinem Hause bis zu der Straße des Mont-Blanc besetzen und seinen Schildwachen den Befehl ertheilen, alle Militär-Personen, die sich zeigen würden, herein, aber Niemanden herauszulassen. Diese Befehle wurden vollzogen. Der Escadrons-Chef Letort erhielt das Commando über die Dragoner zu Fuß; der Escadrons-Chef Maupetit das über die Dragoner zu Pferd. Den 18., um sieben Uhr Morgens, waren diese beiden Schaaren an ihrem Bestimmungsorte.

(Fortsetzung folgt.)

Malmaison.

Dieses Schloß, welches auf der Landstraße von Saint Germain jenseits des Dorfes Ruel liegt, ist eins der berühmtesten von der Umgegend der Hauptstadt.

Dieser Ort hat seinen Namen von mala domus oder mauvaise maison. Im Jahr 1244 war es nur noch eine einfache Scheuer, welche von dem Kirchspiel von Ruel abhing. Man sieht noch aus dem 14ten Jahrhundert Huldigungen dieses Lehen, welche dem Abt von St. Denis erwiesen wurden. Im Jahr 1622 war Christoph Perrot, Parlamentsrath, Oberherr davon. Im Anfang der Revolution war Malmaison einer der angenehmsten Aufenthaltsorte von den Umgebungen von Paris geworden. Delille stellt es in seinem Gedicht von den Gärten unter die, welche verdienten, seine Aufmerksamkeit zu erhalten, und Delille war im Stande, alle Annehmlichkeiten, die es darbot, zu schätzen. — Hier übersetzte er einen Theil seiner Gedichte über den Feldbau. —

Im Jahr 1792 wurde Malmaison, welches als National-Eigenthum verkauft worden war, von Lecouteur von Canteleur erstanden, welcher nachher Senator wurde. Josephine Tascher de la Pagerie, Wittwe Beauhearnois, hatte es kurz nachher an sich gebracht. Sie wendete nun alle Sorgfalt an, diesen Aufenthalt zu verschönern, welcher schon durch die Schönheit seiner Gärten



MALMAISON.



S. GERMAIN-EN-LAYE.

und der reichen Gewässer, welche sie benetzten, bekannt war. Nach Malmaison zog sich Josephine zurück, als ihr zweiter Mann, der den Lauf seiner Siege verfolgte, seinen außerordentlichen Bestimmungen entgegeneilte, die den außerordentlichen Mann aus ihm gemacht haben; sie gab daselbst glänzende Feste, welche ihr Mann zum Nutzen seines Ehrgeizes anzuwenden wußte.

In Malmaison, sagt man, wurden alle Triebfedern vorbereitet, welche die berüchtigte Revolution des 18. Brumaire bewirken sollten.

Als Josephine Kaiserin geworden war, behielt sie ihre Vorliebe für Malmaison; hier brachte sie alle Augenblicke, welche sie erübrigen konnte, zu. Malmaison erhielt alsdann große Verschönerungen, die Kaiserin errichtete daselbst ein Museum, welches hauptsächlich der Naturgeschichte gewidmet war, und wo sie die Produkte von allen Theilen der Welt vereinigte. Durch ihre Sorgfalt wurden daselbst ein botanischer Garten, eine Menagerie und eine Ackerbauschule errichtet.

Im Jahr 1814 besuchte der russische Kaiser mehrmals Malmaison.

Den 26. Mai hatte Alexander das von Josephine angebotene Mittagessen angenommen, am Abend wünschte er in den Gärten spazieren zu gehen. Josephine wollte ihn ungeachtet einer eingetretenen Kälte begleiten und ihm alle Seltenheiten ihrer Wohnung zeigen; sie war schon krank; den Abend befand sie sich noch schlimmer und 3 Tage nachher war sie nicht mehr.

Nun ging Malmaison an den Prinzen Beauhearnois über, und wurde im Jahr 1815 der Zufluchtsort Napoleons nach der Schlacht bei Waterloo, wo er seine Verzweiflung verbarg.

Heutzutage hat Malmaison von seinem alten Glanze sehr verloren; alles zeigt daselbst die Abwesenheit derjenigen, welche es bewohnte, an; ein Theil des Parkes ist selbst in Ackerland umge=

schafft worden, und man sieht von allen von der Josephine aus der Naturgeschichte geliehenen Reichthümern nur noch eine schöne Herde Merino=Schafe. Malmaison gehört noch der Familie des Prinzen Eugen.

Saint Germain en Laye.

Saint Germain mit seinem königlichen Schlosse liegt auf einem Berge, an dessen Fuße die Seine vorbeifließt, und an der Landstraße von Paris nach Caen 4½ Meile nördlich von Versailles.

Die Stadt St. Germain ist eine der neuern der Umgegend von Paris. In den frühern Zeiten war die Stadt mit Wäldern umgeben; die, welche in dem Bezirk der Seine, von Aupec bis Poissy, lagen, hießen zur Zeit Carls des Großen Lida Sylva. Vor der Regierung des Königs Robert, d. h. im XI. Jahrhundert, gab es in diesem ganzen Umkreis nur eine Kirche, Saint Vandrille, welche der Abtei Fontenelles gehörte. Der König Robert ließ auf dem Kamm des Hügels, auf welchem der Wald von Lida stand, eine neue bauen, und weihte sie dem St. Germain und dem St. Martin, Bischof von Paris. Diese Kirche, welche schon gegen die Mitte desselben Jahrhunderts ziemlich beträchtliche Landgüter besaß, wurde dem Abt von Columbs geschenkt. Mehreren Königen von Frankreich gefiel es, die Güter des Klosters zu vermehren. Es entstand an diesem Platze ein Schloß, das man ganz einfach Saint Germain nannte. Eine



RAMBOUILLET.

Urkunde von Ludwig dem Dicken im Jahr 1124 sagt: actum publice apud sanctum Germanum. . . adstantibus in parlato nostro, etc.

Die Stadt Saint Germain ist durch die Schönheit ihrer Lage und die Reinheit der Luft, die man daselbst einathmet, berühmt; es ist eine der bevölkertsten in den Umgebungen von Paris, obgleich die Anzahl der Bewohner viel kleiner ist, als zur Zeit der Revolution; die Privilegien, welche ihr Heinrich IV. bewilligt hatte und welche ihr zu dieser Zeit wieder genommen wurden, mag die Ursache davon seyn. — Saint Germain wurde später der gewöhnliche Aufenthalt der von den Geschäften zurückgezogenen Rentner, welches seinen Einwohnern eine ganz besondere Physiognomie verlieh, die der satyrische Mercier nicht unterlassen konnte zu bespötteln.

Rambouillet.

Diese Stadt, welche ein königliches Schloß hat, liegt auf der Hauptstraße von Paris nach Chartres, 12 Meilen südöstlich von der Hauptstadt. Rambouillet war im 14. Jahrhundert nur eine Lehensherrschaft, welche der Familie d'Angènes gehörte, deren Oberhäupter den Beinamen Sapin führten. Ein Karl von

Angènes erhielt unter Ludwig XIII. den Titel eines Marquisen von Rambouillet. Seine Tochter Julia heirathete im Jahr 1645 Carl von Saint Maure, Herzog von Montausier, welchem sie das Marquisat von Rambouillet zubrachte. Ihre einzige Tochter, Marie Louise, hatte den Herrn von Armenonville geheirathet, welcher nachher Siegelbewahrer wurde; dieser verkaufte im Jahre 1706 das Marquisat von Rambouillet an Ludwig Alexander von Bourbon, Grafen von Toulouse, einem legitimirten Sohn von Ludwig XIV. Diese Güter wurden im Monat Mai 1711 zu einem Herzogthum erhoben. Dieser Titel beglückte die Stadt Rambouillet nicht, allein das Oberforstamt, die Straße von Chartres, welche durch diese Stadt geht und die Gründung von einer Unterpräfektur haben die Anzahl der Bewohner und ihre Wohlhabenheit sehr vermehrt. Für das Volk war das königliche Schloß der Gegenstand der Bewunderung geworden. Die Könige von Frankreich verweilten manchmal in Rambouillet. Franz I. starb im Jahre 1547 daselbst in einem Alter von 52 Jahren. Man sagt, daß die Krankheit, welcher er unterlag, ihm während seiner Leiden häufig den Ausruf entrissen hätte: „Gott straft mich, wodurch ich gesündigt habe.“ Das Schloß und das Gut von Rambouillet hatten Verbesserungen und beträchtlichen Zuwachs erhalten, was es dem Aufenthalt, den die Prinzen von der königlichen Familie daselbst hatten, verdankte. Ludwig XVI. gedachte auch noch neue Gebäude hinzuzufügen. Mehrere Entwürfe wurden ihm von dem Architekten Renard gemacht, aber bevor sich der König entschied, wurde ein Theil des Schlosses niedergerissen und die Revolution brach aus.



CHATEAU DE MAINTENON

Maintenon.

Maintenon liegt in einem fruchtbaren Landstrich an dem Flusse d'Eure und auf der Landstraße von Paris nach Chartres, 17 Meilen von der erstern, 4 1/2 Meile von der zweiten Stadt entfernt.

Dieser Ort wäre gewiß unbekannt geblieben, wenn er nicht seinen Namen einer Frau gegeben hätte, deren Schicksal in Frankreich so große Epoche machte, daher kann man sagen, seine Geschichte ist ganz in der der Frau von Maintenon enthalten. Wer kennt nicht die Sonderbarkeiten des Lebens der Frau von Scarron. Jedermann weiß, wie es der Alten, so hieß man sie, gelang, alle ihre Nebenbuhler von dem Monarchen, Ludwig XIV., zu entfernen, und wie sie die Herrschaft an sich zu ziehen wußte, welche sie auf den ersten Thron von Europa brachte; aber gewisse Umstände knüpfen sich besonders an das Landgut Maintenon, und mit diesen wollen wir uns jetzt beschäftigen. — Im Jahr 1473 erwähnt die Geschichte eines Herrn von Maintenon. Die Stadt war damals nur ein Edelgut, und von dem Schlosse, welches der

Intendant der Finanzen, Jean Cortereau, daselbst im Anfang des 16. Jahrhunderts erbauen ließ, sind noch mehrere Theile vorhanden.

Die Nachfolger von Jean Cortereau verkauften Maintenon an die Französin d'Aubignée, welche bald eine so große Rolle am Hofe spielen sollte. Man findet in den Geschichten jener Zeit eine ziemlich sonderbare Anekdote, welche die Erhöhung der Madame Scarron berührt. Ein Maurer, Namens Barbé, der sich mit der Sterndeuterei abgab, ging oft in das Haus des Dichters Scarron, er sah dessen Frau, und bei ihrem Anblick rief er erstaunt aus: „das ist die Frau eines Krüppels, aber ich weiß gewiß, sie ist bestimmt, Königin zu werden". Diese Worte des Maurers schienen durch Begeisterung eingegeben zu seyn. Einige Zeit nachher begegnete Barbé der Madame Scarron in einem Hôtel, das sie damals bewohnte, und indem er vor ihr stehen blieb, sagte er in einem prophetischen Ton zu ihr: „Madame, nach mannichfachem Verdruß und viel Sorgen werden Sie so hoch steigen, als Sie nimmermehr glauben. Ein König wird Sie lieben und Sie werden herrschen." Darauf ging er in die näheren Umstände ein, die sich alle einst zutragen sollten. Die Damen, welche bei dem Gespräche zugegen waren, konnten sich des Lachens nicht erwehren, und spotteten über diese Prophezeihung.

„Nun, meine Damen," versetzte der Maurer zornig, „Sie sollten ihr zu Füßen fallen und das Kleid küssen, statt zu spotten." Bald nachher bekam Madame Scarron mit dem Landgute Maintenon den Titel einer Marquisin.

Im Jahr 1685 wurde die berühmte Wasserleitung Maintenon angefangen, wodurch die Wasser der Eure nach Versailles geleitet werden sollten. Ein Kanal, welcher in seinen Krümmungen einen Raum von 22,470 Klafter durchläuft, wurde von dem Flecken Pointgoin bis an diese Wasserleitung gegraben. Die Breite dieses Kanals, der an demselben hinlaufende Fuß-

pfad und die Böschungen ist 105 Fuß, und das Wasser würde in einem Bett von 15 Fuß Breite und ungefähr 10 Fuß Tiefe geflossen seyn, da es aber nöthig war, in dem ganzen Lauf des Kanals einen gleichförmigen Fall des Wassers zu erhalten, so sah man sich genöthigt, das Land an manchen Plätzen mehr als 30 Fuß in einer Länge von mehr als 1000 Klafter bis zur wasserrechten Fläche zu erhöhen. Es ist leicht zu begreifen, wie die zu dieser Höhe aufgeworfene Erde dem Wasser keinen großen Widerstand leisten konnte, und dasselbe sich leicht in der Ebene verbreitete. Auch hat man versichert, daß in dem Augenblick, als man die Schleußen zu Pointgein öffnete, es mehr als 14 Tage dauerte, bis das Wasser in Maintenon ankam.

Es wurden nun von Pointgein bis Maintenon mehr als 30 Brücken und Bogen angebracht, um die Wasser zu einer wunderbaren Höhe hinaufführen zu können.

Diese Unternehmung auszuführen, kostete 10,000 Menschen das Leben, und mehr als 50 Millionen, und führte nicht zum Ziel.

Das colossale Werk, welches ewig dauern sollte, wurde größtentheils 65 Jahr später wieder niedergerissen; dieses geschah wegen der Wiederaufbauung des Schlosses Crecy. Was also Louis XIV. für Frau v. Maintenon gethan hatte, ließ Louis XV. zu Gunsten der Madame Pompadour wieder zerstören.

Das Landgut Maintenon, welches erst noch eine Burgvogtei war, wurde im Jahr 1686 zu Gunsten der Wittwe Scarron zum Marquisat erhoben; dadurch gelang diese Dame auf den ersten Thron von Frankreich. —

Voltaire erzählt: „Der König heirathete sie auf den Rath des Père la chaise heimlich im Monat Januar 1686, in einer kleiner Capelle, welche am Ende der Zimmer war, die seitdem der Herzog von Bourgogne bewohnte. Der Erzbischof von

Paris verrichtete die Trauung, und der Beichtvater wohnte derselben bei. Mondhevreul und Bontems, die ersten Kammerdiener, waren die Zeugen; man kann diese Thatsache nicht mehr läugnen, welche von allen Schriftstellern erzählt wird, die sich aber im Namen des Orts und in dem Datum getäuscht haben.

Die Memoiren jener Zeit erzählen, daß Pere la chaise die Messe in der Nacht in einem der Cabinette des Königs zu Versailles las; daß Bontems, Gouverneur von Versailles, erster Kammerherr, diese Messe bediente, wo der Monarch und Madam Maintenon in Gegenwart von Harlays und Louvois sich vermählten. Jedoch zeigt man zu Maintenon selbst, und alle Landleute glauben die kleine Kapelle noch zu sehen, wo Ludwig XIV. Trauung stattfand.

Nach der Madam Maintenon ging das Landgut, welches ihren Namen führte, an ihre Nichte Françoise d'Aubigné über, welche es durch Heirath an die Familie Noailles brachte; das Landgut Maintenon gehört heutzutage dem Herzoge von Aignan. Die Kapelle, welche man daselbst noch zeigt, hat nichts Bemerkenswerthes. —

In dem Hauptgebäude ist das alte Gemach der Marquisin; das Zimmer, wo sie schlief, hat eine Ausmeublirung nach dem neuesten Geschmack erhalten; über dem Schornstein ist ihr Portrait aufbewahrt, sie ist in einem blauen sammtenen mit Hermelin gefütterten Mantel gemalt; es fehlt diesem Mantel nichts als die Lilien, um demselben das Kennzeichen der königlichen Würde zu geben. Das Gemach des Königs ist von dem gegenwärtigen Eigenthümer bewohnt. Jedes Jahr am Ostermontag geht eine Wallfahrt nach der Kapelle Saint Mamers, welche eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist; — die Berühmtheit dieser Kapelle zieht viele Menschen an.

Brest.

Eine berühmte und wichtige Seestadt mit 25,000 Einwohnern, an einem Abhange, an der Mündung des Flüßchens Elhorne, an einer schönen Bai am atlantischen Meere, auf der westlichen Küste von Bretagne, 130 fr. Meilen von Paris. Sie ist mit Wällen und Bastionen umgeben; ist erst um die Mitte des 17ten Jahrhunderts angelegt worden, ist aber nicht gar schön gebaut, woran die Lage schuld ist; denn außer den zwei Hauptstraßen sieht man hier nur enge Gäßchen, die zum Theil so steil sind, daß man steinerne Treppen in denselben anlegen mußte. Der einzige öffentliche Platz ist der viereckte, ziemlich hübsche Paradeplatz. Schöner und beinahe eben so groß, als die Stadt selbst, ist die Vorstadt Recouvrance, welche von jener durch einen Arm des Meeres getrennt wird, der hier den Hafen der Stadt, einer der schönsten und sichersten in ganz Frankreich, bildet, welcher durch ein festes Kastell beschützt wird, dem gegenüber eine starke Schanze in Gestalt eines Hufeisens liegt. Auf jeder Seite des Hafens zieht sich ein schöner Kai hin, an welchem

die so merkwürdigen, großen und schönen Magazine, Schiffswerfte, das See-Arsenal, das Bagnio für die Galeerensclaven, die See-Werkstätte u. s. w. liegen, welche einen großen Umfang haben, und ein ungeheures Vorrathslager für die Kriegs-Marine ausmachen. Vor dem Hafen liegt die geräumige und sichere Rhede von Brest, welche durch die Bai gebildet wird, die einen Umkreis von ungefähr 8 Stunden und einen engen, gefährlichen Eingang hat, Goulet genannt, der durch starke Batterien vertheidigt wird. — Es sind hier blos Fabriken von Segeltuch und anderen groben Zeuchen, auch wird nur wenig Außenhandel getrieben, da die Stadt eigentlich ein Kriegshafen ist; doch gehen die Einwohner auf die Fischerei aus. Man findet übrigens hier alle zum Seewesen gehörigen Anstalten, eine große Schifffahrtsschule, eine medicinische Lehranstalt für Schiffs-Chirurgen, ein Militair- und See-Hospital u. s. w. Auch ist die Stadt der Sitz eines See-Präfekts, eines Handelsgerichts u. s. w.



DER HAFEN VON BREST

Die Revolution vom 18. und 19. Brûmaire.

(Fortsetzung.)

Dem Kriegsminister Dubois de Crancé hatte die militärische Bewegung, welche seit einigen Tagen in den Kasernen und unter den Officieren zu Bonapartes Gunsten vorging, nicht unbekannt seyn können; er hatte zuverlässige Beweise von dem angesponnenen Complotte, die Besatzung von Paris zu verführen und sie zu einer Revolution gegen die Regierung zu gebrauchen. Er begab sich den 17. nach dem Pallaste Luxemburg, benachrichtigte hiervon den Präsidenten des Direktoriums, Gohier, und schlug ihm vor, den General Bonaparte des folgenden Tages mitten unter der Ausführung seines Anschlags verhaften zu lassen. Allein die Direktoren, die sich auf Fouché's Berichte und auf die Gesinnungen, welche Bonaparte seit seiner Wiederankunft fortwährend gegen sie geäußert hatte, verließen, besonders Gohier, den Bonaparte am meisten zu gewinnen suchte, weil er dessen republikanischen Einfluß am meisten fürchtete, eiferten gegen des Ministers Vorhaben, und blieben in gänzlicher Unwissenheit über das, was auf dem rechten Ufer der Seine vorging. Inzwischen hatte Dubois de Crancé, der auf den

Fall, daß das Directorium erwachen würde, nicht so ganz unversehens wollte überrascht werden, den sämmtlichen Truppen befohlen, ihre Kasernen nicht zu verlassen. Der Oberst Sebastiani erhielt den 10. um sechs Uhr Morgens, als er mit seinen Dragonern zu Pferde stieg, die Weisung, sich in das Ministerium zu verfügen. Sebastiani steckte die Ordre in seine Tasche, und langte mit seinen 400 Pferden vor Bonaparte's Wohnung an. Der General ließ durch ihn seine Offiziere zum Frühstück einladen.

Unterwegs begegnete Sebastiani in der langen und engen Allee, die zu Bonaparte's Wohnung führte, dem General Lefebvre, der dahergefahren kam; dieser General war Commandant von Paris; er frug den Obersten mit Strenge, kraft welcher Vollmacht er sich an der Spitze seines Regiments befinde. „Der General Bonaparte wird es Ihnen sagen," versetzte Sebastiani. Lefebvre befahl seinem Kutscher, umzulenken und ihn wieder nach Hause zu fahren. Sebastiani machte ihm nun seine Verhaltungsbefehle bekannt, und redete Lefebvre zu, zu Bonaparte zu gehen, um sich mit ihm zu verständigen. Lefebvre, der die Unmöglichkeit einsah, seinen Wagen in dem Eingange umwenden zu lassen, und sich der getroffenen Verfügung zu entziehen, entschloß sich, Sebastiani's Rath zu befolgen. Als er sich bei Bonaparte befand, befragte er ihn über die, seinem Befehle gemäß stattgehabte Truppen-Bewegung, und machte ihm heftige Vorwürfe. Als er fertig war, sagte Bonaparte kaltblütig zu ihm: „General Lefebvre, Sie sind eine der Säulen der Republik; ich will diese heute mit Ihnen retten, und sie von den Advokaten befreien, die unser schönes Frankreich zu Grunde richten; um deßwillen habe ich Sie ersucht, diesen Vormittag zu mir zu kommen." — „Die Advokaten," erwiederte Lefebvre, „ja, Sie haben Recht, man muß sie fortjagen. Sie können

auf mich zählen." So endigte sich dieses Abenteuer, welches ernsthafte Folgen hätte nach sich ziehen können. Man sieht ein, wie wichtig es für Bonaparte war, den Commandanten von Paris auf seiner Seite und bei sich zu haben. Bald darauf erschienen schaarenweise die Generale und Officiere, die sich seit einigen Tagen als Anhänger des Gegners des Direktoriums erklärt hatten. Unter ihnen bemerkte man Moreau, der sich Bonaparte unbedingt hingab. Dieser fürchtete Bernadotte, das gefährlichste Oberhaupt der Partei der Reitschule; er beauftragte seinen Bruder Joseph, sich seiner für den ganzen Vormittag zu bemächtigen und ihn beim Frühstücke zu behalten. Stets wachsam und unfähig, irgend etwas zu vernachlässigen, wollte er sich auch des Präsidenten des Direktoriums versichern, und lud ihn gerade auf den Tag der Unternehmung zum Mittagessen ein. Eben so hatte Bonaparte, der die Vorsicht noch weiter trieb, um von Gohiers Seite, sobald die Entscheidung des Raths der Alten bekannt würde, keinen Widerstand zu finden, durch seine Gemahlin an den Direktor und dessen Gattin eine dringende Einladung, mit ihm um 8 Uhr Morgens zu frühstücken, ergehen und solche durch seinen Sohn Eugen überbringen lassen. Gohier, als ein Mann, der eben nicht sogleich mit sich selbst einig ward, schickte blos seine Frau ab. Mittlerweile hatte ohne Vorwissen des Direktoriums, dessen Ungläubigkeit und Zutrauen im Pallaste von Luxemburg schlummerten, schon um 5 Uhr eine allgemeine Zusammenberufung der Mitglieder des Raths der Alten, die in die Verschwörung eingeweiht waren, stattgehabt. Schon fand sich Bonaparte beinahe von der Gesammtheit der Pariser Militär-Personen umgeben, als der Abgeordnete Cornet ihm das Dekret überbrachte, das die Armee zu seiner Verfügung stellte, und die Versetzung der beiden Räthe nach Saint-Cloud anordnete. Ehre dem Ehre gebührt; für keinen Menschen, der

Zeuge dieses großen Dramas war, unterliegt es einem Zweifel, daß ohne das Dekret des Raths der Alten Bonaparte seine Entwürfe nicht hätte durchsetzen, noch innerhalb 24 Stunden die Regierungsform ändern können, ohne sich mitten in der Hauptstadt auf das gewagte tumultuarische Spiel einer Revolution einzulassen. Jenes Dekret legitimirte zwar nicht, aber es genehmigte, was jetzt auf militärische Weise stattfinden sollte. Der Mittelpunkt, der Feuerheerd, die unumgänglich nothwendige Stütze der Verschwörung, befanden sich im Rathe der Alten.

Fouché, den man nicht zugezogen hatte, um die Fäden des Gewebes zu leiten, hielt sich dafür schadlos, daß er beide Partheien auskundschaften ließ: er wußte zuerst, daß Gohier die Vorschläge von Dubois de Crancé verworfen hatte, und brüstete sich bei Bonaparte mit dieser Entdeckung; eben so wußte er zuerst, daß das Dekret der Alten erlassen sey, und beeilte sich, Bonaparte vor Cornets, ihres Präsidenten, Ankunft hievon zu benachrichtigen. Jetzt, da er seinen Eifer nicht zurückzuhalten vermochte, oder vielmehr, um dessen Früchte zu ernten, die Gelegenheit ergriff, ihn ausbrechen zu lassen, gestand er dem General, daß er den Befehl ertheilt hätte, die Barrieren von Paris zu schließen und die Curiere und Postwägen anzuhalten. Noch hatte Fouché die Gewohnheit der revolutionären Mittel nicht abgelegt, und handelte stets den Grundsätzen seiner Schule gemäß. Bonaparte erwiederte ihm bloß: „Sie sehen aus dem Gewimmel der mich umgebenden Bürger und Braven, daß ich bloß mit der Nation und für sie handle. Ich werde dem Decrete des Raths Achtung zu verschaffen und die öffentliche Ruhe sicher zu stellen wissen." Fouché verließ den General, um eine Proclamation zu erlassen, die er zu Gunsten der neuen Revolution schon bereit hielt, und begab sich sofort nach dem Luxemburg, um das Directorium von dem Beschlusse der Alten

in Kenntniß zu setzen. Der Präsident Gohier empfing ihn, wie er es verdiente. Was nöthigte Fouché, so verstrickt, wie er war, sich den Directoren vorzustellen, da er doch seit Bonapartes Zurückkunft nicht aufgehört hatte, seine Polizei dazu anzuwenden, sie zu verrathen? Der Grund dieses Betragens ist der: die Sache war noch nicht abgethan; er war dreist genug, dem Präsidenten zu sagen, daß er ja doch Rapporte erhalten hätte; allein diese Rapporte waren augenscheinlich falsch, weil dieser treulose Minister gegen das Directorium arbeitete. Er fügte hinzu: „Ist nicht der Streich aus dem Schooße des Directoriums selbst ausgegangen? Sieyes und Roger-Ducos sind bei der Commission der Alten." — „Die Mehrheit ist hier," entgegnete ihm Gohier kalt, „und wenn das Directorium Befehle zu ertheilen hat, so wird es solche Männern übertragen, die seines Vertrauens würdiger sind."

Gohier hatte Recht, so mit Fouché zu sprechen; allein er hatte unter den vorwaltenden Umständen das Unrecht, sich, gleich seinen Collegen, als einen so mittelmäßigen Verschwörer erwiesen zu haben, nachdem er ein so schwacher Regent gewesen war. Ihm konnte nicht unbekannt seyn, daß Bonaparte gekommen sey, um an den Geschäften Theil zu nehmen; in der That hatte der General, wie Fouché sagt, bei Gohier die Aufnahme in das Directorium nachgesucht, und Gohier weigerte sich bloß unter Beziehung auf das, von der Constitution vorgeschriebene Alter zu dieser Neuerung mitzuwirken. Das Wahre ist, daß sich bei dieser Revolution keine Männer von Fähigkeit, außer denen, welche sie ausführten, befanden, und daß eine, in ihrer eigenen Hauptstadt von der Mehrzahl der Einwohner und von ihren Truppen für erledigt erklärte Regierung, die überdieß unter ihren Feinden Bonaparte, Moreau, Talleyrand, Fouché, Cambacerès, und die mächtigsten und ausgezeichnetsten Männer der

Zeit zählte, durchaus kein Rettungsmittel hatte, und die in ihrem Sturze, der seit vierzehn Tagen das Geheimniß der gesammten Bevölkerung war, lächerlich wurde.

Indessen hatte der Präsident Cornet so eben dem General Bonaparte im Beiseyn aller Militärpersonen, wovon sein Hotel angefüllt war, nachstehendes Decret verlesen:

„Kraft der Artikel 102, 103 und 104 der Constitution decretirt der Rath der Alten Folgendes:

„1) Der gesetzgebende Körper wird in die Gemeinde Saint-Cloud versetzt. Die beiden Räthe werden daselbst in den zwei Flügeln des Pallastes ihre Sitzungen halten.“

„2) Sie werden sich morgen den 19. Brumaire, um Mittag dort einfinden. Jede Fortsetzung amtlicher Berathschlagung ist anderwärts vor diesem Termine verboten.“

„3) Der General Bonaparte wird mit der Vollziehung gegenwärtigen Decrets beauftragt; er wird alle zu der Sicherheit der National-Repräsentation erforderlichen Maßregeln ergreifen. Der General, Commandant der 17. Division, die Wache des gesetzgebenden Körpers, die stehenden Nationalgarden, die, in der Gemeinde Paris und in dem constitutionellen Umkreise, so wie im ganzen Umfange der 17. Division befindlichen Linien-Truppen sind unmittelbar unter seine Befehle gestellt und gehalten, ihn in dieser Eigenschaft anzuerkennen. Alle Bürger werden ihm auf den ersten Aufruf mit gewaffneter Hand beistehen.“

„4) Der General Bonaparte wird in den Schooß des Raths berufen, um daselbst eine Ausfertigung gegenwärtigen Decrets zu erhalten und Eidestreue zu leisten; er wird mit den Commissionen der Inspectoren beider Räthe Rücksprache nehmen.“

„5) Gegenwärtiges Decret wird sogleich durch eine Botschaft dem Rathe der Fünfhundert und dem Vollziehungs-Directorium übermacht werden; es soll gedruckt, angeschlagen, verkün-

det und durch besondere Eilboten in alle Gemeinden der Republik versendet werden."

So lautete das erste Manifest der, zwischen Bonaparte und Sieyes in der Conferenz vom 14. verabredeten Revolution, zu deren Organ und Werkzeug der Rath der Alten sich hergab.

Nach dieser Vorlesung befahl Bonaparte den achtundvierzig Adjutanten, den Generalmarsch schlagen und das Decret in allen Quartieren von Paris verkünden zu lassen; sodann stieg er im Gefolge der Officiere und Dragoner Sebastianis zu Pferd, und zog über die Drehbrücke in die Tuillerien ein, wo ihm die Leibwache des Raths der Alten entgegen kam, die ihn in Schlachtordnung auf der Wasser-Terrasse erwartete. Mit dieser Begleitung langte er unter dem Zujauchzen der Soldaten und des Volkes, welches die Neuheit dieses Schauspiels herbeigelockt hatte, im Pallaste an. Nachdem er mit seinem Generalstab in den Sitzungssaal eingeführt worden war, sagte er: „Bürger! die Republik schwebte am Rande des Untergangs; Ihr wußtet es, und so eben hat Euer Decret sie gerettet. Wehe denen, die Verwirrung und Unordnung wünschen. Ich werde sie mit Hülfe der Generale Berthier, Lefebvre und meiner sämmtlichen Waffengenossen festnehmen. Man suche ja nicht in der Vergangenheit Beispiele auf, die Euern Gang aufhalten könnten. Nichts in der Geschichte gleicht dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts; nichts in dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gleicht dem gegenwärtigen Augenblicke. Eure Weisheit hat jenes Decret erlassen, unsere Armeen werden es zu vollstrecken wissen. Wir wollen eine, auf wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die National-Repräsentation begründete Republik; wir werden sie haben. Ich schwöre es. Ich schwöre es auf meinen und meiner Waffengefährten Namen."

Bonaparte empfing die Glückwünsche und Aufmunterungen der anwesenden Mitglieder des Raths der Alten.

Der Präsident Cornet hatte während der vorhergehenden Nacht auf eine geschickte Weise eine Majorität zusammengesetzt.

Diese Art, die Freiheit zu verleihen, erhielt bald durch die Streitmacht, die der Rath der Alten so eben zu Bonapartes Verfügung gestellt hatte, Gesetzeskraft. Er nahm eine Musterung der Truppen im Carroussel vor, und redete sie durch nachstehende, in der Folge an die Armeen abgeschickte Proclamation an: „Soldaten! das außerordentliche Dekret des Raths der Alten ist den Artikeln 102 und 103 der Verfassungs-Urkunde gemäß. Er hat mir die Befehlshaberschaft über die Stadt und über die Armee übertragen. Ich habe sie angenommen, um die Maßregeln, die er ergreifen wird, und die insgesammt zu des Volkes Bestem gereichen, zu unterstützen. Die Republik wird seit zwei Jahren schlecht regiert. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr so vielem Unheil ein Ziel setzen werde: Ihr habt sie mit einer Einmüthigkeit gefeiert, die mir Verbindlichkeiten auflegt, welche ich erfülle. Ihr werdet die Eurigen erfüllen und Euren General mit der Energie, der Festigkeit und dem Vertrauen, die ich stets bei Euch gefunden habe, unterstützen. Die Freiheit, der Sieg und der Friede werden die französische Republik wieder in den Rang, den sie in Europa einnahm, und dessen nur Ungeschicklichkeit oder Verrath sie haben verlustig machen können, versetzen. Es lebe die Republik! Die Truppen antworteten mit einmüthigem Geschrei: Es lebe Bonaparte! Es lebe die Republik! Jetzt näherte sich Augereau Bonaparte und sagte zu ihm! „Wie, General, Sie haben etwas für das Vaterland thun wollen, und haben Augerau nicht dazu berufen?“ Ein Wort von Bonaparte belehrte diesen General, daß man von ihm weder etwas befürchte, noch etwas verlange. Der Held

des Directoriums am 18. Fructidor konnte nicht am 18. Brumaire Bonapartes Mann seyn; und überdieß hatte Letzterer nicht vergessen, daß Augereau einer der feurigsten Chefs der Reitschule war. Der Anstoß zu Neuerungen war dem Militär durch Moreau gegeben worden, der Augereaus revolutionären Grundsätzen nicht beistimmte.

Zehntausend Mann lagen unter dem Commando des Generals Lefebvre in den Tuillerien. Die Befehlshaberschaft über das Schloß Luxemburg wurde Moreau übertragen, der dem General Bonaparte seine Dienste als Adjutant angeboten hatte. Bonaparte nahm solche an, und ergriff vielleicht die Gelegenheit, ihn zu compromittiren. Lannes erhielt den Oberbefehl über die Leibwache des gesetzgebenden Körpers; der über die Artillerie und die Militärschule ward Marmont; der über die Invaliden dem General Berruyer; der über Paris dem General Morand; der über Versailles dem General Macdonald; der über Saint-Cloud dem General Murat zu Theil, welcher beauftragt war, diese Gemeinde militärisch zu besetzen. Der General Serrurier hatte die Reserve in dem Dörfchen Point-du-Jour. Der General Andréossy ward zum Chef des Generalstabs ernannt; unter ihm standen die General-Adjutanten Caffarelli und Doucet. Der General Lefebvre behielt die siebenzehnte Militär-Division.

Das Directorium erfuhr diese Ereignisse erst zwischen zehn und eilf Uhr Morgens, während ganz Paris seit mehr als zwei Stunden davon unterrichtet war. Es sah sich auf einmal, durch eine seltsame Metamorphose, ohne Macht, ohne Garden, ohne Verbindung mit den Räthen, mit dem Ober-General und mit der Armee. Eine Stunde zuvor war Sieyes, der um den ganzen Vorgang wohl wußte, ruhig und wie gewöhnlich, unter Barras Augen zu Pferde gestiegen, der über des neuen Bereiters Geschicklichkeit spottete, indessen dieser im Schritte ritt, um

sich durch die Fähre-Straße (rue du Bac) nach dem Rathe der Alten zu begeben; Roger-Ducos traf etwas später zu Fuße daselbst ein. Indessen ließen Barras, Gohier und Moulins, noch immer in dem Wahne, die Republik zu repräsentiren, den General Lefebvre berufen: er antwortete ihnen durch das Dekret, das ihn und die bewaffnete Macht zur Verfügung des Generals Bonaparte stellte. Die Directoren protestirten Anfangs mit Heftigkeit gegen das Dekret des Raths der Alten; allein Barras, von Bruix und Talleyrand unterrichtet, begriff wohl, daß die Regierung des Directoriums zu Ende sey, und brachte seine Collegen dadurch, daß er heimlich seinen Abschied nahm, um die Majorität.

Sobald ihm der Beschluß der Alten bekannt war, sandte er seinen Sekretär Bottot in die Tuillerien zu Bonaparte. Bottot traf den General in dem Saale der Inspectoren des Raths, und in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, die ihm aufgetragene Sendung zu erfüllen, sagte Bonaparte zu ihm: „Melden Sie Ihrem Barras, daß ich nicht mehr von ihm reden hören will." Hierauf sprach er, die Stimme erhebend, das Urtheil über die Directoren, als wären sie zugegen gewesen, also aus: „Was haben Sie aus diesem Frankreich gemacht, das ich Ihnen so blühend hinterlassen habe? Ich habe Ihnen den Frieden zurückgelassen, ich habe den Krieg wieder gefunden. Ich habe Ihnen Siege zurückgelassen, und habe wieder Unglücksfälle gefunden. Ich habe Ihnen die Millionen Italiens zurückgelassen, und habe wieder überall räuberische Gesetze und Elend gefunden. Was haben Sie aus den hunderttausend Franzosen, die ich kannte, die mir insgesammt auf der Bahn des Ruhmes folgten, gemacht? Sie sind dahin! Dieser Zustand der Dinge kann nicht bestehen: ehe drei Jahre vergingen, würde er uns zum Despotismus führen. Wir wollen aber die Republik, — die

Republik, festgestellt auf den Grundlagen der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit und der politischen Duldung. Bei einer guten Verwaltung werden alle Individuen der Factionen vergessen, denen man sie einverleibte, um ihnen zu erlauben, Franzosen zu seyn. Es ist endlich Zeit, daß man den Vertheidigern des Vaterlandes das Zutrauen wieder schenke, worauf sie so viele Rechte haben. Gäbe man einigen Parteisüchtigen Gehör, so würden wir bald sammt und sonders Feinde der Republik seyn, wir, die wir sie durch unsere Anstrengung und unsern Muth befestigt haben! Wir wollen keine Leute, die mehr Patrioten sind, als die Braven, die im Dienste des Vaterlandes verstümmelt wurden." Diese letztere Phrase verrieth zur Genüge, unter welchem Banner die Freiheit einherziehen sollte.

Dubois de Crancé schlug den Directoren Gohier und Moulins nochmals vor, Bonaparte auf dem Wege nach Saint-Cloud zu verhaften; allein der Präsident Gohier erwiederte ihm: „Wie mögen Sie glauben, daß er zu Saint-Cloud eine Revolution bewerkstellige, da ich hier die Siegel der Revolution in Händen habe?" Gohier und sein Amtsgenosse Moulins ließen sich nun nach den Tuilerien, in den Saal der Inspectoren beider Räthe, begleiten; und hier verweigerten sie ihre Zustimmung. Gohier ließ sich herzhaft in eine sehr lebhafte Erläuterung mit Bonaparte ein, der die Unterredung barsch mit den Worten endigte: „Die Republik ist in Gefahr, man muß sie retten, und das will ich." In demselben Augenblicke erhielt man die Nachricht, daß Santerre, ein Verwandter Moulins, die Vorstadt Saint-Antoine aufwiegle. „Wenn er sich rührt," sagte Bonaparte zu Moulins, „so werde ich ihn umbringen lassen." Die beiden Directoren, die nicht mehr wußten, was aus ihnen werden sollte, und jetzt durch Barras Abtritt Nullen im Staate waren, kehrten, man weiß nicht warum, nach

Luxemburg zurück. Sie wurden hier bald durch den General Moreau eingeschlossen, der die ihm ertheilten Aufträge mit einem Eifer vollzog, den man von einem dem Anscheine nach so aufrichtigen Republikaner nicht hätte erwarten sollen. Er konnte, wie so viele Andere, Zeuge bleiben; allein er wollte handelnde Person seyn, und eben deßhalb erklärte sich die öffentliche Meinung gegen ihn. Gohier und Moulins, obschon von diesem Generale als Arrestanten consignirt und in enger Haft gehalten, fanden leicht Gelegenheit, den vormaligen Pallast des Directoriums zu verlassen; und eben dieses wollte man. Was Barras betrifft, so wurde er über seine Lage dergestalt beunruhigt, daß er einen Paß nebst einem Geleite nach Gros-Bois verlangte: er erhielt Beides, und reis'te als ein Gefangener ab. So endete das Direktorium, und es ward seiner nicht mehr gedacht. Die am folgenden Tage stattgehabten Ereignisse waren ungleich erheblicher, als der Sturz dieser schwachen Regierung; denn sie gingen in hohem Grade die Sache der Freiheit an, die Niemand in Paris mit jener des Direktoriums zu vermengen in Versuchung gerieth. Dieser erste Tag war der Tag der Gimpel.

In der Nacht wurden zu Paris geheime Versammlungen gehalten; selbst ein Theil der Mitglieder des Raths der Alten, die für das am Morgen erlassene Dekret gestimmt hatten, erschrack über dessen wahrscheinliche Folgen, wegen der Wirkungen, die es bereits erzeugt hatte. Sie fingen etwas spät an, gewahr zu werden, daß sie einen Dictator erschaffen hätten; man machte sogar in der Wohnung eines Mitgliedes der Fünfhunderte den Versuch, einen Plan zum Widerstande auszuarbeiten, und dem General Bonaparte den General Bernadotte entgegenzustellen, dem der Oberbefehl über die Leibwache des gesetzgebenden Körpers von den beiden Räthen am nächsten Tage wäre übertragen worden. Allein Bonaparte hatte mit seiner gewöhnlichen Klug-

heit auf diesen wichtigen Posten einen seiner Sache ergebenen Mann gestellt. Alles diente seinem Glücke; denn der Abgeordnete, bei welchem über den Anschlag der Mißvergnügten berathschlagt worden war, erschrack darüber so sehr, daß er selbst die Anzeige davon machte; Bonaparte nahm diese feigherzige Entdeckung, wie es sich gebührte, auf, und ertheilte darauf eine drohende Antwort.

In derselben Nacht hatten auch die Anhänger der neuen Revolution einen Plan verabredet, um die beiden Räthe zu beherrschen.

Unter den Alten figurirten Regnier, Cornudet, Fargues und Lemercier; unter den Fünfhunderten erschienen Lucian Bonaparte, damaliger Präsident, Boulay de la Meurthe, Emile Gaudin, Chazal und Cabanis. Dieser Tag konnte mehr denn stürmisch werden, und triumphirte Bonaparte nicht über die ihn bedrohenden Widersacher, so befanden sich seine Partei und er für seine Person auf einmal in dem Wechselfalle eines unseligen Bürgerkriegs, oder der Verantwortlichkeit wegen eines Complotts gegen den Staat. Sieyes, zu sehr versichert von der Heftigkeit des, hauptsächlich im Rathe der Fünfhundert zu gewärtigenden Widerstandes, hatte Bonaparte die Verhaftung von vierzig Individuen, deren Liste er ihm überreichte, vorgeschlagen. Allein Bonaparte entgegnete, daß es zu keinem Kampfe kommen würde. Morgen werden wir es zu Saint Cloud sehen, sagte ihm der staatskluge Sieyes. Fouché wußte mittelst seiner Polizei genug davon, um nicht ruhig zu seyn. Ihm dünkte, daß die Debatten desto erbitterter seyn müßten, weil die Mehrheit der Mitglieder des Raths überzeugt war, daß Bonaparte an die Stelle der Constitution eine militärische Regierung einsetzen wollte. In den Räthen waren der Gegner der Directorial-Regierung allzu viele; sie zweckten aber bloß auf eine theilweise Veränderung

unter den Direktoren ab. Paris war auf ein großes Ereigniß gefaßt; schon am 19. Morgens war die Straße nach Saint-Cloud von einer Menge Neugieriger überschwemmt. Bald waren die Zugänge zu dieser Gemeinde durch den Zug der Mitglieder der beiden Räthe, der Militärpersonen, des Generals Bonaparte und der Truppen, zu welchen er so eben auf dem Marsfelde gesprochen hatte, bedeckt; Murat hatte sie schon Tags zuvor besetzt.

Die beiden Räthe versammelten sich; die Fünfhunderte in der Orangerie; die Alten in der Gallerie des Pallastes; jene unter Lucians, diese unter Cornets Vorsitze. Im Rathe der Fünfhundert eröffnete Emile Gaudin die Sitzung mit einer sehr geschickten Rede; er verlangte, daß eine Commission niedergesetzt werden sollte, um sogleich über die Lage der Republik Bericht zu erstatten, und daß, bevor solcher angehört worden, kein Beschluß sollte gefaßt werden. Boulay de la Meurthe, der zu dieser Commission ernannt ward, hatte diesen Bericht während der Nacht vorbereitet. Kaum hatte Gaudin zu sprechen aufgehört, als der Saal mit dem Geschrei: „Es lebe die Constitution! Nieder mit dem Dictator!“ wiederhallte.

Delbrel, von Grandmaison unterstützt, schlug vor, den Tod oder die Constitution zu schwören. Bei dem Geschrei: Es lebe die Republik! erhob sich die Versammlung mit Enthusiasmus und der Eid wurde einzeln geleistet; allein dieser Eid glich keineswegs jenem im Ballhause. Gleichwohl wagte es keiner der Anhänger Bonapartes, sich dem gewaltigen Anstoße des Augenblicks zu entziehen.

Im Rathe der Alten war die Sitzung, sey es wegen des Alters seiner Mitglieder, oder wegen des bekannten Einflusses Bonapartes und Sieyes, wodurch dieser Rath unter sich entzweit ward, minder stürmisch. Indessen stimmte, troß

der falschen Aussage des Sekretärs des Direktoriums, Lagarde, daß die Direktoren insgesammt abgedankt hätten, die Mehrheit für die Ersetzung der ausgetretenen Mitglieder in den von der Constitution vorgeschriebenen Formen. Jetzt glaubte der General Bonaparte, von der Gefahr benachrichtigt, daß der Augenblick, hervorzutreten, gekommen sey; er ging in Begleitung seiner Adjutanten durch den Mars-Saal hindurch und erschien plötzlich in dem Rathe der Alten. Ohne Zweifel wird dem Leser nicht entgangen seyn, daß er Tags zuvor, als er in der Sitzung dieses Raths das Dekret, das ihn an die Spitze der Streitmacht der Republik stellte, empfangen sollte, der ihm in dieser Eigenschaft vorgeschriebenen Eidesleistung ausgewichen war.

Sogleich nach seinem Eintritt hielt er aus dem Stegreif eine Rede über die dermaligen Gefahren und über seine eigenen Absichten. „Man spricht," sagte er, „von einem Cäsar, von einem neuen Cromwell; man sprengt aus, ich wolle eine militärische Regierung errichten. — Hätte ich mir die höchste Gewalt anmaßen wollen, so hätte ich jener Vollmacht von Seiten des Senats nicht bedurft. Mehr denn einmal ward ich durch den Wunsch der Nation, durch den Wunsch meiner Kriegsgefährten, durch den Wunsch jener Soldaten, die man, seitdem sie nicht mehr unter meinen Befehlen stehen, so sehr mißhandelt hat, berufen. — Der Rath der Alten ist mit großer Macht bekleidet, allein er ist von noch größerer Weisheit beseelt; diese allein ziehen Sie zu Rath; kommen Sie den Zwiespälten zuvor; nehmen wir uns in Acht, daß wir nicht jener beiden Dinge, wofür wir so viele Opfer gebracht haben, der Freiheit und Gleichheit, verlustig werden." „Und die Constitution?" schrie der Abgeordnete Linglet. „Die Constitution!" versetzte Bonaparte mit Heftigkeit, „die Constitution! Auf diese sind Sie so dreist, sich zu berufen? Sie haben solche am 18. Fructidor, am 22.

Floréal, am 30. Prairial verletzt; alle Rechte des Volkes haben Sie verletzt unter ihrem Namen. — Wir werden gegen Ihren Willen die Freiheit und die Republik begründen. Sobald die Gefahren, um deren Willen mir eine außerordentliche Gewalt übertragen worden ist, vorüber seyn werden, werde ich diese Gewalt niederlegen." „Und was für Gefahren sind denn dieß," schrie man ihm zu, „Bonaparte erkläre sich!" „Soll ich mich rund heraus erklären," erwiederte er, „soll ich die Menschen nennen, so werde ich sie nennen. Ich sage Ihnen hiermit, daß die Directoren Barras und Moulins mir selbst den Vorschlag gemacht haben, die Regierung umzustürzen. Ich habe einzig auf den Rath der Alten, keineswegs auf den Rath der Fünfhundert gezählt, der uns gerne den Convent, die Schaffotte, die revolutionären Ausschüsse wiedergeben möchte. — Ich werde mich dorthin begeben, und sollte irgend ein von dem Auslande bezahlter Redner sich entfallen lassen, daß man mich außer dem Gesetze erklären solle, so hüte er sich wohl, dies Urtheil über sich selbst zu fällen. Sollte er davon sprechen, daß diese Erklärung gegen mich geschehen müsse, so berufe ich mich deßhalb auf Euch, meine braven Kriegsgefährten! auf Euch, meine braven Soldaten, die ich so oft zum Siege geführt habe! auf Euch, brave Vertheidiger der Republik, mit denen ich zur Befestigung der Freiheit und der Gleichheit so viele Gefahren getheilt habe! Auf Euern Muth, meine ächten Freunde, und auf mein Glück baue ich!" Nach dieser Anrede, die ihren Eindruck auf die Militär-Personen nicht verfehlen konnte, erscholl das Geschrei: „Es lebe Bonaparte!" im ganzen Saale. Der Rath der Alten war des Triumphs der neuen Revolution gewiß. Bonaparte verließ ihn, um die schwierige Eroberung des Raths der Fünfhunderte zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)



Bordeaux.

Die Hauptstadt des Departements der Gironde, die größte Handelsstadt Frankreichs, im Halbzirkel an der schönen Garonne erbaut, war schon im hohen Alterthume eine mächtige Stadt, welche bei den Galliern Biturigen, bei den Römern Burtigala hieß. Letztere hegten besonders stets eine große Vorliebe für dieselbe, so daß sie selbst nach der römischen Eroberung frei blieb. Als einziger Ueberrest aus jener Zeit sind indeß nur noch die Ruinen eines Amphitheaters vorhanden, gewöhnlich Palais gallien genannt, weil es wahrscheinlich im 3. Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers dieses Namens erbaut wurde. Es liegt im Stadtviertel Saint-Seurin, unweit der Straße Fond'ardega.

Bordeaux bildet ein unregelmäßiges Dreieck, 1000 Toisen lang, 600 Toisen breit, von welchem, dem Lauf des Flusses folgend, der östliche Theil, die eigentliche Stadt, der südliche aber die schöne Vorstadt Chartrons begreift. Letztere ist die bestgebaute Gegend der Stadt, hier wohnen die reichsten einheimischen und fremden Kaufleute. Unter den Straßen, von denen viele krumm, enge und winkelig sind, zeichnet sich die prächtige Straße du Chapeau rouge, eine Verlängerung der Rue de l'Intendance, durch die größten und schönsten Gebäude aus, hier liegt die Präfektur, das herrliche Schauspielhaus, das Hôtel Fonfréde u. s. w.

Bordeaux ist der Sitz eines Erzbischofs, protestantischen

Konsistoriums, des Präfekten, des Gouverneurs der 11. Militärdivision, eines königl. Gerichtshofes, Kollegiums, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts, zweier Akademien, einer Schifffahrtsschule, einer Münze, die unter dem Buchstaben R schlägt, mehrerer gelehrten Gesellschaften; auch besitzt die Stadt ein Museum, eine Bibliothek, einen botanischen Garten; ferner 18 Thore, 6 öffentliche Plätze, 47 römisch-katholische, 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 4 Hospitäler, ein Taubstummeninstitut, Findel- und Waisenhaus, 2 Krankenanstalten, gegen 8000 Häuser und 98,500 Einwohner.

Unter den Kirchen zeichnen sich aus:

Die Metropolitankirche Saint-André, ein altes gothisches Gebäude mit schönen Thürmen.

Saint-Michel, mit hohem herrlichem Schiffe.

Saint-Croix, ein Bauwerk des 10ten Jahrhunderts mit mehreren guten Gemälden.

Saint-Seurin, reich an seltenen gothischen Verzierungen.

Notre-Dame, von neuerer Bauart.

Saint-Vincent-de-Paul (Karthause), mit Freskenvon Berenzague.

Die Kirche des königlichen Kollegiums mit dem Grabe von Montaigne.

Von den neuern Gebäuden ist das Schauspielhaus das ausgezeichnetste und eines der schönsten Werke der modernen Baukunst, 1781 von Louis aufgeführt. Zwölf korinthische Säulen, deren Fries eine Balustrade trägt, auf welcher 12 Statuen ruhen, bilden das Peristyl. Das Vestibule ist von der größten Schönheit, herrlich die reichverzierte Treppe. Außer der Bühne, welche dem prachtvollen Aeußern nicht ganz entspricht, enthält dieses Gebäude noch einen Concert-, mehrere andere Säle und sehr schöne Foyers.

Der reich meublirte und eingerichtete erzbischöfliche Pallast, zugleich bestimmt, die Mitglieder der königlichen Familie aufzunehmen, wenn selbige nach Bordeaux kommen, ist besonders seines prächtigen Gartens wegen zu bemerken, der die seltensten exotischen Gewächse enthält, und sich bis zu den Alleen d'Albret erstreckt.

Die Börse, am schönen Königsplatz, ein viereckiges Gebäude mit Bogengängen, 6 Ausgängen und einem sehr hübschen Saale.

Die Präfektur, das Hotel Fonfrede, das Hotel der Marine, das alte Stadthaus.

Herrlich ist auch die neue Brücke über die Garonne (Pont de la Bastide), vielleicht die längste steinerne Brücke in Europa, an welcher über 10 Jahre gearbeitet, und die am 25. August 1821 eröffnet wurde. Von ihr genießt man eines wundervollen Anblicks über das weite Bordeaux, den mächtigen Strom und den belebten Hafen.

In diesen können, wegen der bis in die Stadt steigenden Fluth, große Kauffahrer gelangen. Er faßt über 1000 Schiffe, oft sieht man deren an 800 in ihm liegen. Ein Thor in Gestalt eines Triumphbogens (la porte de Bourgogne) führt aus dem Hafen nach der Stadt und schließt zugleich die öffentliche Promenade des saliniéres.

Der Sammelplatz der schönen Welt ist die Promenade der Alleen von Tourny und der öffentliche Garten (Champ de Mars).

Nach Paris ist Bordeaux diejenige Stadt von Frankreich, die sich am meisten durch Reichthum, durch Glanz der Equipagen, guten geselligen Ton, durch Pracht und Luxus in Tafel, Wohnung und Lebensgenuß überhaupt bemerkbar macht. Daher hält der Ausländer, besonders der Engländer, sich gern hier auf, und ist überall wohl empfangen. Der reiche Bordelais

(Einwohner von Bordeaux) ist zuvorkommend und aufmerksam gegen Fremde, er öffnet gern sein Haus und man übersieht leicht etwas Prahlerei, eine Krankheit, die hier überall zu Hause ist.

Das gascognische Patois ist Sprache des Volks und die gebildete Klasse muß es können, um sich im gewöhnlichen Verkehr verständlich zu machen.

Die Umgebungen von Bordeaux sind traurig und öde; höchstens macht hiervon eine Ausnahme L'entre deux; ein Landstrich zwischen der Garonne und Dorgogne, welcher einige waldige Höhen und einige hübsche Landsitze zeigt. Einen schönen Anblick gewährt das Bassin der Garonne, wenn man die Anhöhe Côte-de-Cipressac auf der Straße von Paris nach Bordeaux herabsteigt. — Der Reisende darf nicht versäumen, einen Ausflug nach dem 4 Stunden entfernten Schlosse La Brede zu machen, welches Montesquieu bewohnte, so wie nach dem schönen 75 Fuß hohen Leuchtthurm, Thour de Cordouan, auf einem hohen Felsen im Meere, den der Baumeister des Escurials, Louis de Foix, errichtete. — Zu bemerken ist ferner die königliche Pulvermühle Saint Medard, die schönen Schlösser Pujeard und Lafitte an dem lieblichen Ufer der Garonne, und das reizende Landhaus Talence mit seinen herrlichen Gärten.



LA ROCHELLE.

La Rochelle.

Die Hauptstadt des Departements der Nieder-Charente, am Ufer des Meeres und an einer kleinen Bucht von 250 Meters Ausdehnung, groß, gut gebaut, stark befestigt und mit sicherem Hafen, ist durch ihre merkwürdigen und traurigen Schicksale in den französischen Religionskriegen berühmt geworden. Schon von den Engländern, als diese noch festen Fuß in Frankreich hatten, zu einem wichtigen Ort emporgehoben, war sie seit Einführung der reformirten Religion ein Hauptversammlungsort der Hugenotten und von ihnen mit Festungswerken umgeben worden. Vergebens belagerte sie 1572 der Herzog von Anjou, Bruder des Königs Karl IX., nachmaliger König von Polen und später König von Frankreich unter dem Namen Heinrich III. Er mußte mit dem Verlust eines großen Theils seines Heeres sich zurückziehen. Sie war die letzte Stadt, welche die Protestanten, denen zu ihrer Sicherheit mehrere feste Plätze eingeräumt worden waren, noch besaßen, als der große Staatsmann Richelieu sie ihnen zu entreißen beschloß und Rochelle im August 1627 zu belagern anfing. Vergebens hatten sich die Rocheller auf die Hülfe der Engländer verlassen; Richelieu, der selbst die Belagerungsarmee befehligte, verschloß diesen den Zugang zum Hafen durch einen mit unermeßlichen Kosten im Meere aufgeworfenen Damm, von dem man noch die Trümmer bei der Ebbe wahr-

nimmt, auch wurde ihre Flotte, die an der Küste der vorliegenden Insel Rhé kreuzte von den Admirälen Toyras und Schomberg geschlagen, und die Stadt wurde nach 13monatlicher verzweifelter Gegenwehr durch die schrecklichste Hungersnoth gezwungen, sich am 28. Oktober 1628 zu ergeben. Sie verlor ihre Privilegien und ihre Festungswerke wurden niedergerissen. Ludwig XIV. ließ diese als Festung dritten Ranges wieder herstellen und den Hafen aufräumen. Er ist sicher, aber seicht und daher nur bei der Fluth zugänglich. Er zerfällt eigentlich in 3 Theile, den Vorhafen, den Hafen und das Bassin für die Schiffswerfte. Der erstere ist ein kleiner Golf, in welchem man einen Damm von Steinen aufgeworfen hat. Der Hafen, dessen Eingang durch die beiden Thürme de la Chaine und Saint Nicolas vertheidigt wird, die 4 Metres von einander entfernt liegen, hat nur eine Wasserhöhe von 6 Metres während der Fluth. Das Bassin der Werfte endlich, ein lärgliches Viereck von 140 Metres Länge und 110 Metres Breite, ist 1778 begonnen und 1808 beendigt worden und kann Schiffe von 400 Tonnen aufnehmen. Sehenswerth ist hier die eiserne Brücke mit ihrem Mechanismus.



NANTES

Nantes.

Die Hauptstadt des Departements der Nieder-Loire, am rechten Ufer dieses großen schönen Stromes, der 12 Stunden von hier das Meer erreicht, und hier die Erdre und Sevre aufnimmt, einer der größten und bedeutendsten Handelsplätze Frankreichs, Sitz eines Bischofs, Präfekten, des Gouverneurs der 12. Militärdivision, eines Tribunals, Handelsgerichts, königl. Kollegiums, einer chirurgischen Schule, hydrogaphischen Schule, Ackerbaugesellschaft, Börse, Bibliothek, Museum, naturgeschichtliches Kabinet, botanischer Garten, hat 5 Vorstädte, unter denen Isle Feydeau und Fosse die schönsten und mit den prachtvollsten Gebäuden geschmückt sind. Hier wohnen die reichen Kaufleute. Die Stadt zählt 12 Brücken, 10 öffentliche Plätze, 15 Kirchen, 4 Hospitäler, das Hotel Dieu, les Incurables, Hospice des prisons, 13,000 Häuser, 83,000 Einwohner.

Die Kathedrale Saint-Pierre, im 6. Jahrhundert auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut, besitzt ein im gothischen Geschmack reich verziertes Portal, über dem sich zwei hohe Thürme erheben. Das 110 Fuß hohe Schiff ist von schöner und kühner Wölbung. Die schönste Zierde dieser Kirche ist das pracht-

volle Grabmal des Herzogs Franz II. von Bretagne, in der Vorhalle der Sakristei. Vor der Revolution befand es sich in der Karmeliterkirche, leider ist es während derselben sehr beschädigt worden. Es ist 5 Fuß hoch und von weißem, rothem und schwarzem Marmor, der Sokel ist von weißem Marmor, die liegenden Figuren des Herzogs und seiner Gemahlin Margaretha von Foix auf demselben sind in natürlicher Größe und sehr schön und ausdrucksvoll. Es ist 1507 von Michel Columb gefertigt.

Unter den übrigen Kirchen dürfte nur St. Nicolai, wegen schöner Glasmalerei, und St. Croix mit ihrem dorischen Portal beachtet werden.

Von öffentlichen Gebäuden ist der Präfekturpallast das ausgezeichnetste. Von seinen zwei jonischen Façaden ist besonders die, welche nach der Kathedrale zu liegt, von schöner Architektur. Das Innere ist vortrefflich eingerichtet. Man sehe die schöne Treppe, den Rathsaal.

Die großartige Börse, 1789 erbaut, zeigt nach dem Blumenmarkt hin eine schöne jonische Colonnade, über welche sich 10 sinnbildliche Statuen erheben, als: die Loire, die Astronomie, der Ueberfluß, Amerika, Afrika, eine Frau mit Perlenschnüren in der Hand, Europa, die schönen Künste, die Klugheit und die Stadt Nantes. Sie sind von Bertrand und Debay; die Façade nach dem Port-au-Vin zu ist dorischer Ordnung. Auf dem Frontispice befinden sich die Bildsäulen 4 berühmter Seehelden, Jean Bart, Duguay-Trouin, Duquesne und Cassard.

Das Schauspielhaus, nach dem Brande von 1796 im Jahr 1810 von Crucy dem Aeltern wieder hergestellt, ist groß, hat ein prachtvolles Vestibule und einen Peristyl korinthischer Ordnung.

Der bischöfliche Pallast.

Die Hotels de la Bouvardière und Drouyes.

Unter den öffentlichen Plätzen sind die Place Royale und die Place Graslin die ausgezeichnetsten, von den schönen Promenaden der Cours de Saint-Pierre und der Cours Saint-Andre. Sie stoßen aneinander, liegen zwischen der Loire und Erdre und werden nur durch einen Platz getrennt, den eine 70 Fuß hohe Säule ziert, welche im Jahre 1790 von einigen Baukünstlern von Nantes auf ihre eigenen Kosten errichtet worden ist. Zwei hohe Baumreihen und die Bildsäulen von Duguesclin, Clisson, Arthur III. und Anna von Bretagne schmücken diese angenehmen und beliebten Spaziergänge. Andere Promenaden sind der Cours Henri IV., der Boulevard oder Cours du Peuple, und die Kais; diese erstrecken sich längs der Loire fast eine Stunde lang von der Sécherie bis Richebourg; es ist die belebteste und zum Theil auch die schönste Gegend der Stadt. Auf der einen Seite der Fluß, mit Schiffen aller Art bedeckt, die ein- und ausgeladen werden, auf der andern die prachtvollsten Gebäude. Mit Bäumen bepflanzt sind die Kais de la Fosse, du Port-Maillard und du Chateau. Hierher muß man wandern, um ein anschauliches Bild von der merkantilischen Thätigkeit von Nantes zu bekommen. Die Brücken, welche über die Loire und ihre Inseln führen, haben fast eine Lage von 3/4 Stunden und bilden eine lange ununterbrochen fortlaufende ziemlich enge Straße, die nur durch die reizende Aussicht einiges Interesse gewinnt, die man nach den Höhen von Saint Sebastian und Saint Donatien und auf der entgegengesetzten Seite nach Netz, Bouguenais und Chantenais hin genießt. Von ihnen ist die Brücke de la Poissoniere (1757 unter dem Gouvernement des Herzogs von Aiguillon erbaut) die einzig bemerkenswerthe.

Nicht zu übersehen ist das Museum und naturhistorische Kabinet, besonders reich ist die Sammlung an Mineralien.

Nantes besitzt eine große Kanonengießerei auf der Insel Indret, wo auch ein Werft für größere Schiffsbauten, sehr bedeutende Fabriken in Tauen, Taschentüchern, gedruckter Leinwand, Porzellan, Glas, Fayence, Leder, Hüten, Liqueuren, Zuckerraffinerien, sehr ansehnlicher Schiffbau. Der Handel setzt jährlich über 800 Schiffe in Thätigkeit. Die größeren Fahrzeuge, welche wegen der geringen Tiefe der Loire nicht bis Nantes gehen können, legen unterhalb bei dem Flecken Paim=Boeuf an, dessen Hafen durch ein festes Schloß beschützt wird, und verladen hier in kleinere Schiffe. Wir empfehlen die kleine Wasserreise dahin, so wie einen Ausflug nach dem niedlichen Städtchen Clisson, einem der freundlichsten Punkte der Umgegend.

In Nantes erließ Heinrich IV. 1589 das berühmte Edikt, wodurch den Reformirten freie Religionsübung zugestanden wurde, und dessen Widerruf, 1685 durch Ludwig XIV., Frankreich Tausende seiner gewerbthätigsten Unterthanen entzog. In der Revolution feierte hier der gräßliche Carrier seine grausamen Noyaden und republikanischen Hochzeiten.



ROUEN.

Rouen.

Hauptstadt des Departements der Nieder-Seine, ehemals der Normandie, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, über welchen hier zwei Brücken, eine steinerne und eine Schiffbrücke führen, und auf welchem schwer beladene Schiffe mit der Fluth bis an den Kais gelangen können, ist 30 Stunden von Paris entfernt, liegt in einer schönen, von Anhöhen bekränzten Ebene, ist groß, aber nicht besonders gebaut und sehr alt, obgleich die Zeit ihrer Entstehung nicht genau ermittelt werden kann. Raoul, erster Herzog der Normandie, soll sie gegründet haben. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, des Stabes der 15. Militärdivision, eines Präfekten, königl. Gerichtshofes, Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer, königl. Kollegiums, Münze, Börse, Akademie der Wissenschaften, Zeichnenschule, Schifffahrtsschule, medizinische Schule; hat eine bedeutende Bibliothek, ein reiches Museum, botanischen Garten, zwei Theater und öffentliche Bäder.

Die Stadt wird in 12 Sektionen, 8 Polizeibezirke, 6 Hauptpfarreien getheilt, hat 6 Vorstädte, 5 Thore auf der Landseite, 38 Kirchen Hospitäler, 8 öffentliche Plätze, 12,000 Häuser, 87,000 Einwohner.

Rouen gehört zu den ansehnlichsten Handels- und Fabrikstädten Frankreichs. Land- und Seehandel ist gleich wichtig und bedeutend, eben so die großen Märkte. Man fabrizirt wollene und baumwollene Zeuge, Leinwand, Tuch, Pazpiertapeten, Vitriolöl, Stärke, Puder und Fayence, Eisen- und Blechwaaren, Horn- und Elfenbeinarbeiten, raffinirt Zucker und bereitet delikate Confituren.

Unter den Sehenswürdigkeiten nennen wir zuerst die Kathedrale, in der Straße Saint-Romain, im 11. Jahrhundert erbaut, oft vom Feuer verwüstet, z. B. 1200, ausgezeichnet durch ihr schönes, gothisches Portal und ihre 3 Thürme, von denen einer bei der letzten Feuersbrunst 1822 beschädigt worden ist; sie enthält die Grabmäler des Kardinals von Amboise und des Großseneschall Louis de Breze, und hat eine schöne Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht.

Saint-Vincent (Straße Vicomte), sehr alt, doch zu verschiednen Zeiten erneuert, zuletzt im 15. Jahrhundert. Ihr schöner Thurm ist 1669 gebaut.

Sain-Patrice (Straße gleiches Namens), schöne Kapelle. Die Kirche ist 1824 renovirt.

Saint-Godard (Straße Boutard), sie ist sehr alt und reich verziert.

Saint-Ouen. Herrliche Glasmalereien, sehr hoher Thurm à jour gearbeitet.

Des Ursulines (Straße Coquereaumont).

Saint-Vivien (Straße gleiches Namens).



HAUPTKIRCHE ZU ROUEN

Saint-Maclou (Straßen Martainville und Malpalu), 1472 erbaut, reich an herrlichen Skulpturen. Sie ist von edler Architektur und hat besonders schöne Thüren.

Sainte-Madeleine (Vorstadt Couchoise), sie ist mit vortrefflichen Bildhauerarbeiten geschmückt.

Saint-Gervais (eben daselbst), mit ihrer unterirdischen Kapelle, letztere soll aus dem 4. Jahrhundert herstammen.

Der Kirchhof hinter dieser Kirche.

Die protestantische Kirche (ehemals Kirche Saint-Eloi, Straße dieses Namens).

Von den Gebäuden gebührt dem Justizpallast der erste Platz. Er ist unter den vielen gothischen Bauwerken, die Rouen aufzuweisen hat, das ausgezeichnetste, und datirt aus dem 15. Jahrhundert. Unter seinen vielen schönen Sälen ist der der Procuratoren der vorzüglichste.

Die Douane, von edler Bauart, deren Fronton ein Merkur von Coustou ziert.

Die Börse mit dem Tribunal de Commerce (Straße Nationale). Sie wurde 1735 gebaut. Sie hat eine schöne Treppe und in ihren Sälen einige ausgezeichnete Gemälde von Lemonier.

Das alte Stadthaus, 1440 zum Theil auf den alten Wällen erbaut und 1608 erneuert. Es liegt zwischen den Straßen Massacre und Thouret.

Das alte Hotel du Bourg Theroulde, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert herstammend. Es hat sehr merkwürdige Basreliefs.

Die Münze (Straße Herbiere).

Die Präfektur (Straße Fontenelle).

Der erzbischöfliche Pallast (Straße des Bonnetiers).

Die Post (Place des Carmes).

Das königl. Kollegium (Straße du Grand-Maulevrier).

Das erzbischöfliche Seminarium (Straße Poissen).

Die schönen Hallen, Halle auble (Straße des Halles); Halle aux Toilettes (Haute vielle Tour), hier ist an der Treppe die alte Kapelle St. Romain; Halle aux cotons (Straße des Halles).

Das Theater Français und des Arts.

Das Haus, du Saint Sacrement genannt (Straße Morant), auf dem Flecke, wo sonst ein von Philipp August erbautes festes Schloß stand, von dem noch ein Thurm übrig ist.

Das allgemeine Hospital (Bureau des pauvres valides), es ist vortrefflich eingerichtet und hat 2000 Betten.

Das Gefängniß (Bicétre), Straße Fer a cheval.

Die Kaserne in der Vorstadt Saint-Sever.

Die Kasernen von Martainville.

Das schöne Thor Guillaume-Lyon (Vorstadt St. Hilaire).

Die Thore de la Vicomte und Haranguerie.

Das Haus, in welchem Corneille 1606 geboren wurde (Straße de la Pie).

Dasjenige, in welchem Fontenelle 1657 das Licht der Welt erblickte.

Der alte Wartthurm aus dem 14. Jahrhundert (Straße de la Grosse-Horloge).

Die Börse am Hafen, zugleich ein beliebter Spazierplatz.

Die Bibliothek, das Museum. Die Groix de pierre, ein altes Monument.

Unter den Plätzen ist die Placede de la Pucelle, sonst Marche aux-veaux; hier wurde Johanna d'Arc 1431 le-



BILDSAEULE DER JOHANNA D'ARC

Zu Rouen.

bendig verbrannt; ein Beweis, wie damals schon der Franzose heute vergöttert, morgen verfolgt; **Place du Vieux-Marche**; **Place de Henri IV.**; **Place des Carmes** zu bemerken.

Von den öffentlichen Brunnen:

Die Brunnen am alten Thurm mit den Figuren des Alpheus und der Arethuse.

Die **Fontaine de Lisieux**, am Hotel dieses Namens, (Straße Savonnerie).

Die **Fontaine Gaalor**, mit ihrem großen Reservoir (Straße Bouvreuil).

Die belebtesten und anmuthigsten Gegenden der Stadt sind der Kai an der Seine, links der schöne, schiffbedeckte Strom, rechts die prächtigsten Gärten, Plätze und Häuser. Hier ist die neue steinerne Brücke, die Schiffbrücke, die schattigen Boulevards, mit zwei alten Thürmen, Ueberreste der ehemaligen Festungswerke, der Pferdemarkt (**Boulingrin**), die Gärten des Hospitals, das Marsfeld und die schönen Infanteriekasernen. Geht man über die Brücke, so findet man auf dem linken Ufer der Seine in der schönen Vorstadt Saint-Sever ebenfalls sehr anmuthige Kais mit vortrefflichen Badeanstalten, den Platz Saint-Sever mit den neuen Kasernen und die reizende Promenade **Grand Cours** oder **Cours de la Reine**. Auf dem rechten Seineufer ist der **Cours Dauphin** am Ende des Kais und an der Straße nach Paris die beliebteste Promenade; die Aussicht von der Terrasse bei der Kirche St. Paul ist sehr schön.

Auch die nächsten Umgebungen von Rouen bieten anmuthige Spaziergänge und herrliche Aussichten dar. Wir machen besonders in dieser Beziehung aufmerksam auf Croisset, Mont-aux

Malades, Boisguillaume, auf die hohen Mont=Fortie und Mont=Renard, die Cote de Bichorel und Sainte=Catherine, deren Steinbrüche Ammonshörner, versteinerte Fische und Muscheln enthalten. Die Insel de la Croix und der schöne Anblick der Stadt von der Höhe bei dem Weiler Claquedent jenseits der Vorstadt Saint=Sever.

Von den vielen gelehrten Männern, die Rouen hervorgebracht hat, nennen wir nur die Dichter du Boccage, le Bouvier, Fontenelle, den großen Dramatiker Corneille, den Historiker Daniel, den Mathematiker Blondel, den Reisenden Paul Lucas.

Die Revolution vom 18. und 19. Brümaire.
(Schluß).

In diesem Rathe, der übrigens so wenig von Bonapartes Anschlägen unterrichtet war, daß er nur so eben eine Botschaft an das, nicht mehr bestehende Directorium dekretirt hatte, herrschte fortwährend die größte Gährung. Das Abschieds-Gesuch des Directors Barras wurde von dem Rathe der Alten den Fünfhunderten gerade in dem Augenblicke zugeschickt, wo ein Mitglied den Antrag machte, sie um die Beweggründe der Versetzung nach Saint-Cloud zu befragen; und während man über die Gesetzmäßigkeit der Abdankung berathschlagte, trat Bonaparte mit einem Peloton Grenadiere in den Versammlungssaal ein. Bei dieser Erscheinung erscholl der Saal von Verwünschungen: „Hier Säbel?“ schrieen die Abgeordneten; „hier bewaffnete Menschen? Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen! Der neue Cromwell sey außer dem Gesetze! Deßwegen also hast du gesiegt!“ schreit Destrem. Bigonnet tritt vor und sagt zu Bonaparte: „Was machen Sie, Verwegener! Entfernen Sie Sich! Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!“

Indessen gelangte Bonaparte, des heftigsten Widerstandes unerachtet, auf die Rednerbühne; er will sprechen, wird aber durch das tausendmal wiederholte Geschrei: „Es lebe die Constitution! Es lebe die Republik! Den Dictator außer dem Gesetz erklärt!“ unterbrochen. Mehrere Abgeordnete, von Wuth entflammt, gehen auf ihn los, unter ihnen sein Landsmann Arena, der zu ihm sagt: „Du willst also dein Vaterland bekriegen?“

Bonaparte glaubte jetzt, daß man ihm nach dem Leben trachte, wurde leichenblaß und vermochte kein Wort hervor zu bringen. Alsbald dringen die Grenadiere ungestüm gegen die Rednerbühne vor, unter dem Geschrei: „Wir müssen unsern General retten!“ und somit zogen sie ihn aus dem Saale hinaus.

Das Gerede war nachher von Dolchen und verwundeten Soldaten, allein die öffentliche Meinung richtete über diese ehrlose Verläumdung.

Mitten unter diesem tumultuarischen Auftritte bestrebte sich Lucian, der den Vorsitz hatte, vergebens, seinen Bruder, unter Anführung der von ihm geleisteten Dienste, zu vertheidigen: er verlangt, daß man ihn zurückrufen und anhören solle; statt aller Antwort aber wird auf dessen Achts-Erklärung angetragen. Sämmtliche Abgeordnete stehen auf und rufen einmüthig: „Zur Stimmen-Sammlung über die Erklärung des Generals Bonaparte außer dem Gesetze!“

Lucian wird selbst aufgefordert, über seines Bruders Achts-Erklärung stimmen zu lassen. Er weigert sich dessen mit Unwillen, begibt sich der Präsidentschaft, und verläßt seinen Armsessel. Eben, als er von der Bühne herabsteigt, erscheint ein, von Bonaparte abgesandtes Piket Grenadiere und nimmt ihn mit sich fort. Indessen war der General nach einer Anrede an seine Soldaten zu Pferde gestiegen, und erwartete Lucian, um diese gesetzgebende Versammlung aufzulösen.

Dieser kommt an, steigt an Bonapartes Seite zu Pferd, und requirirt die Gewalt, um die Versammlung auseinander zu treiben, indem er zu den Truppen sagt: „Ihr werdet nur die für Frankreichs Gesetzgeber anerkennen, die sich zu mir verfügen. Die, welche in der Orangerie bleiben, muß die Gewalt daraus vertreiben. Diese Räuber sind nicht mehr die Stellvertreter des Volks, sondern die der Dolche.“ So verläumdete Lucian den Rath. Er hatte die Pflichten der Natur erfüllt, indem er seines Bruders Leben vertheidigte; was er aber jetzt that, war ein Verbrechen.

Indessen trat Murat an der Spitze seiner Grenadiere auf Bonapartes Befehl, der sich auf dessen Zureden von seinem Schrecken und Angst wieder etwas erholt hatte, in den Saal der Fünfhundert, macht ihn leer, indem die Deputirten in großer Unordnung durch die Fenster springen, und überall Stücke von ihrem Costüme zurücklassen. Niemals war die Verletzung der Gesetze in irgend einem Lande offenkundiger und schändlicher, und der berühmte Feldherr hatte seine Ehre auf das Spiel gesetzt, um den ersten Gewaltschritt zur verächtlichen Rolle eines Tyrannen zu thun. Der Mißcredit, in dem das Directorium stand, hatte ihm daher die Sache sehr erleichtert.

Aus der Nothwendigkeit zu siegen, in welcher sich der von dem Rathe der Alten gesetzlich ernannte Dictator befand, entspann sich jedoch ein ungleich erheblicheres Ereigniß, als Alles, was man vorher gesehen hatte, nämlich die materielle Niederlage der republikanischen Partei in dem, in ein Schlachtfeld verwandelten Heiligthume der Gesetzgebung, und die öffentliche und gewaltsame Einführung der militärischen Dictatur. Der 19. Brümaire drückte dem 9. Thermidor die Siegel auf: er vernichtete den Ueberrest des Berges, den Verein der Reitschule. Seit Robespierres Tode bildeten dessen Mitglieder nur eine gefürchtete Ausnahme, eine

Secte ohne Volksgunst, welche die guten Bürger eben so wenig mit den wahren Republikanern vermengten, als sie am 18. Brumaire das Directorium und die Freiheit verwechselten. Wenigstens aber gaben die Volks-Repräsentanten bis zum letzten Augenblicke lediglich dem Zwange nach, und stellten ihren Committenten nicht das schimpfliche Beispiel einer Abschwörung des ihnen übertragenen Amtes auf. Da indessen deren Zurückkunft nach Paris leicht eine Gährung erregen konnte, so erhielten der General-Secretär der Polizei und der Commissär der Regierung bei dem zu Saint-Cloud befindlichen Central-Bureau den Befehl, den Posten bei den Barrieren zu verbieten, auch nur einem der Abgeordneten den Wieder-Eintritt in Paris zu gestatten; der Minister Fouché war so klug gewesen, diese Maßregel im Voraus anzuordnen.

Nach der Zerstreuung der Abgeordneten verfügte sich Lucian in den Rath der Alten, wo er die Mittel, einen neuen Rath der Fünfhunderte, unter Ausstoßung der feurigsten Mitglieder, zu bilden, auseinander setzte. Sieyes hatte Tags zuvor den Antrag hierauf gemacht, und seine Vorhersagung wegen des Widerstandes der Fünfhunderte war eingetroffen. Lucians Vorschlag wird angenommen; die in dem Pallaste zurückgebliebenen Mitglieder von Bonapartes Partei werden eilends zusammenberufen; und diese Minorität wagt es, zu dekretiren, daß die Generale und Soldaten, welche die getreuen Abgeordneten des Volks so eben gewaltsamerweise auseinander gesprengt, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten.

Von diesem Tage schreibt sich der Vertrag zwischen der bürgerlichen Gewalt und der Armee wegen Vernichtung der Republik her. Alle Schamhaftigkeit, alle Heiligkeit des Eides, alle öffentliche Tugend ward durch die Beschlüsse, die den Meineid eines Theils der National-Repräsentation förmlich guthießen, mit Füßen getreten.

An demselben Tage ward die Urkunde, welche der neuen Revolution zur gesetzlichen Grundlage dienen sollte, öffentlich bekannt gemacht. Kraft derselben wird das Directorium abgeschafft; aus den Bürgern Sieyes, Roger-Ducos und Bonaparte wird eine vollziehende consularische Commission zusammengesetzt; die beiden Räthe werden vertagt, und zweiundsechszig Mitglieder der republikanischen Partei, unter denen man Jourdan bemerkt, ausgeschlossen. Eine Commission von fünzig, aus den beiden Räthen genommenen Mitgliedern soll einen Verfassungs-Entwurf ausarbeiten.

Die Consuln schwören dem Rathe der Alten den gewöhnlichen Eid: auf die Souverainetät des Volks, auf die Eine und untheilbare Republik, auf die Freiheit, die Gleichheit und das repräsentative System; es war die letzte, der französischen Nation, die alle Garantieen des Eides annahm, und sie damals selbst noch gab, dargebrachte Huldigung.

Um 5 Uhr Morgens verließ die, solchergestalt eingesetzte neue Regierung Saint-Cloud, um im Pallaste Luxemburg den Nachlaß des Directoriums zu übernehmen. Vormittags versammelten sich die drei Consuln. „Wer von uns wird den Vorsitz haben?" sagte Sieyes zu seinen beiden Collegen. — „Sie sehen doch wohl," versetzte Roger-Ducos, „daß der General ihn hat."

Sieyes hatte auf eine Theilung zwischen dem General und ihm gezählt. Er glaubte, daß Jener sich mit der Armee begnügen, und die vollziehende Gewalt ihm bleiben würde. Allein er ward bei dieser Conferenz von dem seltenen Scharfblicke, womit sein College die wichtigsten Fragen aus der Politik und der Staats-Verwaltung abhandelte, dergestalt betroffen, er empfand das unvermeidliche Uebergewicht dieses Sterblichen so tief, daß er beim Abgehen zu den Herren Talleyrand, Cabanis, Röderer, Chazal und Boulay de la Meurthe, den geheimen Räthen des

Generals bei den so eben von ihm ausgeführten Anschlägen, sagte: „Jetzt, meine Herren, haben wir einen Gebieter. Er weiß Alles, thut Alles und vermag Alles.“

So endigte sich die berühmte Revolution vom 18. Brümaire ohne Blutvergießen und öffentlichen Tumult, mitten unter dem, damals feurigsten Volke Europas, und durch den vielleicht unwiderstehlichsten Menschen, dessen die Geschichte gedenkt.

Nächste Folgen des 18. Brümaire.

In ihrer zweiten Sitzung beschäftigten sich die Consuln mit der Bildung des Ministeriums. Der General Bonaparte sollte dazu seine Freunde, diejenigen, die mit dem meisten Erfolge zu seinen Entwürfen mitgewirkt hatten, ernennen. Das General-Sekretariat der Vollziehungs-Commission ward Maret übertragen, mit dem der General Bonaparte vor seiner Abreise nach Egypten in geheimen politischen Beziehungen gestanden und Freundschaftsbande angeknüpft hatte. Diese Stelle wog jene eines Ministers auf. Berthier, Chef des Generalstabs in Italien und Egypten, erhielt das Kriegs-Departement, statt Dubois de Crancé, der Bonaparte hatte wollen erschießen lassen. Gaudin ward zum Finanz-Minister ernannt. Er sollte dadurch für eine frühere enge Bekanntschaft und Ergebenheit belohnt werden. Cambaceres, der einer der ersten war, die nach Bonapartes Rückkehr aus Egypten in dessen geheimen Rath berufen wurden, hatte ihn kräftig unterstützt, er behielt das Justiz-Ministerium. Dem Ingenieur Forfait ward das Departement der Marine; dem berühmten Geometer Laplace das des Innern; Talleyrand, unter dem Namen Reinhards, der temporär ernannt war, das der aus-

wärtigen Angelegenheiten zu Theil. Talleyrand war eines der vorzüglichsten Häupter der Verschwörung, und hatte sich ihr wie einer persönlichen Angelegenheit gewidmet. Sieyes brachte für die allgemeine Polizei Alquier in Vorschlag; allein Bonaparte ließ sich durch seinen schlimmen Genius verleiten, Fouché den Vorzug zu geben, der in eben dieser Eigenschaft das Directorium so keck verrathen hatte. Das Ministerium war stark durch seine Zusammensetzung; es vereinigte zu des Consuls Vortheil eine Menge sich entgegengesetzter Meinungen, und begann jene Umschmelzung, wodurch sich alle Schattirungen der alten Verfassung in der neuen vermengen, und selbst die Widersacher der französischen Revolution eine Zuflucht offen finden mußten. Sieyes, durch die Furcht, die unglückliche, beharrliche Leidenschaft seines Herzens, hingerissen, neigte sich noch zu den Proscriptionen hin. Dieser Nestor der Freiheit verlangte, daß neunundfünfzig Staatsbürger theils in die verzehrenden Wüsten von Guyana, theils auf die ungesunde Küste der Insel Oleron ohne Urtheil sollten deportirt werden. Dieses, obschon eben so unpolitische, als ungerechte Dekret ward erlassen; Bonaparte, von einem besseren Geiste berathen, hintertrieb dessen Vollziehung. Bei diesem Verfahren Sieyes vermißt man jenen tiefen Gesetzgeber, jenen Weisen, dessen Abwesenheit dem gewaltigsten Redner der constituirenden Versammlung ein öffentliches Unglück dünkte. Die, durch Mirabeaus Enthusiasmus plötzlich aufgekommene Regierung des vorgeblichen Solons sollte nicht von langem Bestande seyn: den andern Tag nach Sieyes Antrag widerriefen zwei, der Form nach revolutionäre, allein von der Vernunft eingegebene Dekrete die gehässigen Gesetze in Betreff der Geißel und des gezwungenen Anlehens. Diese beiden Dekrete gewannen dem General-Consul die öffentliche Meinung; nur ihn sah man; er war für Frankreich der Erste, oder vielmehr der Einzige. Die Ueberlegenheit,

wie die Unabhängigkeit, gehörten seiner Natur und seinem Geschicke an; Italien, Egypten hatten diesen doppelten Beruf bewährt; das Consulat stellte ihn noch mehr ins Licht. Nie ward einem großen Staatsbürger die Ehre eines schönern Amts. Diese hohe Würde schien plötzlich erschaffen, um zu gleicher Zeit das Ergebniß und das Ziel der Revolution zu bezeichnen. Das französische Volk, so glücklich, wenn es genießt, so wenig unglücklich, wenn es leidet, warf sich mit Ungestüm in die Rennbahn der Hoffnung, und ward, ihm unbewußt, die Haupt=Springfeder der geheimen unter den Wahrzeichen der Freiheit nach Tyrannei strebenden Macht. Alles trug in dieser so denkwürdigen Epoche der Wiedergeburt bei, die öffentliche Meinung zu verführen, zu trösten, zu überspannen. Die antike Amtstracht der Directoren ward durch die Nationaltracht verdrängt. Männer, die den Waffen Ehre machten, erschienen jetzt wieder an der Spitze der Heere: Moreau erhielt die Rhein= und Donau=Armee, Massena jene in Italien.

Ein Abgesandter ging nach London ab, um wegen der Auswechslung der, von dem Directorium so lange und auf eine so ehrvergessene Weise in Englands Kerkern im Stiche gelassenen Gefangenen zu unterhandeln. Bonaparte drang auf die Erfüllung seines Tractats von Malta, indem er alle in Frankreich geborne Ordensritter zurückberief. Er ließ dem Fort Lamalgue zu Toulon den Namen Fort=Joubert beilegen. Männer von der Revolution, wie Röderer, verlangten beherzt in ihren Schriften die Schließung des Verzeichnisses der Ausgewanderten, und trugen solchergestalt zu der Ernennung einer mit dem Geschäfte der Ausstreichungen beauftragten Commission bei. Die seit vier Jahren in den Gefängnissen schmachtenden Schiffbrüchigen von Calais sahen sich nun endlich der Gesellschaft zurückgegeben. Der Polizei=Minister Fouché folgte sogar dem von dem Consul gegebenen

Anstoße; er veränderte seine Bureaux, und ließ dem Anscheine nach alle seine revolutionären Freundschaften im Stiche. Bonaparte verfügte sich in Person nach dem Tempel, um die Geißeln zu befreien, die er, gleich den Requisitionärs und Conscribirten, der Wohlthat einer allgemeinen Amnestie theilhaftig machte. Auf dem Staatssiegel ward an die Stelle des Schrägmaßes die Wage, das heißt, an die Stelle der Unterdrückung die Gerechtigkeit, gesetzt. Zu gleicher Zeit legte das neue Finanz-System den Grund zu jenem Credit, den die stärksten Erschütterungen der gesellschaftlichen Ordnung nicht mehr wanken zu machen vermochten. Man kann sagen, daß Bonaparte die Schöpfung aus dem Nichts hervorrief. Wirklich hatten die Ausgaben des Tages vom 19. Brümaire mit dem Gelde des Banquiers Collot bestritten werden müssen. Der Schatz war leer und der Staat mit Schulden überladen. Zu eben der Zeit erhielt die von dem Convente den 21. März 1795 errichtete polytechnische Schule eine neue Organisation. Ursprünglich theilte sich der Unterricht in zwei Hauptzweige: 1) die mathematischen Wissenschaften, mit Inbegriff der Analyse, nebst deren Anwendung auf die Feldmeßkunst, die Mechanik und die beschreibende Geometrie; 2) die physischen Wissenschaften, welche die allgemeine Physik und die Chemie in sich fassen. Es schien, als hätte der Convent nichts denn Gelehrte verlangt; der erste Consul will nichts als militärische und in das Verwaltungsfach eingeweihte Gelehrte; außer den in der hohen Schule, die unter der Aufsicht Monges, Berthollets und Prieurs von der Goldküste eröffnet worden war, errichteten Lehrfächern, wurden die Zöglingen hinfort zu anderweitigen Anwendungs-Cursen in Bezug auf die Artillerie zu Land und zur See, auf das militärische Geniewesen, auf die Brücken und Heerstraßen, auf den Bau der Schiffe und Fahrzeuge der Marine, auf die Minirkunst und auf das Fach der Ingenieur-Geographen angehal-

ten. Bonaparte hatte errathen, was man aus der französischen Jugend machen könnte; es gelang ihm, ihr durch die neue polytechnische Disciplin und durch die, welche er seitdem in den Militär- und bürgerlichen Schulen, deren Stifter die Staats-Räthe waren, und woraus so viele, in der Kenntniß der Civil-, Finanz-, Gerichts- und Handlungs-Verwaltung ausgezeichnete Männer hervorgingen, eingeführt hatte, einen ernsten und nachdenkenden Geist beizubringen. Die Grundlage des Glücks der Epoche, deren Geschichte wir erzählen werden, war rein mathematisch. Diese Verbindung einer großen Bewegung mit tiefem Studium gibt ihr ein Gepräge von Originalität, das von den Zeitgenossen beachtet zu werden verdient. Um endlich das Consulat für immer zu heiligen, und vor den Augen der Welt den Ruhm eines großen Mannes, der seines Vaterlandes Schicksal beherrscht, in seiner ganzen Fülle zu erringen, stellte Bonaparte eine aus den geschicktesten Rechtsgelehrten zusammengesetzte Commission, die das europäische Denkmal der bürgerlichen Gesetze erbauen sollte, unter seine unmittelbare Leitung. Bei der Wahl der Männer, die solches zu errichten beauftragt wurden, datirte man von der gegenwärtigen Zeitrechnung an; man berücksichtigte bloß die Talente; die Meinungen kamen nicht in Betrachtung, und Ludwigs XVI. Vertheidiger, Tronchet, nahm als Mitarbeiter an der französischen Gesetzgebung seinen Sitz neben dem conventionellen Merlin. So versicherte sich Frankreichs erster Feldherr, der oberste Leiter und Urheber seiner Wiedergeburt, durch jenen Coder, der für sich allein ihn hätte unsterblich machen müssen, wenn er nicht selbst das Verdienst wieder so sehr verringert hätte, der öffentlichen Meinung. Der Ruhm Cäsars und jener Justinians umstrahlten des glücklichen Bonapartes Stirne, und die heilsame Größe der Anstalten scheint die Gewaltthätigkeit des Staatsstreichs vom 10. Brümaire zu rechtfertigen. Dem Krieger-Ge-

setzgeber fehlte jetzt nichts mehr, als auch der Stifter eines politischen Systems zu seyn.

Indessen versammeln sich die beiden, aus den zwei Räthen gezogenen gesetzgebenden Commissionen in dem Consular=Pallaste, um im Beiseyn der Consuln über einen Verfassungs=Plan zu berathschlagen. Sieyes hatte an der Verschwörung mit dem General Bonaparte einzig in der Hoffnung Theil genommen, eine Regierungs=Form zu errichten, die sein eignes Werk wäre. Er entwickelte nach einander seine Theorien vor seiner Collegen Augen; die von ihm aufgestellten Grundlagen fanden allgemeinen Beifall. Sie waren folgende; ein Tribunal von hundert Mitgliedern, das die Gesetze erörterte, ein zahlreicheres gesetzgebendes Collegium, das solche mittelst individueller Stimmengebung und ohne Erörterung verwarf oder billigte, ferner ein lebenslänglicher Senat, befugt und verpflichtet, die Constitution und die Gesetze aufrecht zu halten. Der Regierung sollte das Recht zustehen, zuerst die Gesetze in Vorschlag zu bringen, und sie sollte einen Staats=Rath erwählen, dem die Anordnungen der öffentlichen Verwaltung anzuvertrauen wären. Noch war eine, für Bonaparte sehr wichtige Sache, nämlich die Frage über die Zusammensetzung der Regierung, abzuthun; bis jetzt hatte er noch keinen Einwurf gemacht. Endlich brachte Sieyes einen von dem Senate zu ernennenden Großwähler in Vorschlag, der selbst zwei Consule, einen für den Frieden und einen für den Krieg, ernennen sollte, in Vorschlag. Der Großwähler sollte zu Versailles wohnen, sechs Millionen Einkommen und eine Leibwache von 3000 Mann haben. Er sollte von dem Senate können zurückberufen werden, dem die Befugniß eingeräumt ward, ihn, ohne die Beweggründe dazu anzugeben, sich einzuverleiben *).

*) Die letztere Verfügung vergaß der General Bonaparte nicht.

Was das zu errichtende Amt eines Großwählers betrifft, so war es für Niemanden zweifelhaft, daß Sieyes diese Stelle sich vorbehalten habe, die er mittelst seines Credits im Rathe der Alten, aus dem der Senat beinahe insgesammt hervorgehen sollte, zuverlässig zu erlangen hoffte. Er hätte sodann Bonaparte das Kriegs= und Roger=Ducos das Friedens=Consulat übertragen; späterhin hätte er bei der ersten Unzufriedenheit die beiden Consule dem Senate einverleiben lassen.

Bonaparte durchschaute Sieyes Absicht auf den ersten Blick, und tilgte den Großwähler mit Einem Federzuge aus. Die neuerdings mit Hitze vorgenommene Berathschlagung vereitelte Sieyes Plan. Jetzt kam das Project eines ersten Consuls, der das Oberhaupt des Staats seyn, der zu allen Aemtern wählen sollte, und zweier Consule bloß mit rathgebender Stimme auf das Tapet. Dieses in des Generals geheimen Rathe vorbereitete Thema fand von Seite sehr einflußreicher Männer unter den Politikern, die sich in den Versammlungen hervorgethan hatten, und zwar von Daunou, Chénier, Chazal und Tourton, den heftigsten Widerspruch. Sie machten Bonaparte den Antrag, ihn zum Generalissimus zu ernennen, wobei ihm die Vollmacht, mit den auswärtigen Staaten zu unterhandeln, und über Krieg und Frieden zu entscheiden, übertragen werden sollte. „Ich bin Consul," erwiederte Bonaparte, „ich will in Paris bleiben." Chénier verwendete sich mit Nachdruck für die Maaßregel der Zurückversetzung der Consuln in den Senat. „Das geschieht nicht," schreit Bonaparte. Diese Antwort machte dem Streit ein Ende, und der von Bonapartes Freunden gemachte Anschlag ward mit der Modification angenommen, daß der erste Consul auf zehn Jahre ernannt und wieder wählbar seyn sollte.

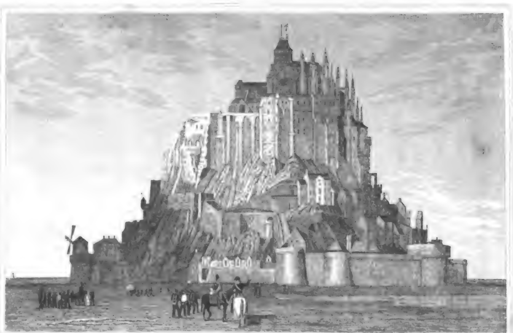
Auf diese Art, da der Senat nicht die erste Behörde war, machte Bonaparte sich selbst zum ersten Consul; Sieyes schlug

es aus, einer der beiden andern zu seyn; Roger=Ducos folgte ihm natürlicherweise; und der bereits getroffenen Einleitung zu Folge traten der Justiz=Minister Cambaceres und Lebrun, vormaliger geheimer Secretär des Kanzlers Maupou, an deren Stelle. Lebruns Rathschläge und Einsichten waren von dem General Bonaparte in den, zu Bewerkstelligung der Revolution vom 10. Brümaire statt gehabten Versammlungen gewürdigt worden. Sieyes ward zuerst dem Senate, einem politischen Hospitium, das den Veteranen und Ehrgeizigen der Revolution zur Zuflucht dienen mußte, einverleibt. Er ward zum Präsidenten dieses Kollegiums ernannt, und trug mit Cambaceres und Lebrun zu dessen Organisation bei. Bonaparte vollendete Sieyes politischen Ruin und dessen vorschnelles Glück dadurch, daß er ihm, unter dem Titel einer National=Belohnung, das Landgut Crosne, im Werthe von einer Million, zuerkennen ließ.

So endete, sechs Wochen nach ihrer Einsetzung, die vollziehende consularische Commission. Die Nation erfuhr jetzt zum zehntenmale seit dem Sturze des Throns und in weniger denn sieben Jahren eine große Veränderung in ihrem innern Zustande. Der 31. Mai 1793 sah den Sturz der Girondisten, der 5. April 1794 den der Cordeliers, der 28. Juli desselben Jahrs Robespierres, Couthons und Saint=Justs Triumvirat. Den 12. Germinal, 1. April 1795, unterlagen Barrère, Collot d'Herbois. Billaud Varennes und Vadier, die als Mitglieder des vormaligen öffentlichen Wohlfahrts=Ausschusses zur Deportation verurtheilt wurden, als Opfer einer revolutionären Bewegung, die man sie beschuldigte in den Vorstädten gegen den Convent angestiftet zu haben, und die mißlungen war. Den 1. Prairial, 20. Mai desselben Jahrs, erlitten die Jakobiner eine dritte Niederlage. Den 13. Vendémiaire, 4. Oktober, triumphirte der sich in Ge=

fahr befindende Convent über die Sectionen. Den 18. Fructidor, 4. September 1797, brach die erste Revolution im Directorium aus. Carnot und Barthélemy wurden nebst dreiundfünfzig Abgeordneten von ihren Collegen zur Deportation verurtheilt. Der noch übrige Theil des Convents errang am 30. Prairial einen Vortheil; den 18. Juni 1799 war eine abermalige Directorial-Proscription: Barras und Sieyes verbannten Merlin von Douai, Réveillère Lépaux und Treilhard aus ihrer Mitte. Den 18. Brûmaire, 10. November desselben Jahres, besiegte Bonaparte das Directorium, die Anarchisten und die Republikaner. Endlich, sechs Wochen nachher, den 24. December, mußten die Consuln Sieyes und Roger-Ducos ihre Stellen an Cambaceres und Lebrun abtreten.

(Fortsetzung folgt.)



ST MICHAEL'S BERG
UND FESTE

Mont St. Michel.

An der normännischen Küste auf dem Wege von Caen nach St. Malo liegt die kleine Stadt Avranches. Wenn man die Anhöhe erreicht hat, auf deren Rücken sie gebaut ist, überrascht eine der seltsamsten Landschaften das Auge. Dem Meere zu zeigt sich eine weite Sandebene, von zahlreichen, langsam hinschleichenden Flüssen bewässert, im Halbkreise schimmert der Ozean und am äußersten Horizonte hebt sich ein Felsencoloß einsam aus den Fluthen, der sein thurmgekröntes 600 Fuß hohes Haupt ernst und unheimlich, wie ein ungeheures Riesengespenst, in die Wolken streckt. Diese wunderbare Landschaft besteht aus den Marschen und der Bay von Cancale, der Felsen mit seinen Zinnen und Kuppeln aber ist Mont St. Michel, gleich berühmt als ein Sitz des Baals und des Jupiter, als heiliger Wallfahrtsort, als Kloster und als Festung; jetzt aber berüchtigt als ein grauenvolles Staatsgefängniß.

Die Frühgeschichte der Normandie erwähnt dieses merkwürdigen Orts als Mons Belinus, den Berg des Baals, die geheiligte Wohnung der Druiden. Die Spitze des Felsens hatte damals die Form eines Altars und von ihm rauchten Menschen-

opfer den erzürnten Göttern. Als zur Zeit des Tiberius die Völker der gallischen Nordküste unter's Joch der Römer kamen, verloren jene mit ihrer Freiheit auch ihren Kultus; Mons Belinus, ihr Hauptsitz, wurde erstürmt und das Blut der letzten Druiden strömte auf dem hohen Altar und in dessen Vertheidigung dahin. Ein Tempel des Jupiter wölbte sich darauf über die geweihete Stelle. Aber lange thronte auch der neue Gott hier nicht. Als das berühmte Edikt Kaiser Constantin's (313) allen Völkern des römischen Weltreichs Glaubens- und Gewissensfreiheit schenkte, und nun Jeder den Schöpfer und Erhalter des Weltalls in seiner eignen, frei gewählten, oder angestammten Weise und Form verehren durfte, gaben die Bewohner dieser Gegend den verhaßten Römergottesdienst auf, und erfaßten mit Eifer die christliche Lehre. Sie vertrieben die Priester und stürzten den Tempel in Trümmern. Statt jener ließen sich fromme, christliche Einsiedler auf dem einsamen Felsen nieder und aus dem Gestein des Tempels bauten sie eine kleine, dem Erzengel Michael geweihte Kapelle. Der im Volke festgewurzelte Ruf der Heiligkeit des Orts machte dieses kleine Gotteshaus bald zum Ziel der Wallfahrer aus den Christenvölkern, nah und fern, und von Opfern und Gaben aller Art erwuchs dem Kirchlein im Lauf der Jahrhunderte ein großer Schatz. Da soll dem Hüter desselben, dem heiligen Aubert, Bischof von Avranches, in der ersten Stunde des achten Jahrhunderts der Erzengel erschienen seyn und ihm befohlen haben, daß er statt des bescheidenen Hüttchens ein prachtvolles Gotteshaus baue. Es thürmten sich nun auf der Stelle des Kapellchens die Pfeiler und Gewölbe der schönsten Kirche. Die Höhlen der Anachoreten wurden zu den Wein-Kellern der neuen Abtei eingerichtet und die hageren, sich kasteyenden Einsiedler verwandelten sich in prassende, fette Mönche. In späterer Zeit, als die Normandie der Kampfapfel

zwischen den Engländern und Franzosen wurde und die Parteien die wichtige, feste Lage des Orts erkannten, versetzte man die Mönche und das Kloster wurde eine Festung, die bald den Ruf der Unbezwinglichkeit erhielt. 1423 stürmte ein brittisches 15,000 Mann starkes Belagerungsheer acht Tage lang diesen einsamen, durch eine Handvoll Franzosen vertheidigten Felsen, die sich mit dem Gestein ihrer Mauern und mit Felsenblöcken heldenmüthig, wie einst die letzten Römer auf dem Grabmal des Imperators, aber glücklicher, als diese, vertheidigten; denn nachdem die Engländer 2000 ihrer Krieger verloren und als das stürmische Meer ihre Werke zertrümmerte und ihre Flotte zerstreute, zogen sie ab. Zum Andenken dieser glücklichen Abwehr, deren Erfolg der Aberglaube jener finstern Zeit dem unmittelbaren Beistande des Himmelsfeldherrn zurechnete, stiftete Ludwig XI. den Orden des heiligen Michael's, noch jetzt einer der höchsten Frankreichs. — Die neuere Kriegskunst hat dem Platz seine frühere Wichtigkeit genommen.

Havre.

Gewöhnlich Havre de Grace, befestigte (Festung dritter Klasse) See- und Hafenstadt im Departement der Nieder-Seine, am Ausfluß dieses Stromes in das Meer, in einer tiefen, sumpfigen, von den Höhen von Ingouville begränzten Ebene, verdankt seine Entstehung Ludwig XII., der es 1509 zu bauen anfing, Ludwig XIII. und XIV. aber vornehmlich haben die Festungswerke geschaffen; sie ist sehr gut gebaut und zählt eine Citadelle, Quarantainegebäude, 2 Kirchen, 82 Straßen, 20 öffentliche Brunnen, 1600 Häuser und mit Einschluß der Vorstadt Ingouville und der zahlreichen Fremden an 30,000 Einwohner. Die Lage von Havre an der hier schon seeartigen Seine und an einem sicheren und sehr besuchten Hafen geben dem Handel und der Stadt selbst große Lebendigkeit. Sie sendet Schiffe auf den Häring- und Wallfischfang, hat bedeutende Zuckerraffinerien, Papiermühlen, Taback-, Wollenzeug- und Fayencefabriken, Manufakturen in Segeltuch und Tauen, Spitzenklöppelei, ansehnlichen Schiffbau u. s. w., Börse, Handelskammer, Handelsgericht, Schifffahrtsschule, Seearsenal.



E[illegible]PE

Zu beachten ist:

der Hafen mit seinen Leuchtthürmen, Schleusen, Bassins;

das Seearsenal;

die Börse, 1785 durch den Architekt Boucart erbaut;

die Bibliothek von 15,000 Bänden, Montag, Donnerstag und Sonnabend von 10 bis 2 Uhr geöffnet;

das Schauspielhaus;

die schöne Straße de Paris;

das naturhistorische Museum in der Vorstadt Ingouville.

Obgleich das Clima von Havre sehr feucht ist, und Hitze und Kälte hier sehr schnell abwechseln, so ist doch die Luft sehr gesund, welches, verbunden mit der Annehmlichkeit des Aufenthalts, eine Menge Fremde, besonders Engländer, anzieht, von denen stets einige Tausend hier leben. Uebrigens ist es sehr theuer, der Luxus, zumal an Kleidern, sehr groß, und es wird in Havre hoch gespielt. Berühmter 4wöchentlicher Markt, der am 19. September beginnt.

Wöchentlich geht ein Paketboot zwischen Southamton und Havre; zweimal die Woche ein Dampfboot zwischen Rouen und Havre.

Dem Reisenden empfehlen wir, die Höhe von Ingouville zu ersteigen, die herrlichste Aussicht ist der Lohn, so wie eine Reise mit dem Dampfschiffe nach dem am jenseitigen Seineufer liegenden Honfleur.

Dieppe.

Die französische Nordküste ist sehr reich an pittoresken Ansichten; St. Malo, Calais, Abbeville, Eu, Treport, Honfleur, Mont St. Michel sind reizende, berühmte Punkte; aber malerischer als die Lage von Dieppe, von der Seeseite her betrachtet, ist keine auf der ganzen Küste.

Man denke sich ein Gestade auf eine Strecke von mehreren Stunden, eingefaßt mit seltsamen Felsgestalten aus weißem Sandstein, die sich, umtost von der schäumenden Brandung, oft mehrere hundert Fuß über dieselbe erheben. Aus diesem Felsenkranze treten 2 Colosse hervor, der eine mit kahlem Haupte, der andere mit hohen Mauern und Thürmen gekrönt, von deren höchsten Warte in der Nacht eine weit über die Wogen hin leuchtende Flamme, führend und warnend zugleich, lodert. Beide Felsen trennt, als wären sie von der Hand der Allmacht gespalten, eine tiefe Schlucht. Pfahlwerke und niedrige Wälle sperren diese gegen das Meer hin; nur am Fuße des Schloßfelsens erscheint eine Pforte, durch welche ein Flüßchen, die Arques, seine klaren Gewässer dem Ocean zuführt. In jener Schlucht, durch Nebel



DIEPPE

und Rauch, erblicken wir die Kirchen und Häuser von Dieppe, aus deren undeutlichem Gewühle der Thurm der herrlichen Chathedrale hoch hervorsieht. — Der Kupferstich, der diese Beschreibung begleitet, verbildlicht sie treu, jedoch nicht vollständig; denn der dem Schlosse links gegenüber liegende Felsen ist nicht sichtbar in dem beschränkten Raume. —

Dieppe ist uralt und seiner Größe nach dicht bevölkert. Es zählt über 21,000 Einwohner. Die Straßen sind schmal, winklich und schmutzig und von den hohen, düstern Häusern verfinstert. Der Hafen ist klein, aber sehr sicher und zur Aufnahme von ein paar hundert Fischerfahrzeugen, die ihn stets beleben, geschickt. — Dieppe nährt sich hauptsächlich vom Fischfang, und fast alle seine Einwohner sind direkt oder indirekt bei diesem Gewerbe betheiligt. Es unterhält nahe an 200 Fahrzeuge, und deren Führer gelten seit uralter Zeit als die furchtlosesten und kühnsten Seeleute Frankreichs. Jede Jahrszeit bietet den Fischern ihre besondere Gattung von Bewohnern der Tiefe zum Fang. Im Juli segelt die ganze Flotte der Dieppthe an die englische Küste bei Yarmouth zum Häringsfang. Im September bis in die Mitte Oktober beschäftigt sie derselbe an der Küste von Flandern und an der Mündung der Seine. Der Winter gehört dem häuslichen Leben an und der kleinen Fischerei an ihrer eigenen Küste. Im Februar ist auf dem Gestade von Kent ihr Sammelplatz und gegen Ostern geben ihnen die Makreelenzüge an der Mündung der Themse und der Küste von Sussex die reichste Beute, mit der sie den Londoner Markt versorgen.

Das unabhängige freie Fischerleben unter Gefahren, Sturm und Wogen hat den Dieppern einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, der sich schon dem Fremden in ihrem Aeußern, in Miene und Haltung auffallend kund gibt. Das Wesen der Männer ist frei, derb, ungenirt im Umgange, und die dunkel

gebräunten, magern Gesichter zeugen von ihrem steten Kampf mit den Elementen, ungeschützt vor Sonne, Regen und Winden. Auch der weibliche Theil der Fischerfamilien trägt das Gepräge thätigen Antheils an ihrem Gewerbe. Es sind hohe, schlanke, rüstige Gestalten, und es ist eine überraschende Erscheinung für den Fremden, sieht er zur Ebbzeit Mädchen und Weiber in langen Reihen, hochaufgeschürzt, mit Körben an der Seite, die zurückweichenden Wellen verfolgend und Schellfische und Schaalthiere auf dem von Fluthen verlassenen Meerboden sammelnd; oder an langen Seilen die Fahrzeuge ihrer Männer und Väter aus dem Hafen in's Meer ziehend, klagende Fischerweisen singend.

Dieppe ist in neuester Zeit auch als Seebad berühmt geworden, und wird jetzt, in dem Glauben, daß das an den Felsen dieser Gestade gebrochene und zerschlagene Meerwasser eine besondere Kraft, mehr aber wohl wegen seiner herrlichen und bequemen Lage, sehr häufig, namentlich von Engländern, besucht. Dieses Herbeiströmen von Lust und Vergnügen suchenden, verschwenderischen Fremden wirkt zwar auf die Verschönerung der alten Fischerstadt hin; — großartig erheben sich neben den Badeanstalten jetzt prächtige Hôtels und neue Straßen steigen empor; — aber das eigenthümliche Gepräge des Volkes geht nothwendig zugleich verloren, und so die Einfalt und die Reinheit der Sitten. Schon jetzt, nach wenigen Jahren der Aufnahme Dieppe's als Bad, soll der Vergleich mit sonst, in dieser Beziehung, ein trauriges Resultat abgeben, eine Erscheinung, die leider an allen Badeorten dieselbe ist. —

Rheims.

Im Departement der Marne, an der Vesle, von Weinhügeln umgeben, eine der ältesten Städte des Reichs, in welcher sich Clovis taufen ließ, und wo die Könige von Frankreich gekrönt und gesalbt wurden; ist gut und regelmäßig gebaut, mit breiten, regelmäßigen Straßen. Sitz eines Erzbischofs (Primas der französischen Geistlichkeit), königl. Kollegiums, Tribunals erster Instanz und Handelsgerichts, einer Handelskammer, Börse; öffentliche Bibliothek; Museum, Theater, 4 öffentliche Plätze, 18 Kirchen, 3 Hospitäler, 3500 Häuser, 33,000 Einwohner. Tuchmanufakturen, Töpfereien, Hüte, Strümpfe, berühmte Pfefferkuchen. Handel mit Champagnerweine, von denen die beste weiße Sorte in dem nahen Sillery wächst.

Merkwürdig ist:

die Metropolitan= oder Kathedralkirche. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Meisterwerken gothischer Baukunst und stammt aus dem 12. Jahrhundert. Sie ist 438 Fuß lang, 108 Fuß im Gewölbe hoch und mit Blei gedeckt. Von vorzüglicher Schönheit ist das Portal mit drei großen Eingangsthoren und die Rose über denselben, ein Fenster von der vollendetsten

Arbeit. Unter den Gemälden, die diesen ehrwürdigen Tempel schmücken, sind vornehmlich ein Christus von Titian, eine Geburt Christi von Tintoretto und die Fußwaschung von Mucian sehenswerth.

Die Kirche Saint-Remi, alt und finster, aber mit mehreren vorzüglichen Gemälden versehen, von denen eine Geburt Christi von Tisseránd und die Unterredung des Königs Clovis mit dem heiligen Remi von Rencois beachtet werden mögen. In dieser Kirche befand sich vor der Revolution das berühmte Oelfläschchen, welches 496, als sich Clovis vom heiligen Remi taufen ließ, eine Taube vom Himmel gebracht haben soll, und mit dessen Oel die Könige von Frankreich bei ihrer Krönung gesalbt wurden. Obgleich diese Ampulla Rheimensis von den Sansculotten zerschlagen wurde, so hat doch nach einer Notariatsurkunde eine gläubige Seele damals das darin befindliche Oel gesammelt, und so konnte Karl X. ebenfalls mit diesem Oel gesalbt werden (le Sacre du Roi).

Die Kirche Saint-Jacques mit einem schönen Gemälde von Guido Remi, die Dreieinigkeit.

Die Kirche Saint-Nicaise, durch ihre Bauart bemerkenswerth.

Das von Ludwig XIII. 1636 erbaute einstöckige Stadthaus mit einer schönen Säulenhalle.

Der prächtige Königsplatz.

Das Kollegium, in dessen Kapelle man eine Kreuzesabnahme von Valmole und eine Erweckung des Lazarus von Corneille bewundert.

Die Bibliothek von 20,000 Bänden mit einem Museum der Alterthümer.

Die schöne Promenade le Cours.

Die römischen Alterthümer, bestehend in den Ueberresten eines Triumphbogens, eines Thores und eines Amphitheaters.



KIRCHE ZU RHEIMS.

Die hydraulische Maschine, welche das Wasser aus der Vesle in die Stadt leitet.

Die Keller in dem Kreideboden, zur Aufbewahrung des bereits in Flaschen gezogenen Champagners.

Geburtsort des Ministers Colbert, † 1683, des Geschichtsschreibers Burigny, † 1785, des Journalisten Linguet, † 1794, des Kritikers Ruinart, des Abbé Pluché, des Geschichtsschreibers Bergier.

Nancy.

Eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Frankreichs, früher Hauptstadt von Lothringen, jetzt die des Departements der Meurthe und an diesem Flusse, von Weinhügel umgeben, welche besonders auf der Seite nach Toul schöne Fernsichten darbieten. Sitz eines Präfekten, Bischofs, eines königl. Gerichtshofes, Handelsgerichts, königl. Kollegiums, einer Akademie u. s. w.

Nancy ist von Mauern umschlossen, wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt, von welchen die Letztere sich besonders durch ihre regelmäßigen und schönen Straßen auszeichnet. Sie verdankt dieses besonders dem Könige Stanislaus Leszinsky von Polen, der Vieles zur Verschönerung der Stadt beitrug, die 2 Vor-

städte, 8 Kirchen, 6 öffentliche Plätze, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, 6000 Häuser und 30,000 Einwohner zählt.

Sehenswerth ist:

die bischöfliche Hauptkirche, sie ist 1602 gebaut und war vom Papst Clemens VIII. dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen.

Die Kirche Notre-Dame de Bon-Secours, mit dem schönen Grabmale Stanislaus Leszinsky von Girardon.

Die Kirche St. Sebastian.

die Franziskanerkirche mit Denkmälern lothringischer Herzöge und des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, der 1477 in der Schlacht blieb. Die Kuppel dieser Kirche ist sehr schön.

Der alte herzogliche Pallast,

das geschmackvolle Schauspielhaus,

die öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden nebst Museum und einer naturhistorischen Sammlung;

der botanische Garten,

die öffentlichen Plätze, unter denen die Place Royale, mit 7 schönen Gebäuden umgeben und einem Triumphbogen; Place Carrière mit einer angenehmen Promenade, Place Allicante mit einer Säule;

die schönen Kasernen.

Nancy hat Fabriken von Tapeten, Lichtern, Taback, Fayence, Manufakturen in Sergen, Tüchern; Handel mit Wein, Liqueuren, Getreide ꝛc.

Vaterstadt des berühmten Kupferstechers Callot, der bekannten Madame de Grafigny und von Saint-Lambert.



PLACE ROYALE ZU NANCY MIT DER STATÜE DES KÖNIGS STANISLAUS.

Strassburg.

Eine Festung ersten Ranges, Frankreichs Vormauer gegen Deutschland, Hauptstadt des Departements des Nieder=Rheins, ehemals deutsche freie Reichsstadt und Hauptstadt des gesammten Elsaßes, von der Ill durchströmt, die 2 Stunden von hier bei Wanzenau in den Rhein fällt, eine kleine Viertelstunde vom Rhein entfernt, in einer weiten fruchtbaren, herrlich bebauten Ebene, beherrschte von jeher die Straße aus Gallien nach Deutschland und führte in den ältesten Zeiten den Namen Argentora, wahrscheinlich, weil es Silbergruben in der Nähe gab. Von Attila's Horden zerstört, bauten Chlodowigs Söhne auf ihren Ruinen eine neue Stadt, die sie Strata nannten. Schon unter den fränkischen Königen erscheint Stratabourg bereits wieder als ansehnlicher Ort, der im 14. Jahrhundert mit Ringmauern umgeben wurde und im nächsten Jahrhundert Befestigungswerke erhielt. — Doch die regelmäßigen Festungswerke sind erst ein Werk Vaubans, der die starke Citadelle und die Hauptbastionen schuf, nachdem Ludwig XIV. Straßburg seinem Frankreich einverleibt hatte. Unter Ludwig XV. wurde 1745 die große Schleuße angelegt und der

Kanal gezogen, wodurch die Gegend zwischen dem Rhein und der Jll unter Wasser gesetzt werden kann, und Staßburg fast uneinnehmbar geworden ist. Auch ist es seit seiner regelmäßigen Befestigung nicht förmlich belagert, auch nicht eingenommen worden.

Straßburg hat ein reinliches, heiteres Ansehen, mehrere öffentliche Plätze, worunter der große Marktplatz der regelmäßigste und von schönen Gebäuden umgeben, 200 meist schöne grade Straßen, unter denen die Grande Rue, die Rue du Marché-au-Poisson und die Rue de la Boucherie die bemerkenswerthesten. Sieben Thore führen in die Stadt, welche vom weißen Thor bis zu den Kapuzinern eine Länge von 1385, und vom Stein= bis zum Spitalthor eine Breite von 1050 Toisen hat, 15 Kirchen, worunter 8 protestantische, 2 Hospitäler, 1 Findelhaus, Waisenhaus, 4500 Häuser, 50,000 Einwohner. Sitz eines Bischofs, Präfekten, des Stabes der fünften Militärdivision, Tribunals erster Instanz, Handelsgerichts, Universität mit 4 Fakultäten, protestantischen Generalkonsistoriums, Juden=Synagoge, königl. Kollegium, Arznei=, Reit=, Hebammen=, Apotheker=, Thierarznei=, Artillerieschule, öffentliche Bibliothek, Museum, Münze, die unter B. B. schlägt, botanischer Garten.

Als größte Merkwürdigkeit Straßburgs steht die Domkirche (der Münster) da, mit seinem nur von den egyptischen Pyramiden an Höhe übertroffenen Thurm. Schon unter Pipin dem Kurzen ward das Chor angefangen, und von Karl dem Großen vollendet. Bischof Werner von Habsburg legte 1015 den Grund zu der Emporkirche, die erst 260 Jahre nachher vollendet wurde. Im Jahr 1276 begann der Bau des Thurmes unter dem berühmten Baumeister Erwin, von Steinbach im Badenschen gebürtig: er ist vollendet, der andere reicht nur bis zum Giebel des Portals. 1318 starb Erwin, und sein Sohn Johannes führte den Bau bis zur Plateform fort; von seiner Tochter Sabine stammen



DER MÜNSTER ZU STRASBURG

die herrlichen Bildwerke am Portal. Erst 1439 vollendete Johann Hulz den Thurm, der als das Meisterstück der gothischen Baukunst betrachtet werden kann, 490 Fuß hoch von durchbrochener Arbeit, so daß das Licht von oben bis unten ganz durch denselben durchscheint. Er besteht aus drei Stockwerken, das erste geht in dem Portal bis zur Plateform, ist viereckig und mit 3 kolossalen Ritterfiguren von Chlodowig, Dagobert und Rudolps von Habsburg verziert. Das zweite ist ein Achteck, das blos auf seinen Winkeln zu ruhen scheint, von denen vier durch eben so viel Treppen in Form von ganz durchbrochenen Thürmen gehalten werden; der dritte Stock bildet einen durchbrochenen achteckigen Kegel, mit einer Wendeltreppe. Bequem steigt man bis zur Plateform, ohne Gefahr bis zur Laterne; von hier steigt man mit Beschwerde und schwindelnd nicht ohne Gefahr bis zu dem Kreuz und dem Stein, der das Ganze deckt. Die Aussicht von diesen verschiedenen Punkten, zumal von der höchsten Spitze, über einen großen Theil des Elsaßes, die Voghesen, Baden, den Schwarzwald und den Rheinstrom ist über alle Beschreibung erhaben. Um die Laterne zu erreichen, muß man vom Portier den Schlüssel des eisernen Gitters über der Krone sich geben lassen, so wie eine Karte lösen. Der Thurm hat übrigens eine 204 Centner schwere Glocke, und auf dem Chordache befindet sich der nach Paris korrespondirende Telegraph. Nur die Vorderseite dieser schönen Kirche gewährt einen ungestörten Anblick, die Nebenseiten sind von Läden entstellt. Drei perspektivische Eingänge sind mit einer Menge Figuren und künstlich erhabenem Bildwerk verziert.

Das Innere steht mit dem prachtvollen Aeußeren nicht in Uebereinstimmung; die gemalten Fenster machen es dunkel, nur vor den Altären finden sich einige Stühle, sonst keine Bänke. Man sehe hier den Taufstein, die Grabmäler Johann Geilers von Kaisersberg, und des zweiten Buchdruckers in Straßburg, Johann

Mentelins. Die Orgel mit 39 Registern, die künstliche Uhr, 1574 vom Mechanikus Dasypodius angegeben, und von dem Vater, Sohn und Enkel Habrecht verfertigt.

Beschreibung des Straßburger Münsters. Neue, völlig umgearbeitete Auflage. 1829.

Die protestantische S. Thomaskirche verdient einen Besuch, wegen des hier befindlichen Grabmals des Marschalls von Sachsen, von Pigalle 1777 beendigt, ein Meisterstück der modernen Bildhauerkunst. Der Marschall steht in kriegerischer Rüstung, den Feldherrnstab in der Hand, und den Lorbeer auf dem Haupt, am Fuß einer Pyramide von schwarzem Marmor, an welchen der Sarkophag lehnt. Zu seiner Rechten sieht man die Symbole der drei Nationen, deren Heere er besiegte, zur Linken den Genius des Krieges mit umgestürzter Fackel, und ihm zur Seite die französische Standarte. Unter dem Marschall eine Figur, Frankreich darstellend. Das Skelett des Todes, unter einem Faltenwurf verborgen, winkt dem Helden. Auf der andern Seite des Sarkophags steht Herkules mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes. Auf der vordern Seite folgende Inschrift: Mauricio a. Saxonia Comiti, Curlandiæ et Semigallia Duci, Regiorum exercitum Marescallo generali, Ubique victori: Ludovicus XV. Victoriarum auctor, dux, testis H. M. P. c. obiit Camboriti 30. Nov. Aa. Sal. MDCCL. ætatis L. V.

Noch sieht man hier das Denkmal des berühmten Professors Schöpflin, von vortrefflicher Arbeit. Es stellt die Oeffnung eines Grabes vor, in dessen Innern auf einem Piedestal von schwarzem Marmor eine Urne von weißem Marmor mit Schöpflins Brustbild von Erz sich befindet, so wie die von Oberlin und Koch. Auch zwei unverweste Leichname von Grafen von Nassau in einer Gruft.

Die Stephanskirche ist das älteste Gebäude der Stadt und

steht auf der Stelle, wo die Römer ihre Burg hatten. Noch finden sich in den Mauern Spuren derselben.

Als bemerkenswerth ist ferner anzusehen:

Der königliche Pallast;

der bischöfliche Pallast;

das Stadthaus mit mehreren sehenswerthen Gemälden und Bildhauerarbeiten;

die Präfektur;

die Münze;

das neue Schauspielhaus mit einem schönen Peristyl von 6 jonischen Säulen;

das Arsenal, es enthält in drei Sälen merkwürdige alte Waffen und Rüstungen, und

die Kanonengießerei;

das alte Frauenhaus;

die öffentliche Stadtbibliothek, in der einen Kirche des Seminariums aufgestellt; hinter und über derselben befindet sich

die Universitätsbibliothek. 1431 vom Magistrat gestiftet, ist sie durch Schöpflins Vermächtniß mit dessen kostbarer historisch-philologischen Sammlung, ferner durch die Silbermann'sche Sammlung von Werken zur Geschichte und Alterthum des Elsaßes, mit der Büchersammlung von Oberlin u. a. m. bereichert, gut geordnet, reich an alten, seltenen Druck- und Handschriften. Verbunden ist damit ein Antikenkabinet, eine Naturaliensammlung, ein mechanisches und physikalisches Kabinet.

Die Sternwarte;

der botanische Garten;

das anatomische Theater;

die Wohlthätigkeitsanstalten, nämlich 2 Hospitäler, das schöne Militärhospital mit 1800 Betten und das Bürgerhospital mit 250 Betten, das Waisenhaus für 200 Kinder; das Findelhaus,

die Gesellschaft der mütterlichen Liebe, die Arbeitsschule für unbeschäftigte Arme.

Das Denkmal des Generals Desaix, eine abgestumpfte Pyramide mit Basreliefs, auf dem Wege nach der Rheinbrücke, eigentlich aus zwei Brücken bestehend, aus der großen und der kleinen.

Straßburg ist reich an reizenden Promenaden. In der Stadt ist am besuchtesten der Broglio, an welchen das Theater und die Stückgießerei stößt.

Vor den Thoren die Ruprechtsau, außerhalb dem Fort Mutin mit hohen schönen Baumalleen;

die Promenade Contades vor dem Judenthor;

die Orangerie.

Straßburg hat zwei große Messen jährlich, und treibt außerdem bedeutenden Handel nach dem Auslande mit Wein, Getraide, Hanf, Krapp, Früchten, Sämereien und Fabrikaten; unter diesen sind die vorzüglichsten wollene Waaren, Gewehre, Tapeten, Segeltuch, Leder, Leinwand, Stärke, Wagen (sehr berühmt), Gänseleberpasteten, Gold- und Silberarbeiten, chirurgische Instrumente, Stahlwaaren, Senf, Liqueure u. a. m.

Hier machte Johann Guttenberg 1439 den ersten Versuch, mit beweglichen Lettern zu drucken, und hier erschien 1466 von Mentelin die erste gedruckte Bibel.



BESANÇON.

Besançon.

Die Hauptstadt vom Departement Doubs, eine der berühmtesten Städte des alten Galliens, das Vesontio, in dessen Nähe Cäsar den Ariovist schlug; auch jetzt eine der wichtigsten Festungen zweiter Klasse und schönsten Städte Frankreichs, erstreckt sich in einer Länge von 1300 Metres, vom Doubs in zwei ungleiche Hälften getheilt, die obere und die untere Stadt, von denen er die erstere und größere Hälfte ganz umfließt und so, wie auch Cäsar bereits in seinen Commentaren bemerkt, eine Art Hufeisen bildet. Die schöne breite steinerne Brücke, welche beide Stadttheile verbindet, ist in ihren Grundmauern noch ein Werk der Römer. Außer einer auf hohem Felsen thronenden, die Stadt dominirenden Citadelle wird Besançon noch durch das Fort Griffon vertheidigt, besitzt 1540 Häuser innerhalb der Wälle, die von 27,500 Seelen bewohnt werden, ist gut, wenn auch nicht ganz regelmäßig, gebaut, die meisten Häuser sind von Quadern, von den Straßen nur die Rues Monsieur, Neuve und du Perron bemerkenswerth, welche die schönsten Häuser enthalten.

Besançon, unter den guten Städten von Frankreich den 17. Platz einnehmend, ist der Sitz eines Präfekten, Erzbischofs, königlichen Gerichtshofes und mehrerer niedern Tribunale, des Gouverneurs der 6ten Militairdivision; das 10te, 27ste und 36ste Infanterieregiment liegen hier in Garnison; die Stadt besitzt eine Akademie mit 2 Fakultäten, ein königl. Kollegium, ein Seminarium, eine chirurgische Schule, Artillerieschule, Zeichenschule und mehrere Gewerbschulen. Außerdem eine öffentliche Bibliothek mit 14,000 Bänden und 859 Handschriften; ein naturwissenschaftliches, so wie ein Kabinet der Alterthümer und einen ansehnlichen botanischen Garten, endlich eine Gesellschaft des Ackerbaues und eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften.

Unter dem Sehenswerthen beginnen wir mit den Kirchen. Die Kathedrale, ein schönes gothisches Schiff, enthält mehrere gute Gemälde, unter denen wir auf eine Auferstehung von Vanloo, einen heil. Sebastian von Fra Bartolomeo, ferner auf zwei Engel von weißem Marmor von Breton aufmerksam machen.

Die Kirche Sainte-Madeleine, im neuern Styl gebaut, deren Hauptschiff von cannelirten Säulen getragen wird, mit einer heiligen Familie von Quetorino und einer Himmelfahrt Mariä von Chazerand.

Die Kirche Saint-Pierre mit ihrem viereckigen Thurm und einer Gruppe, Maria, in ihrem Schoße den Erlöser haltend.

Die Kirche des großartigen Hospitals Saint-Jacques, eine herrliche Rotunde.

Von Gebäuden beachte man ferner:

das Hotel der Präfektur,
den alten Pallast von Granvelle,
den Justizpallast,
das Schauspielhaus,
die große Kaserne,

die Privathotels Camus, Chifflet, Terrier de Sautans, endlich den Triumphbogen, genannt Porte Noire, die Reste der römischen Wasserleitung, die Porte taillée.

Besondere Aufmerksamkeit schenke man der Bibliothek und dem namhaft gemachten Museum.

Besançon besitzt eine der größten und schönsten Promenaden der Welt, das ehemalige Marsfeld der Römer, jetzt Chamars genannt. Ueber 600 Metres lang und 400 Metres breit, ist dieser Platz von 2 Kanälen durchschnitten, mit hohen Bäumen bepflanzt und enthält unter andern ein sehr hübsches Badehaus. Eine andere sehr beliebte Promenade inmitten der Stadt bietet der Garten des Pallastes Granvelle dar.

Vier öffentliche Badeanstalten zeichnen sich durch ihre gute Einrichtung aus, eben so ein Schwefeldampfbad, unter der Leitung des Doktors Monnot.

Die nächsten Umgebungen der Stadt sind sehr hübsch, besonders besucht ist in dem schönen Thal des Doubs der Wall des Canal Monsieur, von dem Thor Notre-Dame bis zum Dorfe Beurre, an Sonn- und Festagen sieht man hier die ganze schöne Welt von Besançon versammelt.

Das Felsenthor bei Besançon.

Ein großartiges Denkmal der Römerzeit ist das Felsenthor, durch welches man von der Schweiz her in das reizende Thal von Besançon tritt. Der Berg, durch welchen es führt, heißt der Citadellenberg und bildet die äußerste Schutzmauer für die Stadt von der einen Seite, während der Doubs den größten Theil derselben halbmondförmig so umspült, daß jeder Zugang zu ihr versperrt wird, und man entweder über die Brücke oder durch jenes Felsenthor gehen muß. Zur Römerzeit hatte dieses Thor eine andere Bestimmung. Anfangs führte durch dasselbe eine Wasserleitung von Acier nach Besançon. Später erst, vielleicht lange nach den Römern, hat man das Felsengewölbe erweitert, und die Verbindungsstraße nach der Schweiz, welche früher über den Berg führte, da, wo er nach der Flußseite hin am wenigsten steil sich erhebt, hierher verlegt. Wahrscheinlich geschah dies zu der Zeit, wo Besançon anfing als Festung Bedeutung zu erhalten, und wo sich das Felsenthor weit leichter vertheidigen ließ, als jener freie Zugang. Bedenkt man aber, daß jenes Thor durch einen Berg gehauen werden mußte, der einen einzigen ungeheuren Felsen bildet, und daß man diese Riesenarbeit durch Instrumente vollendete, die, wenn auch noch so vollkommen, unser Pulver bei weitem nicht ersetzen konnten, so muß man den gewaltigen Willen der Römer bewun-



DAS FELSEN-THOR BEI BESANÇON

dern, dem selbst die Elemente gehorchen mußten. Auch von jener Wasserleitung sind noch bedeutende Ueberreste vorhanden, die an Festigkeit und Regelmäßigkeit ihres Gleichen suchen. Von den Festungswerken, welche schon Cäsar, bewogen durch die vortheilhafte Lage der Stadt, auf dem Citadellenberge anlegte, finden sich jetzt keine Spüren mehr. Wahrscheinlich wurden die letzten Reste vernichtet, als Ludwig XIV. Besançon durch Vauban zu einer Festung ersten Ranges erhob. Der über dem Felsenthor stehende Thurm ist nach Vauban's Angabe erbaut und für eine Besatzung von 100 Mann eingerichtet, die bei Belagerungen diese Felsenpforte vertheidigen.

Dijon.

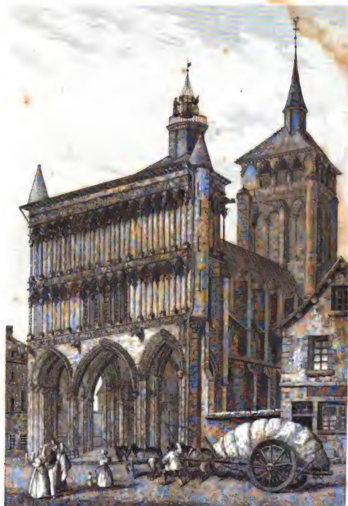
Ehemals die Hauptstadt von Burgund und Residenz der mächtigen Herzoge dieses Reiches, jetzt Hauptstadt des weinerzeugenden Departements der Côte d'Or, liegt in einer von Weinhügeln umgebenen fruchtbaren, heiteren, reich bebauten Ebene, umflossen von der Ouche, in welche sich der Suzon ergießt, und unfern des noch nicht beendigten Canal de Bourgogne, ist mit Mauern umgeben, hat breite gut gepflasterte Straßen, unter denen die Rue de Condé die ausgezeichnetste; schöne, große und regelmäßig gebaute Häuser, ein altes Schloß, 5 Thore, 8 Kirchen, mehrere öffentliche Plätze, unter diesen la Place royale nennenswerth, 3 Vorstädte, 3 Hospitäler, 2500 Häuser und 23,500 Einwohner. Sie ist Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Besançon steht, des Gouverneurs der 18ten Militairdivision, eines Präfekten, königl. Gerichtshofes, königl. Kollegiums, Handelsgerichts, Theaters, einer Akademie mit 3 Fakultäten, einer Akademie der Künste und Wissenschaften, Zeichenschule u. s. w. Der Haupthandel wird mit Wein betrieben; Manufakturen in Tuch, wollnen Decken, Strümpfen, Hüten, Spielkarten, gedruckter Leinewand. Wachsbleichen, die hiesigen Wachskerzen, so wie der Senf (Moutarde de Dijon) sind sehr geschätzt.



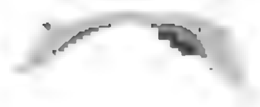
DIJON.



NOTRE DAME KIRCHE ZU DIJON



NOTRE DAME KIRCHE ZU DIJON



Als sehenswerth führen wir an:

Die Kathedrale Saint-Benigne, eine der schönsten Kirchen in Frankreich, 213 Fuß lang, 87 Fuß breit und 84 Fuß hoch. Ihr Thurm hat eine Höhe von 300 Fuß. Sie ist im 13. Jahrhundert erbaut und gehörte früher zu einer 506 gestifteten Abtei.

Die Kirche Notre-Dame mit einem ausgezeichnet schönen Portale und einer von Dubois herrlich in Stein gearbeiteten Gruppe, die Himmelfahrt Maria vorstellend;

die Kirche Saint-Michel mit einem schönen Basrelief von Hugo Sambin, das letzte Gericht, und einem herrlichen Portale von demselben Künstler;

das Hospital Sainte-Anne, durch seine schöne Kuppel ausgezeichnet;

das allgemeine oder große Hospital, eine der vortrefflichsten und best eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten;

das sogenannte Pallais des Etats oder die Königswohnung, ein in gutem neuen Style ausgeführtes Gebäude;

das alte feste Schloß, in Ruinen versinkend, Ludwig XI. ließ es beginnen, unter Ludwig XII. wurde es beendigt;

die Präfektur;

das Hôtel Dampierre;

die öffentliche Bibliothek von 36,000 Bänden und 558 Handschriften, nebst dem Museum, reich an Gemälden, besonders an Kupferstichen; mehrere Alterthümer. Hier befinden sich auch die prächtigen Grabmäler der burgundischen Herzoge, leider in der Revolution sehr verstümmelt;

das Kunstkabinet des Hrn. Baudot, mit herrlichen Alterthümern, Gemälden und Originalzeichnungen;

die Bibliothek des Präfekturraths Amanton, die Bibliothek des Inspekteurs der Akademie Peignot.

Zu den großen Vorzügen von Dijon gehören die herrlichen Promenaden, die schönsten sind der Cours Fleury in der Stadt, die Promenade des Maroniers vor dem Thore Guillaume;

die Arquebuse, hier sieht man einen ehrwürdigen, schon 1550 gepflanzten Baum.

Dijon ist Vaterstadt des Kritikers Saumaise, des geistlichen Redners Bossuet, des Dramatikers Crebillon, der Dichter Piron und Rameau. Als Merkwürdigkeit zeigt man noch die Häuser, wo diese Männer das Licht der Welt erblickten, und zwar Crebillon in der gleichbenannten Straße Nro. 29, Bossuet Platz Saint-Jean Nro. 12, Piron Platz Saint-George, an der Ecke der Straße Poulaillerie und du Bourg.

Dem Freunde der schönen Natur empfehlen wir den Besuch des romantischen Thals Suzon und einige demselben nahegelegenen Grotten mit seltsamen Tropfsteingebilden, umgeben von schauerlichen Felsen und rauher Wildniß. Die Forellen in den Felsenbächen dieses Thales sind ausgezeichnet schmackhaft.



AUXERRE



Auxerre.

Hauptstadt des Departements der Yonne und am linken Ufer dieses Flusses, an den Abhang eines Hügels gelehnt, der mit Weinreben bepflanzt ist, in einer sehr fruchtbaren und gut angebauten Gegend, die nach der Loire zu eine der angenehmsten Frankreichs ist; die Felder sind größtentheils mit Obstbäumen umgeben und es ist nur zu bedauern, daß die Vertheilung des Grundvermögens hier so weit gegangen ist, daß die größte Verarmung daraus entsteht. In der benachbarten Gemeinde Sergines sind 4500 Arpens in 22,700 kleine Besitzungen vertheilt, welches einen hinreichenden Beweis von dieser Zersplitterung des Bodens, mithin auch der Arbeitskräfte, geben wird.

Diese Stadt ist alt und schlecht gebaut, bis auf den schönen Kai am Flusse und die einzige nach den Spaziergängen führende Straße. Letztere sind die schönsten Zierden der Stadt; meist aus alten Wällen entstanden, bieten sie den herrlichsten Anblick über die mit Weinreben bedeckten Hügelufer der Yonne dar. Hier sind 12000 Einwohner, eine Präfectur, ein Assisenhof, ein Tribunal, eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, Badeanstalten, Theater und ein Hengstdepot.

Wir bemerken:

die Kathedrale mit sehr hohem Schiff, trefflichen Glasmalereien und dem Grabmal von Amyot;

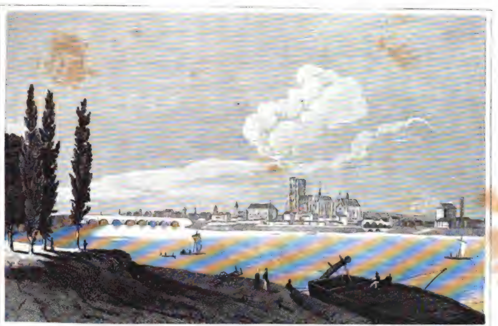
die Kirchen St. Pierre mit schönem Thurme, und St. Germain, einst eine Abtei, aus dem 5. Jahrhundert stammend;

den Thurm mit der Stadtuhr;

den Kai;

die Bibliothek mit einigen Alterthümern.

Ansehnlichen Handel mit allen Sorten von Burgunderwein, auch der Vin d'Auxerre ist geschätzt, Kohlen und Holz in starken Flößen auf der Yonne; Tuch und Baumwollenstrümpfe werden hier in großer Menge verfertigt.



ORLEANS

Orleans.

Früher Hauptstadt eines Gouvernements, so wie eines 1344 errichteten Herzogthums und einer Pairie, die verschiedene Prinzen des königl. Hauses und bis zur Revolution die Nachkommen Philipps, des einzigen Bruders Ludwigs XIV., besaßen, jetzt Hauptort des Departement Loire, liegt an der Loire, über welche hier eine schöne Brücke führt, und war im grauesten Alterthum schon ein ansehnlicher Flecken, dem Aurelian die Stadtgerechtigkeit und seinen Namen verlieh, woraus nach und nach der jetzige entstanden ist.

Orleans ist weitläufig, aber nicht besonders gebaut, es zählt 6 Thore, 4 öffentliche Plätze, 24 Kirchen, 4 Hospitäler, 4500 Häuser und 43,000 Einwohner; ist Sitz eines Bischofs, Präfekten, königl. Kollegiums, einer Akademie, Börse u. s. w. Seine vortreffliche Lage, im Mittelpunkt von Frankreich, an einem schiffbaren großen Strome, der durch die Kanäle von Orleans (11 Meilen lang mit 30 Schleusen) und von Briare (15 Meilen lang mit 42 Schleusen) mit der Seine in Verbindung gesetzt ist, gibt seinem Handel große Thätigkeit. Er umfaßt hauptsächlich Wein, Getreide, Branntwein, Essig und Manufakte, von denen hier wollene und baumwollene Zeuge, Leinwand, Porzellan, Fayence, Leder u. s. w. besonders zu nennen.

Sehenswerth ist:

die Kathedrale Sainte-Croix, sie gehört zu den vorzüglichsten gothischen Bauwerken Frankreichs;

die Kirche Saint-Aignan;

das stattliche Rathhaus;

die Maillebahn;

das Monument der berühmten Johanna d'Arc, welche 1429 die Engländer zwang, die Belagerung von Orleans aufzuheben;

die schöne Brücke über die Loire, welche Orleans mit der freundlichen Vorstadt Olivet verbindet;

das niedliche Schauspielhaus;

die öffentliche Bibliothek von 45,000 Bänden und 500 seltenen Handschriften;

das reiche Museum. Es ist Sonntags und Donnerstags geöffnet und enthält, außer mehreren seltenen Alterthümern und Skulpturen, eine sehr hübsche Gemäldegallerie; wir machen unter den besseren Stücken vorzüglich aufmerksam auf Loth und seine Töchter von Guido Reni; die Taufe Jesu, von Champagne; den Einzug der Jeanne d'Arc, von Fragonard; das Portrait der Marquise von Pompadour, von Drouais; eine Zeichnung von Duercino; Landschaften von Dunouy, Van Romain, Patel, Vencleef; die Niobe von Verdier. — Von den ausgezeichneten Personen, die in Orleans geboren wurden, nennen wir Le Vassor, Bongars, Amelot de la Houssaye, Petau, Pothier, Gédouin.

Unter den nächsten Umgebungen von Orleans sehe man Paray, wo die Engländer 1429 geschlagen wurden, die Schlösser: de la Source, und de la Porte; endlich Cléry-Notre-Dame, wo Ludwig XI. beerdigt wurde.



PLATZ ZU ORLEANS MIT DER BILDSÆULE
DER JUNGFRAU VON ORLEANS

Wir schalten hier einen Theil aus der Geschichte von Frankreich ein, welcher auch die heldenmüthigen Thaten der Johanna d'Arc, unter dem Namen „Jungfrau von Orleans" bekannt, enthält.

Ein volles Jahrhundert lang war Frankreich in schrecklicher Zerrüttung, theils durch den Unwerth seiner Fürsten, theils durch die Unbestimmtheit des Thronfolge-Gesetzes. Die Könige von England, schon früher über wichtige Provinzen Frankreichs herrschend, streckten ihre Hand aus nach der französischen Krone, welche ihnen, nach den glorreichsten Siegen, kaum noch entgehen zu können schien. In so mißlichen Umständen bestieg Karl der Siebente im October 1422 den französischen Thron. Er nahm zwar den Titel eines Königs von Frankreich an, und ließ sich zu Poitiers ohne Gepränge krönen, aber die Engländer besaßen das ganze Reich bis an die Loire, und in Paris regierte ein englischer Statthalter, der Herzog von Bedford.

Zwei Fürsten stritten sich also um den französischen Thron, doch in Wahrheit unter sehr ungleichen Umständen. Die Engländer hatten ihren Feinden ein zahlreiches Heer entgegen zu setzen; jene belebte der Stolz über ihre bisherigen Siege zu neuen ruhmwürdigen Heldenthaten, diese hatte ihr bisheriges Unglück muthlos und schwach gemacht; die Unternehmungen der erstern begünstigte eine unzertrennliche Eintracht, die Macht der letztern entkräftete ihre Zertheilung in mehrere Partheien. Endlich kam den Engländern vorzüglich auch der Umstand trefflich zu statten, daß der größte Theil des Königreichs und die wichtigsten Festungen bereits in ihrer Gewalt waren. Der Herzog von Bedford erhielt daher in kurzer Zeit einen Sieg nach dem andern, und brachte endlich im Jahr 1424 seinen Gegner Karl, durch das für diesen letztern höchst unglückliche Treffen bei Verneuil, aufs äußerste. Das einzige Heer desselben, auf welchem die endliche Entscheidung seines

Schicksals zu beruhen schien, war zerstreut und manche seiner bisherigen Anhänger zogen sich zurück.

Der König Karl schien der Regent nicht zu seyn, der im Stande wäre, seinen ganz zerrütteten Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben. Zwar wurde er, wegen seiner vielen guten Eigenschaften, wegen seiner Freundlichkeit und Popularität, Gerechtigkeitsliebe, Arbeitsamkeit und Herzhaftigkeit von den Franzosen aufrichtig geliebt. Aber eine unaufhaltbare Leidenschaft für Vergnügungen und eine blinde Zuneigung und Gefälligkeit für seine Günstlinge und Maitressen verdunkelte seine guten Eigenschaften, und brachte ihn an den Rand des Verderbens. Seit seinem elften Jahre war er mit Maria, Tochter Ludwigs von Anjou, Königs von Sizilien, vermählt, und als er in seinem ein und zwanzigsten Jahr den Thron bestieg, war er schon ein alter Ehemann, ohne für die Königin eine besondere Neigung zu empfinden. Indessen war diese eine Dame von Muth und Geist, frei von Eigensinn und Eifersucht; daher von Jedermann, selbst von Karln, geschätzt, dem sie wegen seiner Liebeshändel keine Vorwürfe machte.

Karl hielt sich fast immer auf dem Schlosse zu Chinon, in der Landschaft Touraine, auf. Hier war er von einer Menge des vornehmsten Adels umringt, und man sah an dem Hofe des jungen muntern Königs fast nichts als Freudenfeste, Spiele und Feierlichkeiten. Karl wäre ohne Rettung verloren gewesen, wenn nicht zwischen den englischen Generalen Uneinigkeiten entstanden wären, welche den raschen und glücklichen Fortgang der Kriegsoperationen eine Zeit lang hemmten. Indessen war die Gefahr doch noch immer so groß, daß einst ein freimüthiger Patriot dem Könige, als er ihm die Vorbereitungen zu einem neuen Feste zeigte, unumwunden sagte: „Wahrhaftig, Sire, man kann auf keine lustigere Art ein Königreich verlieren.“ Zwei Frauenzimmer

waren nöthig, den jungen Karl und seine Ritter in Thätigkeit zu setzen, das eine, den König zu kriegerischer Tapferkeit zu ermuntern; das andere, seine Schaaren anzuführen. Ein seltenes Beispiel in der Geschichte der Favoritinnen.

In der Nähe von Chinon lebte eine Wittwe, Frau von Mignelais, welche zwei Frauenzimmer erzog; das eine war ihre eigene Tochter, Antoinette, ein hübsches Mädchen; das andere ihre Nichte, Agnes Sorel oder Soreau, gewöhnlich die schöne Agnes genannt. Ihre Tante erzog sie, weil sie beide Eltern frühzeitig verloren hatte, und schien beide Mädchen gleich zu lieben. Aber Antoinette liebte ihre Verwandtin nicht so aufrichtig, wie diese sie, denn sie konnte Agnesens Vorzüge nicht ohne geheimen Neid ansehen, und war selbst eitel und ehrgeizig.

Als beide sechzehn Jahr alt waren, führte Dame Mignelais sie an den lustigen Hof zu Chinon, wo man den Verlust eines Königreichs mit Lachen ansah. Hätten auch beide keine Ansprüche auf die Aufmerksamkeit der Höflinge durch ihre Geburt gehabt, so mußte ihre Schönheit aller Augen nach ihnen hinlenken; sie waren kaum erschienen, als sich ein Heer von Anbetern um sie versammelte. Doch fand Agnes immer zwanzig, wenn Antoinette nur einen hatte. Die erstere stand jetzt in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit. In ihrem Gesichte mischten sich Lilien mit Rosen, strahlten Augen, deren Lebhaftigkeit durch alles, was Sanftheit des Blickes Verführerisches hat, gemäßigt wurden, thronte ein Mund, den die Grazien gebildet hatten; Alles dies war von einem freien, ungezwungenen Wuchs begleitet, und wurde durch einen leichten, aufheiternden Witz, und durch eine Unterhaltungsgabe, die eben so treffend und gründlich, als aufgeweckt und angenehm war, erhöhet. Man erschöpfte sich in ihrem Lobe, und Jedermann glaubte, noch nicht genug davon gesagt zu haben.

Die Königin liebte Alles, was schön war. Sie sah daher

Agnesen und Antoinetten gerne um sich, und nahm sie unter ihre Ehrendamen, mithin auch in das Schloß auf. Hier zeichneten sich beide, wie bisher durch ihre Reize, so auch durch das Glänzende ihres Aufzugs, von neuem aus.

Der König war, weniger aus Temperament, als aus Neigung zu den Annehmlichkeiten des Umgangs mit Frauenzimmern, für die Reize der schönen Agnes äußerst empfindlich. Je öfter er sie sah und sprach, um so mehr wurde er von ihr gefesselt. Außer dem schönen Wuchse und der Grazie ihrer Gesichtszüge, zeigte sie einen Verstand und eine Seelengröße, der er seine Bewunderung nicht versagen konnte. Sie war großmüthig, dienstfertig, mitleidig, eine warme Freundin, aufrichtig und bescheiden. Da der König ohnehin zur Verschwendung geneigt war, so kann man denken, daß er auch gegen seine neue Geliebte sich freigebig erwies. Seine Leidenschaft für die schöne Agnes blieb indessen lange ein Geheimniß, und verrieth sich nur durch die Gunst, worin ihre Familie stand, durch die Pfründen, die ihren Anverwandten ertheilt wurden, und besonders durch den außerordentlichen Aufwand, den sie in ihrer Equipage und in ihrem Anzuge machte.

Der Aufwand in Kleidungen richtete sich damals noch nach dem Stande. Gold, Silber, Edelsteine, Sammt, Pelzwerk gehörten nur für Königinnen oder Herzoginnen. Agnes erschien mit einer Pracht, die nur diesem hohen Rang zukam. Selbst die Pariser, die sie oft im Gefolge der Königin sahen, welche vielleicht weniger glänzend im Anzuge erschien, als Agnes, nahmen ein Aergerniß daran; ihr Mißvergnügen kränkte die Favoritin, und sie konnte sich nicht enthalten, darüber zu klagen; die Pariser, sagte sie, seyen schlechte Menschen, und hätte sie geglaubt, daß man ihr nicht mehr Ehre anthun würde, so würde sie nie den Fuß in die Stadt gesetzt haben.

Der König war von der schönen Agnes so ganz dahin gerissen, daß er nun die öffentlichen Angelegenheiten und die Gefahr, in der sein wankender Thron schwebte, völlig aus den Augen verlor. Er war von Natur tapfer, aber sein Muth mußte belebt werden. Widrige Schicksale schlugen ihn nieder; die Last der Unglücksfälle drückte ihn zu Boden, und seine Schwäche nahm im Verhältniß mit dem Glücke seiner Feinde zu. Er suchte dann, zur Vertreibung seines Kummers, sich in Zerstreuungen und Lustbarkeiten zu vergessen; und dieser Fürst, den man bei der Belagerung von Monterau einen Graben, wo ihm das Wasser bis an den Gürtel ging, durchwaten sah, und der einer der Ersten war, welcher, mit dem Degen in der Faust, die Mauern erstieg, schlummerte jetzt zu Chinon im Schooße der Wollust. Tanz, Maskeraden, Jagd, Konzerte, Gartenentwürfe, Zeichnungen von Blumenbeeten und seine geliebte Agnes beschäftigten ihn ganz, als ob kein Herzog von Bedford, noch ein Engländer in Frankreich gewesen wäre. So wahr ist es, daß der Uebergang vom Ungemach zu Lustbarkeiten, von Sorgen und Arbeiten des Krieges zu Zerstreuungen und zu der Wollust, selbst für die edelsten Herzen reizend und leicht ist.

Das Volk, ein stets schneller, oft strenger Richter des Betragens seiner Beherrscher, sprach ohne Schonung von der Lebensweise des Königs. Vorzüglich tadelte es, daß er sich seiner Leidenschaft für die schöne Agnes so ganz dahin gab. Alles Böse, was man sich vom König zu sagen wußte, fiel auf seine Geliebte zurück. Es blieb ihr nicht lange verborgen. Sie hatte eine schöne Seele, ein edles Herz und Gesinnungen, die sie der Gunst, welche sie genoß, würdig machten.

Als Karl einsmals in ihrer Gegenwart einen Sternseher über sein und der Engländer Schicksal zu Rathe zog, benutzte sie die Veranlassung, um ihn auf seine mißliche Lage aufmerksam

zu machen. „Sie werden lachen, Sire,“ sprach sie, als der Astrolog sich entfernt hatte, „aber ich muß es Ihnen doch sagen, weil gerade von künftigen Dingen die Rede ist. Ein Gelehrter, der viele Erfahrung hatte, prophezeihte mir einst, ein großer König werde mich lieben. Diesen großen König suchte ich schon öfters in Ew. Majestät, ohne ihn zu finden. Ich sehe zwar in Ihnen die höchste Geburt, eine Krone, ein Reich und zahlreiche Kriegsschaaren. Nichts fehlt Ihrer Person zu dem glänzendsten Glücke, und Ihre Güte hat Ihnen die Herzen aller Ihrer Unterthanen gewonnen. Aber diese Krone, dieses Reich, diese Kriegsschaaren sehe ich zu gleicher Zeit mit Schande bedeckt, und ich zweifle, daß Sie sich mit Wahrheit König nennen können, so lange der Herzog von Bedford den schönsten Theil Ihrer Staaten beherrscht. Je mehr ich darüber nachdenke, desto aufmerksamer, scheint mirs, müssen Sie auf diesen Punkt seyn. Der englische König ist mächtiger als Sie, weil er einen so großen Theil Ihres Landes besitzt, und die ganze Welt wird glauben, er sey es durch Verdienst und Tapferkeit, wenn Sie ihn in dem ruhigen Besitze der eroberten Provinzen lassen. Ich wünsche nicht, durch Ihre Eroberungen mich bereichert zu sehen; aber das wünsche ich, daß ihre Staaten einen so weiten Umfang haben möchten, als groß meine Achtung und Ehrfurcht für Sie ist.“

Karl fühlte diese, zu rechter Zeit und von einer Person, die er liebte, gegebene Erinnerung tief. „Sie haben Recht, schöne Agnes,“ sprach er, „meine Unthätigkeit zu tadeln. Sie haben mir die Augen geöffnet. Nein, nicht der schläfrige Karl soll das Orakel Ihres Gelehrten erfüllen; durch tapfre Thaten will ich den Titel eines großen Königs — und Ihre Liebe verdienen.“ Sein Muth erwachte von neuem, der Ruhm, das Interesse des Thrones und seiner Liebe, Alles, was einen König wieder be-

leben kann, stellte sich seinen Blicken dar. So sah man durch ein Paar schöne Augen den Hof zu Chinon plötzlich in neue Bewegung gesetzt. Statt der ehemaligen Anstalten zu Festen und Bällen, wurden jetzt nur Kriegsrüstungen gemacht, und der Eifer des Königs theilte sich seinem Adel mit. Er verließ seine Zerstreuungen, seine Gärten, seine Geliebte, und stellte sich an die Spitze seiner Truppen. Der Anfang war zwar nicht sehr glücklich, aber Agnes wußte ihn darüber zu trösten. „Tausendmal ehrenvoller ist's," sprach sie, „überwunden zu werden, wenn man zu überwinden sucht, als in müßiger Ruhe untergehen." Mit diesen Worten sandte sie ihn von neuem in den Krieg. Sie selbst zeigte in seiner Abwesenheit so viel Klugheit, daß Niemand, selbst Neider nicht, ihre Aufführung tadeln konnten. Die Königin ließ nie einige Eifersucht gegen sie blicken, und Agnes, die für sich die Gnade des Königs nicht mißbrauchte, hatte sehr viele Freunde.

Ungeachtet der Bemühungen, die Karl anwendete, die Engländer aus dem Reiche zu vertreiben, war er doch um diese Zeit aufs neue in die größte Noth gerathen. Nach langer vergeblicher Anstrengung sah er sich auf das Gebiet von Bourges beschränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüssel zu dem wenigen, was ihm geblieben war, aber mit dem Falle dieser Feste mußte sein Reich fallen. Die Augen von ganz Europa wandten sich nach dieser belagerten Stadt, sie schien verloren, unrettbar. Die Triebfedern des Patriotismus waren abgenutzt, die Kraft der begeisternden Ideen von Nationalruhm und Nationalglück war erschöpft, die Liebe für den König ermattete unter der langen Prüfung, oder verlor sich in traurige Ergebung. Doch in der größten Bedrängniß, da Karl eben im Begriff war, auf eine schimpfliche Art nach Dauphiné zu flüchten, stellte etwas, das zu derselben Zeit von dem leichtgläubigen

Pöbel als ein Wunder betrachtet wurde, in der That auch als eine außerordentliche Erscheinung wirklich unter die Wunder zu zählen war, die Schwärmerei eines unbedeutenden Mädchens, unvermuthet seine verfallene Sache her.

Johanne d'Arc, ein Mädchen von niedriger Herkunft und ungefähr sieben und zwanzig Jahren, Magd in einer unansehnlichen Schenke zu Domremi an der Grenze von Lothringen, verschloß schon lange in ihrem Busen einen Drang nach großen Thaten, der so oft gesetzten Männern und selbst erfahrnen Kriegsleuten mangelt. Da sie ihr Vaterland unberufenen Fremdlingen preisgegeben und in dem erbärmlichsten Zustande sieht, wacht auf einmal ein mächtiger Enthusiasmus und der Entschluß in ihr auf, dasselbe zu retten. Sie glaubt, übernatürliche Erscheinungen zu haben, glaubt, geheime Stimmen zu vernehmen, die sie zur Befreiung ihres Vaterlandes auffordern. Von diesen fanatischen Gedanken hingerissen, fliegt sie, da eben Orleans von den Engländern heftig belagert wird, zu dem Befehlshaber in Vaucauleurs hin, und dringt so lange und mit so hartnäckigen Vorstellungen in ihn, bis er sie zum Könige führen läßt.

Die Nachricht von diesem außerordentlichen Ereigniß breitete sich bald über ganz Frankreich aus, und der alles vergrößernde Ruf setzte in kurzem zu dem vermeintlichen Wunder zehn andere hinzu. Der Aberglaube machte das Mädchen zur Prophetin, und betrachtete sie als ein übernatürliches Werkzeug des göttlichen Willens.

In der verzweifelten Lage, in welcher sich König Karl befand, konnte ihm nichts willkommner seyn, als eine solche Erscheinung. Man rüstete sie wie eine Heldin aus, setzte sie auf ein Pferd und schickte sie nach Blois, wo eine Armee von zehn tausend Mann bereit war, unter ihrer Anführung zur Entsetzung

von Orleans aufzubrechen. Ihre Begeisterung theilte sich augenblicklich dem ganzen Heere mit; Alles sah schon mit Gewißheit den unausbleiblichen Sieg vor Augen, Alles brannte vor Ungeduld, den Feind anzugreifen. Im Gegentheile machte diese Begebenheit auf die Engländer den nachtheiligsten Eindruck. Die Meinung, das Mädchen sey vermöge einer übernatürlichen Sendung von oben herab bestimmt, sie zu Grunde zu richten, erhielt bei ihnen die Oberhand, und benahm ihnen allen Muth. Bei einer solchen Verfassung der Gemüther war es für sie leicht, ihre begeisterte Mannschaft mitten durch die Reihen der muthlosen Feinde bis nach Orleans zu führen, und die Stadt auf solche Art zu entsetzen. Der abergläubische Schrecken hatte die Engländer entwaffnet.

Von dieser Stunde an nahm Karls Angelegenheit eine günstige Wendung. Eine Stadt nach der andern fiel in seine Hände, überall wurden die Engländer vertrieben. Ein Heer von 12,000 Mann führte ihn nach Rheims, wo er mit aller Feierlichkeit zum Könige von Frankreich gekrönt wurde. Aber das herzhafte Mädchen von Orleans, diese patriotische Heldin, hatte bald darauf das Unglück, bei einem Ausfall auf Compiegne von den Engländern gefangen zu werden. Sie ließen deßhalb in Frankreich und England Freudenfeuer abbrennen, und es wurde das Te Deum gesungen, um Gott für diesen Fang zu danken. Die öffentlichen Freudenbezeugungen, welche angeordnet wurden, bewiesen den Schrecken, welchen ihr Arm überall verbreitet hatte. Statt sie als eine Kriegsgefangene zu behandeln, übergab man sie den Händen der Theologen. Diese beschuldigten sie der Hexerei, Zauberei und eines Bündnisses mit dem Teufel. Man machte ihr ein Verbrechen daraus, daß sie sich in Mannskleider gekleidet hatte, indessen es doch allerdings zu loben war, daß sie eine solche Kleidung wählte, wodurch sie dem

Spott der Soldaten nicht ausgesetzt war. Da sie sich einmal in den Händen solcher Richter befand, so suchte sie ihrem Schicksal zuvor zu kommen; sie stürzte sich von der Höhe ihres Thurmes, wo man sie bewachte, herab, um sich auf diese Art zu befreien. Dieser Sprung lief so übel ab, daß sie sich nicht aufrichten konnte. Die Wache lief bei ihrem Geschrei herbei, und schloß sie nun desto enger ein.

Die Inquisition hat vielleicht nie ein unschuldigeres Schlachtopfer gewürgt, als die Jungfrau von Orleans; man erkannte ihr den Feuertod zu. Ihre Todesstrafe war schrecklich und dauerte lange; durch eine Erfindung, auf die nur die schwärzeste Barbarei und Grausamkeit fallen konnte, hatte man den Scheiterhaufen dergestalt errichtet, daß die Flamme nicht bis zu ihr reichen konnte. Auf diese Art lebendig gebraten, betete sie zu Gott, bis der Tod ihre Qualen endigte.

Diese abscheuliche Mißhandlung diente nur dazu, die Engländer verhaßter zu machen, und ihre Sache noch mehr zu verschlimmern. Beinahe mit jedem Tage sank die englische Macht in Frankreich immer tiefer herab, und endlich gelang es Karln, diese verhaßten Feinde gänzlich aus seinen Staaten zu jagen. Er hatte nicht vergessen, daß Agnes es war, die seine schlummernde Tapferkeit erweckt hatte, und die schönen Früchte ihrer Rathschläge machten sie ihm noch theurer. Die Liebe, welche die Schönheit einflößt, ist zuweilen lebhaft, aber nicht immer beständig; die, welche sich auf Hochachtung stützt, ist gewöhnlich dauerhaft. Agnes erlangte über Karln eine Herrschaft, die gegen sie Eifersucht erregte.

Die Höflinge halten die Gunstbezeugungen, die ihnen nicht zu Theil werden, oder ihnen nicht zu Gebote stehen, leicht für eben so viele Ungerechtigkeiten, die man ihnen zufügt. Die Neider nahmen die Parthei der Königin, die, mehr als jeder andere

dem König ergeben, sich nicht beklagte. Am geschäftigsten erwies sich die neidische Antoinette, ihre Base aus der Gunst des Königs zu verdrängen. Sie hatte einen vornehmen Edelmann, Herrn von Villequier, geheirathet, der oft um den König war, und dieß gab ihr ein desto größeres Recht, am Hof und in der Gesellschaft der Königin zu seyn — ein Umstand, den sie nur dazu benutzte, um die Königin zur Eifersucht gegen Agnes zu reizen, aber ohne Erfolg. Sie selbst hatte anfangs ihren Gatten herzlich geliebt. Nach einigen Jahren nahm die Leidenschaft ab, besonders da Unbeständigkeit ein Zug seines Charakters war. Nun fiel ihr ein, sich in den König zu verlieben, theils aus Ehrgeiz, theils um der Agnes wehe zu thun — indessen zu gleicher Zeit ihr Gatte der schönen Agnes zu gefallen strebte. Beides mißglückte, und nun wurde auf nichts als Rache gesonnen. Villequier wußte einen jungen und unternehmenden Mann, Biron, in ihr Interesse zu ziehen, und jetzt wurden tausend falsche Gerüchte, tausend Verleumdungen ausgestreuet, die alle dazu dienen sollten, die Eifersucht des Königs zu erregen. Agnes war zwar überzeugt, daß Karl sie für unschuldig hielt, allein war sie auch sicher, daß nie ein Anfall von Zorn ihn überwältigen würde? Daher bat sie ihn oft, ihr zu erlauben, daß sie den Hof verlassen dürfte. Allein Karl suchte sie zu beruhigen, und bat sie zu bleiben.

Kränkender für den König und für Agnes war das Betragen des Dauphins Ludwig, Karls ältesten Sohnes. Dieser bösartige Prinz war gegen seinen Vater und dessen Geliebte und Rathgeberin in seinen Verlegenheiten schon in frühen Jahren eingenommen. Es verdroß den herrschsüchtigen Jüngling, daß der Vater ihn, da er achtzehn Jahre alt und schon vermählt war, an den Regierungsgeschäften nicht Theil nehmen ließ. Er schrieb dies den Rathgebern und Günstlingen des Königs zu,

und ließ sich daher von Mißvergnügten leicht verleiten, an einem Aufstande gegen seinen Vater Theil zu nehmen. Seit dieser Zeit hielt der tückische Sohn nie redlichen Frieden mit dem Vater. Es war ihm unerträglich, daß der König ihm Leute zugegeben hatte, die auf ihn Acht haben mußten. Nichts aber war ihm unerträglicher, als daß Agnes bei seinem Vater in unbeschränktem Vertrauen stand, von ihm sogar in Regierungssachen um Rath gefragt wurde, und daß er ihr einen Theil der Gewalt gab, die er, selbst bei Lebzeiten seines Vaters, ganz zu besitzen wünschte. Täglich vergaß er, daß er, als muthmaßlicher Thronerbe, nur der erste Unterthan des regierenden Königs sei, und führte gegen das Ansehen der schönen Agnes laute Beschwerde. Eines Tages soll er sich so weit vergangen haben, daß er ihr bei einem Wortwechsel, den sie mit einander hatten, eine Ohrfeige gab, und zwar soll sich dies auf dem Schlosse Chinon, wo der Hof war, zugetragen haben, wiewohl die Zeit nicht angegeben wird.

Auf die Beschwerden, die Agnes darüber führte, verwies der König den Prinzen sogleich nach Dauphiné; Agnes aber zog sich nach Loches zurück, welchen Ort sie vorzüglich liebte, und wo Karl ihr ein Schloß neben dem alten hatte bauen lassen. Hier wurde sie von ihm, der sie mit Gütern überhäufte, oft besucht. Sie besaß von seiner Freigebigkeit die Grafschaft Penthievre in Bretagne, wovon sie den Namen einer Gräfin von Penthievre annahm, das Schloß Beauté an der Marne, in der Gegend von Vincennes, und die Herrschaften Roqueserien, Issoudun in Berri und Vernon an der Seine, nebst dem Schlosse Bois-Trousseau, vier Meilen von Bourges. Zu Loches hielt sie sich ungefähr fünf Jahre auf, ohne am Hofe zu erscheinen, stand aber stets in enger Verbindung mit dem Könige. Aus Gefälligkeit für Karln, oder aus Freundschaft für Agnes, bewog die

Königin sie, gegen das Ende des Jahres **1449** nach Paris zurück zu kommen.

Der König, der, um sich die Engländer gänzlich vom Halse zu schaffen, sie nur aus der Normandie, wo sie sich noch hielten, zu vertreiben hatte, faßte den Entschluß, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, um sie durch seine Gegenwart zu beleben, und den Feinden Schrecken einzujagen. Er eroberte Chateau-Gaillard in Person, und nach einigen andern glücklichen Erfolgen nahm er die Hauptstadt der Normandie, Rouen, nebst dem Pallaste, der damals eine Festung war, und dem Schlosse, wieder ein. Die Einnahme von Honfleur folgte auf die von Rouen. Honfleur ward belagert, und ergab sich. Der König war in der Abtei Jumieges, als Agnes zu ihm kam, um ihm von einer Verschwörung gegen seine Person Nachricht zu geben. Hier überfiel sie ein Durchfall, der sie den neunten Februar **1449**, nach der alten Rechnung, und **1450** nach der neuen, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren hinraffte. Man glaubte damals, so wie in der Folge, sie sey auf Befehl des Dauphins, im Einverständniß mit der boshaften Villequier, vergiftet worden. Zwar ist kein sicherer Beweis davon vorhanden, aber alle Vermuthungen sind gegen diesen Prinzen, und sein ganzes Betragen schützt ihn nicht gegen den Verdacht. Er haßte Agnes, liebte seinen Vater nicht, und war nichts weniger als gewissenhaft.

Dem Herzen des Königs schlug der geliebten Agnes Tod eine nie zu heilende Wunde. Doch verfuhr er noch immer nachsichtsvoll mit dem ungerathnen Sohne, bis es endlich **1455** zum völligen Bruch kam. Der Dauphin mußte sich von der Zeit an am Hofe des Herzogs von Burgund aufhalten, besoldete aber seine Kreaturen so gut, daß der arme König, aus Furcht, vergiftet zu werden, sich durch übertriebene Enthaltsamkeit den Tod zugezogen haben soll. Nach Andern ist er von dem Dauphin

wirklich vergiftet worden. Er starb in Gram und Kummer den zwei und zwanzigsten Julius 1461.

Agnes Sorel hatte kurze Zeit gelebt, aber doch lange genug, um zu erfahren, daß Schönheit selbst der bescheidensten Besitzerin gefährlich ist. Während ihres Aufenthaltes zu Loches und in dem Städchen Beaulieu, das von Loches nur durch eine Brücke getrennt ist, war sie der Kollegialkirche des Schlosses zu Loches besonders gewogen. Sie war großmüthig und beschenkte diese Kirche, in welcher sie ihren Körper zur Erde bestattet wünschte, reichlich. Wirklich sieht man ihr Grabmal darin mitten im Chore. Der Sarg ist von schwarzem Marmor, ungefähr drei Fuß erhöhet, und oben darauf ist ihre, für jene Zeit ziemlich gut ausgearbeitete Figur von weißem Marmor. Zwei Liebesgötter, oder, wenn man will, zwei Engel halten das Kissen, worauf ihr Kopf ruhet, und zu ihren Füßen hat sie zwei Lämmer. Um das Grabmal herum lies't man folgende in gothischen Buchstaben ausgehauene Grabschrift:

Cy git noble demoiselle *Agnes Seurrelle*, en son vivant dame de Beauté, de Requeserien, d'Issoudun et de Vernon-sur-Seine, piteuse envers toutes gens, et qui largement donnoit, de ses biens aux églises et aux pauvres; laquelle trepassa le neuvième jour de février, l'an de grace mille quatre cent quarante neuf. Priez Dieu pour l'ame d'elle. Amen. *)

Auf den Vorschlag der Domherren zu Loches, das Mausoleum zu zerstören, benahm sich der erbittertste Feind derselben

*) Hier ruht die edle Demoiselle Agnes Seurrelle, in ihrem Leben Dame von Beauté, von Requeserien, von Issoudun und von Vernon an der Seine. Mitleidig gegen alle Menschen, gab sie freigebig von ihren Gütern den Kirchen, und den Armen. Sie starb am neunten Tag des Februars, im Jahr des Heils ein tausend vierhundert und neun und vierzig. Bitte Gott für ihre Seele. Amen.

im Leben, jetzt König Ludwig der Eilfte, großmüthiger, als man hätte erwarten sollen. Weit entfernt, in das unziemliche Begehren der Domherren zu willigen, verwies er ihnen, von den reichen Geschenken unterrichtet, die Agnes der Collegialkirche zu Loches gemacht hatte, ihre Undankbarkeit, und befahl ihnen, die Asche ihrer Wohlthäterin zu ehren und ihre Stiftungen zu vollziehen, indem er selbst eine Summe von sechs tausend Livres hinzufügte. Sie hinterließ drei Töchter, die sämmtlich vermählt und reichlich ausgestattet wurden.

Ludwig XI., Karls VII. ältester Sohn, folgte seinem Vater, dem er so viel Kummer verursacht hatte, in einem Alter von 38 Jahren. Das Betragen dieses Fürsten als Dauphin, besonders gegen seinen Vater und gegen die Einwohner der Dauphiné, ließ keinen Zweifel über das, was man von ihm zu erwarten habe. Er regierte ohne Beirath, häufig ohne Gerechtigkeit und oft ohne Ueberlegung, weil er sich, in Handlungen besonders, für unübertrefflich hielt, folgte lieber seiner ungeregelten Phantasie, als den weisen Gesetzen des Staates. Er war sehr gebildet, aber sein argwöhnischer Geist trübte seine und Frankreichs Ruhe, ja es schien ihm Vergnügen zu machen, die Angelegenheiten zu verwirren, und treue, gehorsame Unterthanen zur Empörung zu treiben. Zur Hauptaufgabe seiner Regierung schien er die Unterdrückung des hohen Adels gemacht zu haben; daher zog er Menschen von unbekannter Abkunft an den Hof, und übertrug ihnen die höchsten Ehrenstellen; Personen des höchsten Ranges starben unter den Händen des Nachrichters, wurden auf die Folter gespannt, in Käfige gesperrt, wenn sie so unglücklich gewesen waren, das Mißfallen des mißtrauischen Despoten zu erregen. Dadurch sank natürlich in den Augen des Volks des Adels Ansehen, und das der Krone hob sich in gleichem Verhältniß. Allein nicht nur die Macht und

das Ansehen der Krone hob sich mit und durch ihn, auch die Gränzen des Reiches erweiterte er dadurch, daß er die Grafschaft Roussillon, Anjou und Provence, Burgund und Artois mit der Krone verband. Ein sehr ansehnliches Heer, darunter 6000 Schweizer, war immer schlagfertig, das Gewonnene zu vertheidigen, oder Neues zu gewinnen; deßhalb war er aber auch genöthigt, das Volk mit willkürlichen Steuern zu belasten, das nur einen kleinen Ersatz dadurch erhielt, daß er Fabrikanten aus Griechenland und Italien herbeizog und zuerst Posten anlegte.

Die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt er zu Genap in Brabant, durch den Herzog von Burgund, in dessen Ländern er sich aufhielt; alsbald eilte er mit diesem nach Rheims, wo er gesalbt und gekrönt wurde. Während der Ceremonie bat ihn der Herzog von Burgund fußfällig, denen zu verzeihen, die ihn beleidigt hätten; Ludwig versprach es, mit Ausnahme von 7 Personen, die er nicht nannte, um seine Rachsucht nicht zu beschränken. Nach seinem Einzuge in Paris erregte er bald allgemeines Mißvergnügen durch die Entfernung der ausgezeichnetsten Räthe seines Vaters, dagegen begnadigte er den Herzog von Alençon, den Grafen von Armagnac, die beide unter seinem Vater wegen ihrer Verbrechen verurtheilt worden waren. Den Sohn des Herzogs von Burgund, den Grafen von Charolois, machte er zum Generalstatthalter der Normandie, und überhäufte ihn und seinen Vater mit Beweisen der Dankbarkeit; — zugleich aber unterhandelte er auch mit den Einwohnern von Lüttich, den Erbfeinden des burgundischen Hauses. Um die pragmatische Sanction ließ er sich betrügen; er hatte gehofft, vom Pabst Pius II. das Versprechen dafür zu erhalten, daß dieser die Rechte des Hauses Anjou auf den Thron von Neapel schützen wolle, und daß ein Legate ernannt würde, die

geistlichen Stellen in Frankreich zu besetzen. Aber nichts von Allem geschah, Ludwigs Unterhändler erhielt einen Cardinalshut und der König einen geweihten Degen; dafür aber duldete er den Widerspruch des Parlamentes, so daß auch der päbstliche Hof nichts gewann. Zwar hatte der Herzog von Bretagne dem Könige gehuldigt und war bei dieser Gelegenheit mit Freundschaftsbezeigungen überhäuft worden, allein er kannte den König besser und suchte bei dieser Gelegenheit sich genauer mit den unzufriednen Prinzen zu verbinden, dagegen beobachtete ihn der König sehr sorgfältig, so daß er seinen Hauptzweck nicht erreichen konnte. Seinem Bruder, Karl, damals 15 Jahr alt, überließ er das Herzogthum Berri, nebst 12,000 Livres jährlich; erregte aber dadurch nicht nur die Unzufriedenheit des Herzogs, sondern auch aller seiner Freunde, so daß der Herzog bald der Mittelpunkt aller Unzufriedenen wurde; doch blieb noch Alles ruhig, selbst der Herzog von Burgund willigte in den Wiederkauf mehrerer Städte an der Somme, um dies gute Vernehmen nicht zu stören. Als aber Ludwigs Mutter, die verwittwete Königin Maria von Anjou, die großen Einfluß auf ihren Sohn hatte, starb, da wurden die Anzeigen eines nahen Sturmes immer drohender.

Vom Herzog von Bretagne, Franz II., forderte der König unter Drohungen, daß er sich mehrerer Hoheitsrechte begeben solle; dieser hielt den König durch Unterhandlungen hin, verband sich aber indeß enger mit dem Grafen von Charolois und den andern unzufriedenen Prinzen. Dem Könige konnte dies nicht ganz verborgen bleiben, und um Gewißheit zu erhalten, versuchte er den Unterhändler in seine Gewalt zu bringen, dem er in Gorkum in Holland, wo sich der Graf von Charolois aufhielt, nachstellen ließ. Der Abgeordnete des Königs wurde aber entdeckt, und der Graf von Charolois meldete seinem

Vater, daß man ihm nachgestellt habe, und daß selbst er, der Herzog von Burgund, mit welchem der König eben unterhandelte, in Gefahr sey. Dadurch wurde das Mißtrauen des Herzogs von Burgund nicht wenig vermehrt, und die Verschwörung gegen den König befördert, die aber erst im folgenden Jahre zum Ausbruch kam, als der König Gewalt gegen den Herzog von Bretagne gebrauchen wollte. Die Flucht des Herzogs von Berri war das Signal zum Ausbruch, der angebliche Grund die Beförderung des allgemeinen Besten. Der König hätte sicher unterliegen müssen, wenn die Klugheit der Verbündeten ihrer Macht gleich gewesen wäre. An der Spitze von 14,000 Mann eilte Ludwig dem Herzog von Bourbon entgegen, und zwang ihn zu einem Waffenstillstand, nachdem er Berri, Bourbonnais und Auvergne unterworfen hatte; nun wendete er sich gegen den Grafen von Charolois, der bis in die Gegend von Paris vorgedrungen war, um sich mit dem Herzog von Bretagne zu vereinigen. Bei Montlheri trafen beide Heere aufeinander, die Schlacht war blütig, der Erfolg aber blieb zweifelhaft; Ludwig, der nun die Vereinigung der beiden Prinzen nicht hindern konnte, ging nach Paris und von da in die Normandie, um Unterstützung herbeizuholen; die Prinzen vereinigten sich und zogen vor Paris. Der König kam bald wieder zurück und die Prinzen schlossen Paris ein, bis endlich ein Frieden zu Conflans und St. Maur abgeschlossen wurde, durch welchen der König den Prinzen alle Forderungen zugestand, ohne daß er jedoch auch nur eine einzige ernstlich zu erfüllen gedachte, denn vor dem Abschlusse hatte der König durch eine, bei dem Parlamente niedergelegte Protestation erklärt, daß er den Frieden gegen seinen Willen, nur aus Noth eingehe. Der Graf von Charolois eilte nun nach Burgund zurück, um die empörten Lütticher zu bändigen; der Herzog von Berri hatte dem König die Normandie

abgedrungen, und ging dahin in Begleitung des Herzogs von Bretagne; der König endlich dachte nun darauf, das Volk für sich zu gewinnen und die Prinzen zu entzweien. Zuerst gelang es ihm mit dem Herzog von Bretagne und seinem Bruder, dem neuen Herzog der Normandie; die nächste Folge davon war, daß Ludwig sich in kurzer Zeit dieser Provinz wieder bemächtigte und den Herzog zur Flucht zwang. Bald aber vereinigte sich der Herzog von Bretagne wieder mit dem Bruder des Königs und fiel in die Normandie ein, wurde jedoch bald wieder zurückgetrieben und schloß einen Waffenstillstand mit dem Könige, um während desselben die Appanage des Prinzen Karl zu bestimmen. Dies sollte geschehen auf dem Reichstage zu Tours, auf welchem aber nur die Untrennbarkeit der Champagne von der Krone ausgesprochen wurde. Indeß hatte der Herzog von Bretagne bei Eduard IV., König von England, Hilfe gesucht, wurde aber durch Ludwigs Raschheit gezwungen, sowohl diesem Bündnisse, als auch der Verbindung mit dem Grafen von Charolois, der jetzt, nach dem Tode seines Vaters, unter dem Namen Karl der Kühne, Herzog von Burgund geworden war, zu entsagen.

Der neue Herzog von Burgund war sehr unzufrieden mit dem Könige, der den Vertrag von Conflans nicht vollständig erfüllt hatte, und die Lütticher immerfort zum Widerstand aufreizte; der mit dem Herzog von Bretagne abgeschlossene Vertrag konnte ihn nicht abhalten, sich zu rüsten, zum Erstaunen des Königs, der das Gegentheil erwartet hatte. Um den Herzog zu beruhigen, versuchte der König eine mündliche Unterredung zu Peronne, wo ihn der Herzog sehr freundlich empfing. Kaum aber war er einige Tage hier, so erhielt dieser Nachricht von einem neuen Aufruhr der Lütticher, aufgeregt durch französische Unterhändler, die man zurückzurufen vergessen hatte, und

gerieth darüber in den heftigsten Zorn. Vergebens suchte ihn Ludwig, der sich in der größten Gefahr befand, zu beruhigen; nach mehreren Tagen endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem die frühern Verträge bestätigt, dem Bruder des Königs Champagne und Brie zugesichert wurden, und der König versprechen mußte, mit gegen Lüttich zu ziehen. Erst nachdem er die Zerstörung Lüttichs mit angesehen hatte, erhielt er seine vollkommene Freiheit wieder. Der ganze Vorfall aber kränkte den König so, daß er sich schämte, in Paris zu erscheinen, und sich nach Senlis begab.

Sobald sich Ludwig frei sah, dachte er auch schon auf Ausflüchte, den abgedrungenen Vertrag nicht erfüllen zu dürfen, und brachte es zuerst dahin, daß sein Bruder, statt Champagne und Brie, mit Guyenne zufrieden war, und versöhnte sich vollkommen mit ihm, so daß er selbst seine Klagen über den geringen Ertrag von Guyenne berücksichtigte und seine Appanage vergrößerte. Inzwischen benutzte der König die gewonnene Ruhe, den Grafen Johann von Armagnac, allgemein verhaßt wegen seiner Gewaltthaten, der sich öfter gegen ihn aufgelehnt hatte, zu demüthigen zwar rettete sich dieser durch die Flucht, wurde aber, als er, vorgeladen, nicht erschien, als Verbrecher der beleidigten Majestät verurtheilt und seine Güter eingezogen. Nur die Vorbitte des Grafen von Dammartin rettete den Herzog von Nemours, dem ein gleiches Schicksal zugedacht war.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte von Frankreich.

(Schluß.)

Den Herzog Karl von Burgund beobachtete Ludwig sehr sorgfältig, und benutzte jede Gelegenheit, sein Ansehen als Oberherrn in dessen Ländern geltend zu machen, ohne sich um die geschlossenen Verträge zu kümmern; der Herzog seinerseits ließ sich durch seine Heftigkeit zu verschiedenen Gewaltthaten hinreißen, so daß er auf einer Versammlung der Notabeln zu Tours für einen Beleidiger der Majestät erklärt und vor das Parlament nach Paris geladen wurde. Wie zu erwarten, begann nun ein Krieg, durch welchen der Herzog gezwungen wurde, um einen Waffenstillstand nachzusuchen, der, nach Abtretung verschiedener, von Ludwig in Besitz genommener Plätze, weiterhin verlängert wurde, damit der Herzog des Königs Anschläge auf Guyenne nicht hindern könne; denn Ludwig war schon wieder mit seinem Bruder Karl zerfallen, und suchte ihm Guyenne wieder zu entreißen. Schon war ein Heer zu diesem Zwecke ausgerüstet, als Karl starb, wie die Feinde des Königs verbreiteten, von diesem vergiftet, der nun Guyenne ohne Widerspruch mit der Krone vereinigte.

Indeß begann der Krieg mit dem Herzoge von Burgund von neuem, dessen Macht so gewachsen war, daß er ein neues Königreich, mit Hülfe des Kaisers, zu stiften unternahm. Zwar wurden diese Feindseligkeiten von Zeit zu Zeit durch Waffenruhen unterbrochen, zwar vereinigten sich auch wohl der König und der Herzog zum Verderben eines Dritten (wie z. B. des Grafen von St. Paul), immer aber begannen die Feindseligkeiten von neuem, bis der Herzog im Kampfe mit den Schweizern unterlag, und selbst das Leben verlor.

Während dieser Zeit bekriegte Ludwig wiederholt den Herzog von Bretagne und den König von Arragonien, beide Verbündete des Herzogs von Burgund (1473, 1474, 1475), ließ den Grafen von Armagnac bekriegen, der, sammt seiner ganzen Familie, auf eine entsetzliche Weise umkam, und den Herzog von Alençon zu einem immerwährenden Gefängniß verurtheilen, weil sie beide dem Herzog von Burgund und dem Bruder des Königs angehangen hatten.

Nach dem Tode seines heftigsten und gefährlichsten Feindes, des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, eilte Ludwig, sich seiner Staaten zu bemächtigen, zufolge des in Frankreich üblichen Gesetzes, daß die Appanagen der Prinzen an die Krone zurückfallen mußten, wenn keine männliche Nachkommenschaft vorhanden sey, und Karl hinterließ nur eine einzige Tochter, Marie. Er schickte daher eine Armee nebst mehreren Abgeordneten nach Burgund, um von der Erbschaft Besitz zu nehmen. Nach einigem Zaudern schworen die Stände Gehorsam, unter der Bedingung, daß ihre Privilegien bestätigt würden. Ludwig selbst nahm die Städte des Herzogs in der Picardie in Besitz und rückte in die Grafschaft Artois vor, deren Stände sich ihm unterwarfen; Cambrai, bis jetzt unter den deutschen Kaisern und nur unter dem Schutze von Burgund, öffnete ihm die

Thore, während ihm Olivier le Daim, sein Barbier, den er zum Grafen von Meuleut gemacht hatte, Fournai gewann. Die Flamländer, unruhig über den Fortgang der französischen Waffen, boten sich und ihre Prinzessin dem verworfenen Herzog von Geldern an, wenn er sie schützen würde; doch befreite der Tod bei der Belagerung von Dornick die Prinzessin Marie von der Gefahr, diesen entsetzlichen Menschen, der seinen Vater eine lange Zeit in schmählicher Gefangenschaft gehalten hatte, weil er ihm zu lange lebte, heirathen zu müssen. Marie heirathete nun zum großen Verdruß Ludwigs, der auch ihretwegen schon mit dem verstorbenen Herzog von Burgund und mit ihr selbst unterhandelt hatte, den Erzherzog Maximilian, ein Schritt, der Frankreich sehr verderblich wurde. Die Sachen nahmen auch zugleich eine andere Wendung in Burgund, so daß Ludwig einen Waffenstillstand abschloß, der jedoch nur in den Niederlanden, nicht aber in Burgund beobachtet wurde.

Um dieselbe Zeit ließ Ludwig dem Herzog von Nemours, Jacob von Armagnac, den Prozeß machen; er wurde, als Verbrecher der beleidigten Majestät, enthauptet, und seine Güter eingezogen; die unglücklichen Kinder des Herzogs, unter das Schaffot gestellt, wurden mit dem Blute ihres Vaters bespritzt. Eine Handlung, der blutgierigen, empfindungslosen Seele Ludwigs XI. würdig.

Statt auf den Frieden zu denken, benutzte der König sowohl, als Maximilian, die Zeit des Waffenstillstandes, um sich Bundesgenossen zu verschaffen, und Ludwig, um seinen Ansprüchen auch nur einen Schein von Gültigkeit zu geben, ließ einen Prozeß gegen den verstorbenen Herzog von Burgund beginnen, als gegen einen Verräther und Rebellen, dessen Besitzungen der Krone Frankreichs verfallen seyen. Indeß setzte er den Krieg fort, besonders mit Hülfe der Schweizer, die er in seinen

Dienst genommen hatte, wurde aber bei Guinegate geschlagen. Ein im folgenden Jahre abgeschlossener Waffenstillstand sollte zu Friedensunterhandlungen dienen, die auch wirklich zu Arras und Lille eröffnet wurden; beide Theile suchten sich nun gegenseitig zu überlisten, und Ludwig sagte zu seinen Abgeordneten: sie möchten nur wacker lügen, denn die Abgeordneten Maximilians lögen ebenfalls. Der Tod der Herzogin Marie, der Haß der Flamländer gegen Maximilian, das Versprechen des Königs, den Dauphin mit Margarethen, der Tochter Mariens, zu verheirathen, bewog die Flamländer, und besonders die Genter, sich der Kinder Maximilians zu bemächtigen, wodurch dieser gezwungen wurde, den Vertrag von Arras zu bestätigen, durch welchen festgesetzt wurde, daß Margaretha den Dauphin heirathen und zur Mitgabe die Grafschaft Artois und Burgund nebst mehreren andern Herrschaften empfangen solle.

Eine Krankheit des Dauphin, der im Schlosse von Amboise sich aufhielt, veranlaßte den König, eine Post von jenem Orte aus anzulegen, um immer Nachricht von dort zu erhalten; dieß geschah späterhin auf allen Hauptstraßen, aber erst 1630 wurde es Privatpersonen erlaubt, diese Anstalt zu benutzen. Ludwig selbst, bis jetzt immer sehr wohl, wurde von epileptischen Zufällen befallen, die ihn noch mißtrauischer und härter machten, aber doch nicht so schwächten, daß er die sich ihm darbietende Gelegenheit, die Provence mit der Krone zu vereinigen, hätte versäumen sollen. Dies geschah nach dem Tode des Grafen Karl von Maine, der den Titel: „König von Jerusalem und Neapel“ führte. Um zu genesen, hatte der König einen Eremiten, François de Paule, aus Kalabrien kommen lassen, aber das Gebet dieses frommen Mannes wirkte nicht, er wurde täglich schwächer, mißtrauischer und blutdürstiger; das Schloß du Plessis-les-Tours, wo sich der König aufhielt, war

stark befestigt, die Fenster mit eisernen Gittern versehen, sein beständiger Gesellschafter der Scharfrichter Tristan l'Hermite, den er seinen Gevatter nannte. Endlich starb er, 60 Jahr alt, im 23. seiner Regierung, während welcher er mehr als 4000 Menschen, größtentheils ohne Prozeß und oft auf grausame Weise, hatte hinrichten lassen. Uebrigens war er wohl unterrichtet, und soll eine Nachahmung des Decameron von Boccaccio, unter dem Titel: Les cent Nouvelles, und ein anderes Werk: Le Rosier des Guerres, geschrieben haben.

Blois.

Im Departement Loire und Cher, an der schönen Loire, über welche hier eine Brücke von 930 Fuß Länge und 42 Fuß Breite führt, und an welcher sich die Stadt amphitheatralisch erhebt, in der das reinste und schönste Französisch gesprochen wird, und wo sich stets des herrlichen Klimas, der fruchtbaren, überaus reizenden Gegend und der wohlfeilen Lebensweise wegen eine Menge Fremde, besonders Engländer, aufhalten. Hier wurde Ludwig XII. 1462 geboren, der gute König, der den Beinamen: „Vater des Volks“ erhielt und verdiente; hier ließ Heinrich III. die Guisen 1588 ermorden.

Noch zeigt man in dem alten, ehrwürdigen Schlosse den Fleck, wo Heinrich von Guise, der Chef der Ligue, fiel. Oft bewohnten es die Herrscher von Frankreich und man sieht an seiner Bauart, daß es zu verschiedenen Epochen erneuert wurde.

Die Präfektur ist besonders durch ihren schönen und terrassenförmigen Garten und die prachtvolle Aussicht aus demselben bemerkenswerth, außerdem noch

die ehemalige Kirche der Jesuiten, nach dem Plane Mansards erbaut,

das freundliche Schauspielhaus,

die öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden,

das allgemeine Hospital,



BLOIS



das naturhistorische Kabinet,
die Schlachthäuser.

Blois ist schlecht gebaut, die Straßen sind winklicht und enge, obwohl mit einigen hübschen öffentlichen Brunnen geschmückt. Sitz der Departementalautoritäten, eines Handelsgerichts, eines königlichen Kollegiums. Depot von Hengsten. Manufaktur von wollenen Handschuhen und Decken. Bedeutende Gerbereien und Messerschmieden. Lakrizensaftfabrik. Bereitung des vortrefflichen Käses à la Crême de Saint-Cervais. 16,000 Einwohner.

Die Umgegend von Blois, ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt, ist mit den herrlichsten Landhäusern geschmückt, unter denen das des Reisenden Menars, einst der Marquise de Pompadour, jetzt dem Marschall Victor, Herzog von Belluno, gehörig, und besonders das prachtvolle Schloß Chambord nicht übersehen werden darf. Letzteres von Franz I. 1549 erbaut, wurde häufig von den französischen Königen und 4 Jahre hindurch auch von dem polnischen Könige Stanislaus Lescinsky bewohnt. Ludwig XV. schenkte es dem berühmten Marschall von Sachsen, der hier die 5 letzten Jahre seines Lebens zubrachte, Napoleon dem Marschall Berthier. Nach der Restauration hatte es die Nation zu einem Geschenk für den Herzog von Bordeaux gekauft. Die Form des Schlosses ist sehr ungewöhnlich und gibt ihm das Ansehen einer verzierten Festung; seine Architektur bietet ein Gemisch gothischen und ritterthümlichen Geschmacks dar. Ausgezeichnet schön und merkwürdig ist die Doppeltreppe, herrlich der 7 Stunden im Umfange haltende Park, ganz mit Mauern umgeben, von 12,057 Morgen Flächeninhalt, wovon 2650 Morgen Hochwald.

Tours.

Hauptstadt des Departements Indre und Loire, an dem letztern Flusse, in einer höchst reizenden, fruchtbaren Ebene, einem wahren Eden, einem Garten gleich mit Weinreben und Fruchtbäumen übersäet, und wegen seines heitern, milden Himmels ein gewöhnlicher Zufluchtsort mürrischer Engländer, welche sich hier, oder in einem der zahlreichen freundlichen Landhäuser der Umgegend, der Strahlen einer wärmeren Sonne erfreuen, als in ihrem Old-England. Sitz eines Erzbischofs, Präfekten, des Stabes der 4. Militärdivision, mit Tribunal, Handelsgericht, Handelskammer, Kollegium, öffentlicher Bibliothek, Museum, Schauspielhaus, Ackerbaugesellschaft, ist mit Wällen umgeben, die zu Promenaden geebnet sind, hat 5 Vorstädte, 10 Thore, 150 Straßen, worunter die prachtvolle breite Königsstraße, 6 öffentliche Plätze, 7 Springbrunnen, 15 Kirchen, 4 Hospitäler, 4500 Häuser, 24,000 Einwohner.

Sehenswerth ist:

die schöne Brücke über die Loire. Sie sucht ihres Gleichen,



TOURS.

besteht aus 15 Bogen, von denen jeder 75 Fuß im Durchmesser hat, und ist 220 Toisen lang und 7 Toisen breit. Hat man die Brücke überschritten, so betritt man die mehrere 1000 Fuß lange, mit den schönsten Gebäuden gezierte Königsstraße, unstreitig der schönste Theil der Stadt, da sie nicht nur ganz gerade und breit ist, sondern auch ganz von Stein erbaute Häuser hat. Diese mit de Brücke in gerader Linie fortlaufende Straße führt zu der herrlichen Allee auf der jenseitigen Straße nach Spanien, über eine sehr schöne Brücke des Cher, und in derselben geraden Richtung durch das herrlichste Wiesenthal, bis sich die Straße auf den Höhenzug erhebt, der die Indre von dem Cher trennt.

Die Kathedrale, deren Portal und die beiden gothischen Thürme ausgezeichnet sind, hat vortreffliche Glasmalerei.

Die ehemals so berühmte Abtei Saint-Martin,

der erzbischöfliche Pallast,

das Hôtel der Präfektur,

die öffentliche Bibliothek von 35,000 Bänden,

das Museum mit einer guten Gemäldesammlung,

das Stadthaus.

Tours hat mehrere sehr anmuthige Promenaden, unter denen la Mail die besuchteste; die Spaziergänge auf den Wällen, die am Josephinenplatz, am Kai u. s. w.

Getreide und Wein sind Hauptgegenstände des Handels. Man fabrizirt Tuch, seidene Zeuge, Leder, Branntwein, Confitüren und gute Säbel.

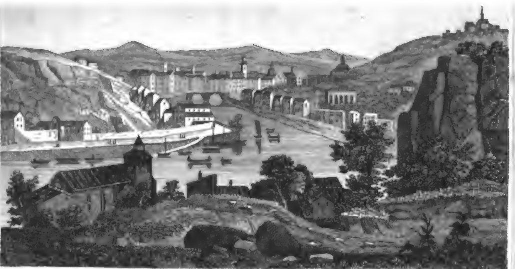
Der Geschichtschreiber Gregor war Bischof von Tours, woselbst auch die Dichter Destouches und der schlüpferige Grecourt geboren wurden.

Garnison des 44. Linieninfanterieregiments und der Chasseurs der Arriege.

Nahe bei Tours sehe man das Schloß **Plessis-les-Tours**, von Ludwig **XI.** gebaut, und woselbst er auch **1483** starb.

Die Ruinen der einst so mächtigen Abtei Marmoutiers.

Endlich findet man in der ganzen Umgegend der so reizenden Touraine große Massen von Muscheln im Sande.



LYON VOM FELSEN PIERRE SCIZE

Lyon.

Lyon (Lugdunum), Frankreichs zweite Stadt, Hauptstadt des Departements der Rhone, am Zusammenflusse der Saone mit der Rhone, mit 160,000 Einwohnern, war zu Römerzeiten Galliens Hauptstadt und der Mittelpunkt römischer Militair- und Civilverwaltung, von welchem aus Agrippa die vier berühmten Straßen durch Auvergne und Aquitanien nach den Pyrenäen, eine nach dem Rheine, die dritte durch die Picardie an das atlantische Meer und die vierte durch das narbonnensische Gallien an das mittelländische Meer führte, welche heutzutage noch gebraucht werden, aber freilich nicht mehr für dieselben Zwecke, sondern als Verbindungsmittel des friedlichen, segensreichen Handels, und wesentlich vermehrt sind durch den burgundischen Kanal und den Kanal Monsieur, der Rhone und Rhein verbindet. Jener durchschneidet 60 französische Meilen, um in die Seine zu münden und Paris, Rouen und Havre in direkte Verbindung mit Lyon zu bringen. Dieser durchläuft 87 Meilen und erreicht bei Straßburg den Rhein. Dazu kommen die Rhoneverbindung mit Marseille und die Alpenstraßen. Trotz dieser außerordentlich günstigen Lage hätte

Lyon dennoch ohne seine Seidenfabriken nie seinen gegenwärtigen hohen Flor erreichen können, weil die Binnenschifffahrt in Frankreich heute noch gleichsam in ihrer Kindheit und mit tausend Hindernissen umgeben ist. Die alte Grafschaft Venaissin hatte schon längst die Kunst der Seidenweberei getrieben. Ludwig XI. führte den Seidenbau zu Tours ein, nachdem 1525 Franz I. eine Menge genuesischer Seidenarbeiter nach Lyon gelockt hatte. Bald wetteiferte diese Stadt mit dem betriebsamen Avignon. Nach einem Jahrhundert rastloser Anstrengung erreichten ihre Fabrikate die Güte der Arbeiten von Venedig, Florenz, Bologna, woher früher ganz Frankreich seine Seidenwaaren bezogen hatte, und 1763 zählte man schon 10,000 Seidenwebstühle. Diese hoben sich 1788 auf 14,500 Stühle, welche jährlich für 96 Millionen Seidenzeuge lieferten. Die Revolution brach aus, spielte in Lyon ihre gräßlichste Rolle und zerstörte die ganze Industrie, während fast gleichzeitig der Gebrauch von Wolle und Baumwolle für beide Geschlechter in Aufnahme kam. Mit dem Aufhören der Zünfte verloren sich die meisten Arbeiter, und verbreiteten ihre Industrie in andere Länder. Die fast ununterbrochenen Kriege von 1792 bis 1815 versperrten alle Küsten und Ausfuhrpunkte Frankreichs. Für immer schien die unglückliche Stadt verloren zu seyn. Napoleons Genie rief die Seidenfabrikation wieder ins Leben und wußte ihr Abgang zu verschaffen, und der Friede unter seinen Nachfolgern hob den Handelsflor der Stadt auf eine vorher nie gekannte Höhe, welchem selbst scheußliche Scenen, wie der sogenannte Aufruhr vom 8. Juni 1817, keinen Eintrag thun konnten. Im Jahre 1825 verarbeiteten 26,000 Webstühle für 123,057,116 Franken Seide, wovon die Nordamerikaner den dritten Theil bezogen, obgleich Sachsen, Schlesien, die Schweiz, die preußischen Rheinlande, Oesterreich und England in Seidenfabrikation schöne Fortschritte zu



LYON VON DEN HÖHEN VON CROIX-ROUSSE.

machen gleichzeitig sich anstrengten. Mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung, nämlich 90,000 Menschen, ernährt die Seidenfabrikation in Lyon. Sie theilen sich in Fabrikanten und Arbeiter. Die ersteren kaufen die Seide, besorgen die Spinnereien, geben die Zeichnungen an, bezahlen alle Arbeit und verkaufen die Zeuge. Die andern sind theils Meister, theils Gesellen und Tagearbeiter. Jene haben ihre eignen Webstühle, behandeln die Arbeiten dafür mit den Fabrikanten, nehmen die Gesellen in Lohn und bezahlen diesen ohngefähr die Hälfte des Verdienstes. Dieser Lohn ist wirklich gering und kaum hinreichend für die ärmliche Subsistenz. Allein muß er erhöht werden, so kann Lyon mit dem Auslande nicht mehr rivalisiren und gleichen Schritt halten, und einer der reichsten Erträge für Frankreich geht dann unfehlbar und unrettbar verloren. Die Entwickelung reiner Begriffe von Ordnung, einige Sparsamkeit von Seiten der Arbeiter, mehr Sorge für Reinlichkeit und deren Gesundheit von Seiten der Fabrikanten und Meister, freie Einfuhr der Seide aus Piemont, allmählige Erleichterung der Abgaben, welche dort noch auf der arbeitenden Klasse lasten, und vor allem die Verminderung des ungeheuren Octroi würden ohne Zweifel die Fabriken erhalten, die Arbeiter ruhig, zufrieden und glücklich machen, und dem Staate ein Einkommen von 200 Millionen Fränken sichern.

Lyon liegt in einer mit Bergen eng umgebenen Ebene, welche mit zahllosen Gärten und Landhäusern prangt. Die Saone durchströmt einen Theil der Stadt. Vier Vorstädte liegen umher. Sieben Brücken (darunter die berühmte Guillotiere auf 20 Bogen) verbinden die beiden Ufer. Unter den 10 Plätzen zeichnet der Königsplatz (ehemals Bellecour) und der durch seine Revolutionshinrichtungen berüchtigte Platz Terreaux sich aus. Unter den Gebäuden nennen wir nur die Domkirche mit ihren vom Kardinal Fesch erhaltenen herrlichen Gemälden, die schönen

Kirchen St. Nizier und St. Just, das Zeughaus, das große Theater, das prachtvolle Jesuiten-Kollegium (jetzt Lyceum und Bibliothek von 120,000 Bänden), das großartige Krankenhaus Notredame de spitie. Studien und Gelehrsamkeit finden reiche Nahrung in vielen Schulen, einer Akademie für 3 Fakultäten, Kunstanstalten, gelehrten Gesellschaften, Naturalienkabinetten, einem botanischen Garten, einer Sternwarte und dem außerordentlich belebten Buchhandel. Außer den gewöhnlichen Seidenwaaren fabrizirt die Stadt vorzüglich Shawls, Gaze, Flor, Gold- und Silbertressen, Sammet, Strümpfe, Bänder, treffliche Hüte (jährlich gegen 4,000,000), künstliche Blumen, chemische Produkte, Stickereien, Bijouterie- und Quincalleriewaaren.

Lyoner Gräuelscenen während der Revolution.

Der Ausbruch der Revolution schien der Gewerb-Stadt Lyon keine Unruhe zu machen, doch war sie auch nicht gerade enthusiastisch für dieselbe. Die fleißigen und ehrliebenden Kaufleute, Künstler und Gewerbsleute sahen, vielleicht nicht ohne Vergnügen, den tragi-comischen Fall des in Hochmuth, Weichlichkeit und Nichtsthun versunkenen Adels, blieben aber nichtsdestoweniger religiös, mitunter auch bigott, doch immer rechtlich gesinnt. Sobald Lyon seine Nationalgarde hatte, war die erste Sorge der jungen Leute, bewaffnet gegen die Brigands



PLATZ BELLECOURT IN LYON

und sogar gegen die Bauern zu marschiren, welche in der Dauphiné die Schlösser der Adeligen verbrannten und zerstörten; sie zerstreuten sie und entsagten dabei jeder Grausamkeit und jeder Rache.

Roland, den damals eine Anstellung in Lyon festhielt, suchte mittelst der Beredtsamkeit seiner Gattin Proselyten für reine republikanische Grundsätze zu gewinnen, was ihm aber nur theilweise gelang. Als er Minister wurde, besetzte er die Aemter daselbst mit solchen Personen, aber die Jakobiner beschäftigten sich emsig damit, diese zweite Stadt des Reichs für sich zu gewinnen und mit ihrer Hülfe das mittägliche Frankreich im Zaum zu halten, welches ihnen zu entwischen drohte.

Gegen das Jahr **1791** schien Lyon der Revolution noch fremd zu seyn; sie schien ihm ein reißender Strom, den es zwar nicht abzuleiten suchte, der es aber auch nicht mit sich fortriß. In den Mauern dieser Stadt lebt ein Volk von Arbeitern, welches zum Theil die Revolution in Unthätigkeit oder doch wenig beschäftigt ließ, und dieß war ein mächtiger Hebel in den Händen der Jacobiner. Unter diesen figurirten zwei Bösewichter, einer Namens Chalier, dem seine Brüder die Oberherrschaft über Lyon versprochen hatten, und der den Titel eines Marat von Süden angenommen hatte. Er war ein Piemonteser von Geburt, und wurde in seiner Jugend von den Jesuiten in Lyon erzogen, und in ihren Orden aufgenommen. Bei der Aufhebung desselben begab er sich nach Portugal, mußte aber dieses Land wegen einiger schlechten Streiche verlassen. Lange irrte er herum, kam dann nach Lyon, und ließ sich zum Unglücke der Einwohner daselbst nieder. Er war ein Mensch von boshaftem und grausamem Charakter, ohne alles menschliche Gefühl, und der größten Gräuelthaten fähig. Sein Freund und Vertrauter, Laussel, gab ihm an Abscheulichkeit des Charakters nichts nach.

Er war ein Priester, welcher den Constitutionseid geschworen hatte. Er wurde von den Jakobinern zum Prokurator der Gemeinde ernannt. Bald nachher schlug ein Mitglied des Clubs in voller Versammlung vor, daß man sich der sogenannten Aristokraten bemächtigen und alle Tage einige vierzig hinrichten lassen sollte. Ein Mitglied des Clubs bemerkte, daß dieses für den Scharfrichter zu viel Arbeit seyn würde. Laussel stand nun auf und sagte: ein jeder ächte Jakobiner müsse bereit seyn, wenn er dazu aufgefordert werde, das Amt eines Scharfrichters selbst zu versehen, und die Feinde des Vaterlandes zu köpfen, „denn," setzte er hinzu, „um einen Menschen durch die Köpfmaschine hinzurichten, braucht man ja nur einen Bindfaden zu ziehen." -

Chalier machte unaufhörliche Reisen von Lyon nach Paris und zurück, und seine jedesmalige Zurückkunft war ein Signal des Schreckens.

Es schien unmöglich, in einer Stadt, wie Lyon, die Mordthaten vom 2. September zu wiederholen, aber die Wetteiferer der Meuchelmörder zu Paris benützten am 9. desselben Monats den Augenblick, wo die Nationalgarde, um sich zu üben, die Stadt verlassen hatte. Ihre Rotte verstärkte sich bald durch Menschen aus dem schlechtesten Pöbel, und fiel über das Schloß Pierre-Seize her, in welchem einige Geistliche und des Royalismus verdächtige Officiere saßen, und 11 von ihnen wurden erwürgt. Chalier fand diesen ersten Act der Revolutions-Gräuel noch sehr ungenügend, und unterwarf Lyon, vermittelst einer von ihm eingesetzten Municipalität, einer regelmäßigen Plünderung. Chalier versprach nun dem Gesindel, daß es die Reichthümer der wohlhabenden Bürger erhalten solle.

Von den Jakobinern wurde nun, auf Antrieb der beiden Bösewichter Chalier und Laussel, der rechtschaffene und

gutgesinnte Theil der Einwohner von Lyon auf jede Weise gedrückt und geplagt. Diese waren zu schwach, um sich zu widersetzen. Sie litten schweigend und geduldig; aber Rache kochte in ihrem Herzen, und sie warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, um dieselbe an ihren Unterdrückern auszuüben.

Nach der Hinrichtung des Königs sandte der Jakobinerclub zu Lyon eine Zuschrift an den Nationalconvent, worin er, im Namen der Stadt Lyon, diese That billigte, und dem Convent dazu Glück wünschte. Bei dieser Gelegenheit äußerten viele Lyoner ihren Unwillen, und erklärten, daß sie die Hinrichtung des Königs verabscheuten. Aller Mühe, welche die Jakobiner sich gaben, ungeachtet, konnten diese doch nicht so viel Unterschriften von den Einwohnern erhalten, als sie wünschten. Dieß meldeten sie nach Paris. Seit jener Zeit wurde die Stadt Lyon den pariser Jakobinern verdächtig und verhaßt.

Allein seit jener Zeit gab sich auch der gutgesinnte Theil der Einwohner der Stadt mehr Mühe, als bisher, sich seiner Tyrannei zu entledigen. Bei der neuen Wahl des Bürgerraths wurde einer der rechtschaffensten Männer zu Lyon, Riviere Chol, zum Maire ernannt. Noch einige andere ähnlich gesinnte Männer erhielten Stellen in dem Bürgerrathe

Diese Verminderung ihrer Macht sahen die Jakobiner, deren Präsident Chalier war, mit großem Widerwillen. Der geheime Ausschuß des Clubs beschloß, sich am 8. Februar des Zeughauses der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, die in demselben befindlichen Kanonen, mit Kartätschen geladen, in den Hauptstraßen der Stadt aufzustellen, die Adeligen, nebst den reichsten Kaufleuten zu ermorden, ihre Leichname in die Rhone zu werfen, und eine jakobinische Regierung in der Stadt einzuführen.

So geheim auch die Verschwornen ihre Zusammenkünfte hielten, so erfuhr der thätige Maire dennoch alles, was in denselben vorging. Um die Ausführung dieses schrecklichen Planes zu verhindern, ließ er den Generalmarsch schlagen und die Bürger unter das Gewehr treten. Hierauf hielt er eine Rede an die versammelte Bürgerschaft, machte alles bekannt, was er von der Verschwörung wußte, gestand aber zugleich, daß er sich nicht Macht genug zutraue, so vielen Bösewichtern allein Widerstand zu thun, daß seine Partei in dem Bürgerrathe viel zu schwach wäre, und daß er aus diesem Grunde genöthigt wäre, sein Amt niederzulegen. Es wurde nunmehr zu der Wahl eines neuen Maire geschritten. Die Zahl der versammelten Wählenden betrug 7800. Unter diesen gaben 7500 ihre Stimmen dem vormaligen Maire, Riviere Chol, aufs neue. Einen größeren Beweis des Zutrauens und der Liebe seiner Mitbürger konnte dieser Mann nicht erhalten. Er war auch so gerührt darüber, daß er die Stelle wieder annahm. Dieser Entschluß verursachte unter den versammelten Bürgern eine außerordentliche Freude. Während des allgemeinen Enthusiasmus stand ein Jüngling auf, und klagte Chalier öffentlich an. Sogleich fielen die Jakobiner über ihn her, um denselben in das Gefängniß zu schleppen; allein die Bürger wurden dadurch so erbittert, daß sie den Jüngling den Händen der Jakobiner entrissen, und noch an demselben Abend den Versammlungsort der Jakobiner zerstörten.

Chalier und seine Spießgesellen geriethen hierüber in die heftigste Wuth. Einige unter ihnen reis'ten nach Paris und klagten die Lyoner bei dem Convent als Generalrevolutionaire an, welche alle wahren Patrioten verfolgten und aus ihrer Stadt vertrieben. Der Convent hörte ihre Klagen und sandte einige Bataillone Ohnehosen, nebst drei Commissarien aus seiner

Mitte, Legendre, Bazire und Rovere, nach Lyon, um den Club wieder einzusetzen. Unter dem Schutze dieser Commissäre und der Ohnehosen-Miliz fing der Club seine Sitzungen wieder an. Die pariser Commissäre beehrten diese Sitzungen mit ihrer Gegenwart, und nahmen einen Kerl zum Mitgliede auf, der es sich öffentlich zum Verdienste anrechnete, daß er der Mörder der Prinzessin Lamballe gewesen wäre.

Unter solchen Umständen blieb dem Maire Riviere Chol, welchen die Commissäre täglich mißhandelten, weiter nichts übrig, als abzutreten. Er that es, und der berühmte Arzt Gilibert wurde zum Maire ernannt. Allein Gilibert war ein rechtschaffener Mann, darum wollten ihn die Jakobiner nicht zum Maire. Sie warfen ihn in das Gefängniß, und mißhandelten ihn so lang, bis er versprach, seine Stelle niederzulegen. Bertrand, ein vertrauter Freund Chaliers, wurde nunmehr von den Jakobinern zum Maire ausgerufen. Nachher kehrten die Commissäre des Convents mit ihren Trabanten nach Paris zurück. Legendre trat in dem Convent auf, und sagte, daß er die Lyoner gezwungen hätte, einen Ohnehosen zum Maire zu wählen.

Die ungeheueren Bedrückungen, unter welchen die Lyoner unter der Herrschaft der Jokobiner seufzten, lassen sich kaum groß genug vorstellen. Endlich wurden sie des Duldens und Schweigens überdrüssig. Sie murrten laut, und drohten, den Maire Bertrand nebst dem jakobinischen Bürgerrathe mit Gewalt abzusetzen. Um der Erfüllung dieser Drohung zuvorzukommen, wurde zu Lyon eine Revolutionsarmee errichtet, welche aus dem Abschaume des Pöbels bestand, aber von den Reichen besoldet und unterhalten werden mußte.

Die Commissäre hatten Chalier zum Gemeinde-Prokurator ernannt und diese, aus 6000 Mann bestehende Revolutionsarmee unter seinen Befehl gestellt. Nachdem Bazire und Le-

gendre, welche Chalier der Mäßigkeit anklagte, weil sie seinem Wunsche, neue Mordscenen zu veranstalten, nicht Genüge leisten wollten, abgereist waren, gab man ihnen furchtbare Nachfolger, und die Sache gedieh so weit, daß die Taxe der Wohlhabenden von 6 Millionen bis auf 30 Millionen gesteigert wurde. Aber dieß Alles genügte dem Exjesuiten Chalier noch nicht, der nur Blut sehen wollte und nach Blut dürstete.

Bald nachdem die Revolutionsarmee errichtet war, kamen 2 neue Commissäre des Convents, Gauthier und Rioche, nach Lyon. Sie brachten einen Beschluß des Wohlfahrts-Ausschusses mit, vermöge dessen die Stadt Lyon 6 Millionen Livres als gezwungenes Darlehen bezahlen und 6000 Mann für die Armee liefern sollte. Zu diesem Zwecke nahm man ein Verzeichniß aller Einwohner der Stadt nebst ihrem muthmaßlichen Vermögen auf. Eben so mußte auch jeder Einwohner, auf den das Loos gefallen war, ohne alle weitere Rücksicht, nach der Grenze gegen den Feind marschiren. Die anerkannten Jakobiner wurden jedoch nicht weggeschickt, sondern sorgfältig zurückbehalten.

Ein so tyrannisches Verfahren, eine so despotische Regierung, unter welcher weder die Personen, noch das Eigenthum Sicherheit fanden, gegen welche die königliche Regierung Freiheit zu nennen war, empörte die Gemüther der Lyoner auf den höchsten Grad, und ungeachtet der in der Nähe stehenden Alpenarmee war ihre verbissene Wuth bereit, jeden Augenblick gegen die pariser Tyrannen loszubrechen. Das war es eben, was diese wünschten. Die Lyoner wurden gedrückt, damit sie sich empören sollten; und sie sollten sich empören, damit man einen Vorwand hätte, ihre Stadt zu plündern und den Nationalschatz mit den, in derselben befindlichen, unermeßlichen Reichthümern anzufüllen. Ihr Murren wurde bestraft. Satt der 6 Mill., auf welche Summe der Wohlfahrtsausschuß die Stadt

Lyon angesetzt hatte, verlangten die Commissäre 33 Mill.; eine unerschwingliche Summe, deren Forderung die Lyoner zur Verzweiflung brachte.

Daß sie unter solchen Umständen ihre Unzufriedenheit laut äußerten, war ganz natürlich. Allein die Tyrannen bestraften jede Aeußerung dieser Art als Hochverrath. Eine Menge Personen, vorzüglich reiche und angesehene, wurden unter dem Vorwande, daß sie unzufrieden wären und sich verdächtig gemacht hätten, gefangen genommen und in die unterirdischen Kerker des Rathhauses geworfen. Chalier und Laussel erpreßten von den unglücklichen Gefangenen auf die schändlichste Weise Geld und Geldeswerth.

Bald nachher erließ der Convent einen Befehl, vermöge dessen den Sektionen aller Städte erlaubt wurde, sich zu versammeln, und nach Gutdünken Beschlüsse zu fassen, welche die Sicherheit ihrer Städte beträfen. Dieser Befehl des Convents war unpolitisch; denn nunmehr hatten die Einwohner der Stadt Lyon, denen es bisher an Gelegenheit fehlte, sich zu versammeln und über ihr gemeinschaftliches Wohl sich zu berathschlagen, durch ein Gesetz das Recht erhalten, beides zu thun. Die Folgen zeigten sich bald. Die bedrängten Bürger theilten sich einander ihre Klagen mit, und beschlossen, sich von der Herrschaft der Tyrannen zu befreien. Sobald der Jakobinerklub und der jakobinische Bürgerrath hiervon Nachricht erhielten, bemühten sie sich, die Versammlungen der Sectionen zu trennen. Der Maire Bertrand ließ sich verlauten, daß er die versammelten Sectionen mit Kartätschen auseinander treiben wollte. Den Abgesandten der Bürgerschaft, welche ihm die Klagen derselben überbrachten, gab er zur Antwort: „Ihr verlanget Blut, und Blut soll fließen!" Er bestellte bewaffnete Männer, welche auf die Abgesandten schießen sollten, wenn sie noch einmal nach dem Rathhause

kommen würden. Sie kamen. Es ward auf sie geschossen. Einer blieb auf dem Platze und ein anderer wurde schwer verwundet.

Dies brachte die Lyoner noch mehr auf. Es war vorauszusehen, daß es bald zum Kampfe zwischen dem Bürgerrathe und den Einwohnern kommen müßte. Die Jakobiner rüsteten sich dazu. Sie nahmen den Abschaum des Pöbels in ihren Sold, sie schrieben an den General der Alpenarmee und baten um Truppen; auch boten sie die Bewohner des flachen Landes gegen die Stadt auf. Sie schickten Abgesandte an den Jakobinerklub zu Paris und baten um Hülfe und Beistand. Die Worte, welche der Sprecher dieser Abgesandten in dem pariser Jakobinerklub sprach, sind merkwürdig genug, um in der Geschichte aufbehalten zu werden, weil die Jakobiner in denselben ihre blutdürstigen Absichten ganz unverhohlen äußerten. Dieser Redner sagte: „Ich bin ein Soldat der lyoner Revolutions-Armee. Wisset, daß man keine Revolution machen kann, ohne Blut zu vergießen, und daß ein Soldat mit der größten Ruhe Blut muß vergießen können. Alles, was unrein ist, muß von Frankreichs Oberfläche vertilgt werden. Sonst seyd Ihr ewig Kinder. Man wird mich zwar einen Mörder nennen; allein es gibt ein Mittel, sich über die Verläumdung wegzusetzen, nämlich die Verläumder aus dem Wege zu schaffen.“ Der Präsident der pariser Jakobiner antwortete diesem Blutmenschen: „Bürger! Ihr seyd aus einer großen Entfernung hergekommen, um Euch mit Euern Brüdern zu vereinigen. Jetzt wollt Ihr zu Euern Mitbürgern wieder zurückkehren. Ihr mögt Euch befinden, wo Ihr wollet, überall wird Euer Patriotismus große Dienste leisten. Die Gesellschaft ersucht Euch, allen konstitutionsmäßigen Gewalten in ihrem Namen den Bruderkuß zu geben.“

Chalier, dessen Revolutions-Armee ihm für die Projecte

welche er bereitete, nicht hinreichend schien, rief noch zwei Regimenter und eine zahlreiche Artillerie nach Lyon, ließ in einer Straße 100 der angesehensten Einwohner verhaften, und kündigte in seinem Club die Absicht an, sie in den Gefängnissen morden zu lassen.

Bei diesen Anstalten, welche die lyoner Jakobiner zum Kampfe machten, blieben die übrigen Einwohner ebenfalls nicht ruhig. Sie machten sich auch ihrerseits zum Kampfe gefaßt. Am 28. Mai 1793 befürchtete man den Ausbruch. Die Bürger waren in den Sektionen versammelt, und zu derselben Zeit versammelten sich über 400 Mitglieder des Jakobinerklubs in der Hauptkirche. Diese schickten einige ihrer Mitglieder als Abgesandte nach den Sektionen. Die Abgesandten traten daselbst auf, befahlen den versammelten Bürgern, sich nach Hause zu begeben, und drohten dem Präsidenten sowohl, als den Sekretären mit der Todesstrafe, wofern sie nicht sogleich ihre Stelle niederlegen würden. Die Bürger, weit entfernt, sich durch die Drohungen der blutdürstigen Jakobiner schrecken zu lassen, schwuren, daß sie die von ihnen gewählten Präsidenten und Sekretäre mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigen würden, und befahlen dem Commandanten der Bürgermiliz, für die Sicherheit der Stadt zu sorgen.

Während Chalier in der Hoffnung lebte, das Blut in Strömen zu vergießen, bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten der Gefangenen, und die Erbitterung der rechtlichen Einwohner stieg auf das höchste.

Am frühen Morgen des 29. Mai versammelten sich die Präsidenten aller Sektionen der Stadt, und berathschlagten sich über die zu ergreifenden Maßregeln. Sie beschlossen, sich sogleich des Zeughauses zu bemächtigen. Ein ausgesuchtes Bataillon der Nationalgarde begleitete sie dahin. Das Zeughaus wurde

besetzt, der Generalmarsch ward geschlagen, und die bewaffneten Bürger versammelten sich auf einem der größten Plätze der Stadt, fest entschlossen, sich von der tyrannischen Herrschaft der Jakobiner zu befreien. Ein ungewöhnlicher Muth belebte sie; denn sie fühlten, daß Freiheit, Sicherheit und Eigenthum der Preis des Kampfes seyn würde.

Dem von der Regierung gegebenen Verbot zum Trotz hatten sich die muthigen Bürger bewaffnet in den Sektionen versammelt, und ermahnten sich untereinander, allen politischen Streit jetzt bei Seite zu setzen, um dem allgemeinen Blutbade, von dem sie bedroht waren, zu entgehen. „Laßt uns Beschlüsse fassen," sprachen sie unter einander, „die unsere Person und unser Eigenthum vor jeder Gewaltthätigkeit sichern, und laßt uns diese Beschlüsse durch unsere Waffen unterstützen, wie es muthigen und freien Bürgern zukommt; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Laßt uns die blutdürstigen und raubsüchtigen Beamten fortjagen, befreien wir unsere Freunde, die man diese Nacht noch erwürgen will, aus den Gefängnissen des Rathhauses!"

Solche muthvolle Reden wurden mit einstimmigem Beifalle aufgenommen, obgleich ein furchtbarer Kampf nicht nur gegen die Jakobiner, sondern auch gegen eine bedeutende Anzahl Linientruppen und Artillerie bevorstand; indessen stellten sich viele der rechtschaffenen Handwerker mit ihren Gesellen, Taglöhnern und andern Arbeitern an den Ufern der beiden Flüsse in die Reihe der tapfern Bürger. Der Oberbefehl ward einem Tuchbereiter, Namens Madinier, zugetheilt, unter dessen Befehlen die angesehensten Bürger und auch Exadelige willig marschirten, und kein einziger der Royalisten gab einen Laut von sich, der die Einigkeit zwischen ihnen und den republikanisch Gesinnten hätte stören können. Zum allgemeinen Sammelplatz wurde der

schöne Platz Belcour bestimmt, auf dem sich alsbald über 2000 Bürger einfanden. Die Jakobiner hatten außer ihren Anhängern noch 1800 Linientruppen und 22 Kanonen vor das Rathhaus aufgestellt, welches große und prächtige Gebäude schon an und für sich ein fester Vertheidigungspunkt war, und zu welchem man nur durch sehr enge Straßen gelangt.

Als sie sich eben in Bereitschaft setzten, den blutigen Kampf zu wagen, und alle Jakobiner aus der Stadt zu vertreiben, erschien der Commissär des Nationalconvents, Gauthier, unter ihnen. Er gab ihnen glatte Worte, und sagte: sie hätten Recht, er sey unrecht berichtet worden; er wolle ihren Klagen abhelfen; er wolle sich bei dem Convent für sie verwenden — jedoch unter der Bedingung, daß sie jetzt sogleich aus einander gehen müßten.

Die leichtgläubigen Lyoner trauten seinen Versicherungen. Sie wollten sich eben nach Hause begeben und den Erfolg der Vorstellungen des Stellvertreters Gauthier ruhig abwarten, als sie in der Gegend des Rathhauses die Kanonen abfeuern hörten, und bald naher die Nachricht erhielten, daß ein Bataillon der Bürgermiliz, welches mit ungeladenen Flinten durch die Straßen marschirte, auf Befehl des Maire Bertrand mit Kartätschen beschossen, und ganz in Stücken gehauen worden sey, ja daß sogar die Verwundeten von den wüthenden Jakobinern niedergemetzelt worden seyen.

Bei dieser Nachricht setzten die versammelten Bürger den ganzen Bürgerrath einstimmig ab. Dagegen erließ der auf dem Rathhause versammelte Bürgerrath einen Befehl, vermöge dessen ein Jeder, der ohne seine Erlaubniß Waffen tragen würde, hingerichtet werden solle. Das Glück der Waffen mußte entscheiden, wem die Herrschaft in der Stadt gehören sollte, ob den Jakobinern oder den rechtschaffenen Einwohnern, welche für

Freiheit, für Weiber und Kinder, für Alles, was ihnen in der Welt theuer und werth war, kämpften.

Die Truppen, welche die Jakobiner von der Alpenarmee verlangt hatten, waren indessen, mit vielen Kanonen versehen, zur Vertheidigung der Jakobiner in die Stadt eingerückt und hatten die wichtigsten Posten besetzt. Diese Truppen wurden von den beherzten lyoner Bürgern angegriffen und geschlagen. Nun erhob sich ihr Muth. Sie zogen nach dem Rathhause in drei Colonnen. Die beiden ersten Colonnen wurden durch das heftige Kartätschenfeuer, welches die Jakobiner vor dem Rathhause unterhielten, genöthigt, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Die vielen Verwundeten, welche sie auf dem Platze ließen, wurden von den Jakobinern, von deren Weibern und von dem besoldeten Pöbel auf die unmenschlichste Weise verstümmelt und mit allen nur erdenklichen Martern umgebracht.

Die Commissäre des Convents, Gauthier und Rioche, gingen auf dem Schlachtfelde umher, munterten die Jakobinerhorden zum Kampfe auf, schenkten den Soldaten Branntwein ein, nannten die Lyoner Rebellen, sagten, es müsse keiner derselben übrig bleiben und versprachen den Soldaten die Plünderung der Stadt, wenn sie den Sieg davon tragen würden. Um fünf Uhr Abends wurde das Gefecht allgemein.

Gegen sechs Uhr führte Madinier die braven Bürger wieder im Sturmschritte vor, die, obgleich von Wuth entbrannt, doch die größte Ordnung beobachteten, und im Feuer ergraute Krieger zu seyn schienen; sie drangen endlich bis auf den großen Platz vor dem Rathhause, wo sie sich dem mörderischesten Kartätschen-Feuer aussetzten. Ihr Muth war unerschütterlich, ob sie gleich reihenweise niedergestreckt wurden; endlich neigte sich der Sieg gegen acht Uhr auf ihre Seite; mit stürmender Hand

eroberten die Bürger die ganze Artillerie der Linientruppen und der Jakobiner; aber das Gefecht, der Schrecken und die Gefahren endigten sich erst gegen 5 Uhr des Morgens; Madinier und seine Braven befreiten die Gefangenen, welche an diesem Tage die grausamste Hinrichtung erwartet hatten. Wie schön röthete sich für sie und ihre Befreier der Morgen des 30. Mai! Nicht das Glück, sondern der Heldenmuth braver Bürger von allen Gewerben hatte sie befreit, und die Satelliten und Söldner der schändlichen Tyrannei, obgleich geübte Krieger, lagen im Staube! — 600 dieser edeln Bürger waren zwar auch geblieben, allein wie schön und herrlich war ihr Tod! Die Thränen der Wittwen und Waisen wurden durch die Wohlthaten der Lebenden auf das großmüthigste getrocknet. Aber das Herrlichste dabei war, daß die Sieger keine Feinde mehr kennen wollten; nicht mit einem einzigen Mord, nicht mit einem einzigen Excesse besudelten sie den so schmerzlich theuer erkauften Sieg, ja sie standen den verwundeten mit allen Kräften bei, und unterstützten die Wittwen und Waisen der im Treffen gebliebenen Jakobiner durch Subscriptionen, welche eine große Summe einbrachten. Aber hieran erkennt man die wahre Tapferkeit und den Edelmuth heldenmüthiger Krieger; denn die Tillys, Melacs, Vandammes, Davoust und Consorten bleiben sammt ihren Banden nichts als verächtliches Raubgesindel, für die Ewigkeit gebrandmarkt durch den Stempel der Geschichte.

Unbeschreiblich groß war die Freude der Lyoner, als sie durch ihre Tapferkeit die schändlichen Fesseln der Jakobiner und der Pöbel-Herrschaft abgestreift hatten. Sie athmeten freier; und das Gesindel, welches von den Jakobinern gemiethet worden war, um ihren Despotismus zu unterstützen, verkroch sich, sobald es bemerkte, daß seine Anführer geschlagen seyen.

Die Bewohner des platten Landes, welche die Jakobiner

zum Streite gegen die Lyoner berufen hatten, kamen nicht eher an, als nachdem der Kampf bereits entschieden war. Sie vereinigten sich mit der siegreichen Partei, und feierten vereint mit den Lyonern das Siegesfest.

Gauthier und Rioche, die Commissäre des Convents, gaben sich jetzt große Mühe, die Gunst der Lyoner wieder zu gewinnen. Sie mißbilligten, was die Jakobiner, größtentheils auf ihren Befehl, gethan hatten; sie klagten selbst den Bürgerrath an, und stellten sich, als ob sie um die erschlagenen lyoner Bürger trauerten. Hierdurch erwarben sie sich das Zutrauen der leichtgläubigen Lyoner in einem so hohen Grade, daß diese auf Antrieb der Commissäre eine Gesandtschaft nach Paris sandten, um dem Nationalconvent von Allem, was vorgefallen war, Bericht abzustatten.

Chalier und seine Spießgesellen nebst dem jakobinischen Maire Bertrand und den übrigen Mitgliedern des jakobinischen Bürgerrathes wurden verhaftet und in dieselben Gefängnisse gebracht, in welche sie so viele rechtschaffene Bürger vorher hatten einkerkern lassen.

Leider verwandelte sich die Freude der Lyoner über ihren großen Sieg durch die bald nachher von Paris eingetroffene Nachricht der Begebenheiten vom 2. Juni, welche den Sturz der Girondisten herbeigeführt hatten, in Trauer. Wie glücklich würde Lyon gewesen seyn, wenn es jener Hauptstadt, die in der unwürdigsten Sklaverei schmachtete, einen Funken seines Muthes hätte mittheilen können! Den 2. Juni kannte man schon den Ausgang des schönen Gefechts der Lyoner, und das ganze bewaffnete Paris überlieferte an 2000 Räuber seine edelsten und besten Redner, die einzigen, die noch im Stande gewesen wären, das allgemeine Joch zu brechen. Zu Lyon sah man nun wohl, daß ein Gefecht, welches man für entscheidend gehalten hatte,

nachdem Robespierre und Marat, Chaliers wilde Beschützer, gesiegt hatten, nur das Vorspiel von noch weit blutigeren Kämpfen seyn würde, die man noch bestehen müsse, und Alle machten sich auf eine Zukunft voller Leiden und Ruhm gefaßt. Indessen hatten sie sich doch keines Verbrechens gegen den Convent schuldig gemacht, sie hatten sich nur gegen ein beabsichtigtes Blutbad vertheidigen wollen. Nicht ein einziges Mal hatte man den Ruf: „Es lebe der König!" vernommen, so sehr mäßigten sich die Royalisten, um die Einigkeit nicht zu stören; denn man kämpfte ja nicht für das Königthum, sondern für seine eigene Sicherheit, und gegen neue, weit abscheulichere Tyrannen. Den beiden Deputirten Gauthier und Rioche, die mit dem Verräther Chalier gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, hatte man nach wenig Stunden die Freiheit wieder gegeben; auch ließen sie in einem Schreiben an den Convent den Lyonern wegen ihrer Mäßigung und Menschlichkeit Gerechtigkeit widerfahren und äußerten, daß sie ihre verwundeten Feinde und deren Familien auf das großmüthigste unterstützt hätten. —

Zwar empfingen sie ziemlich stolz, doch ohne alle Beleidigung, neue Commissäre des Convents, unter denen Robert Lindet, der sich nicht enthalten konnte, Rebellen dieser Art, wenigstens so lange er in ihrer Gewalt war, zu ehren. Mit einer baldigen Belagerung bedroht, ließen die Lyoner dennoch Transporte mit Mehl und Lebensmittel, für die Alpenarmee bestimmt, passiren, und selbst Artillerie-Parks, die gegen sie dienen sollten. — Eine so große Mäßigung war unvorsichtig. Dieses System hatten die Commissäre angenommen, welchen Lyon, nach dem Siege vom 30. Mai, eine Art von Municipal-Diktatur anvertraut hatte. Sie nannten sich die „republikanischen Volkskommissäre." Der Einfluß der Partei der Girondisten war zuerst fühlbar: zwei geächtete Deputirten, Biroteau und Chasset, die

sich nach Lyon geflüchtet hatten, bemühten sich, diese Stadt für ihre Partei zu gewinnen. Dieß war aber durchaus die Art nicht, nach welcher Lyon nach dem errungenen Sieg handeln durfte, sondern es mußte kräftig und mit Macht auftreten, wenn es Nutzen von dem so schwer errungenen Vortheil ziehen, und den entsetzlichen Gräueln entgehen wollte, die ihm drohten und späterhin über dasselbe kamen. —

Dieß schien man endlich einzusehen, man setzte eine neue Commission nieder, die aus entschlossenen Männern zusammengesetzt und deren Präsident Rambaud war. —

Für gesetzlos erklärte man den Berg im Nationalconvent. Man bemächtigte sich aller zum Verbrauch der Armeen in Lyon angelegten Magazine. Mit Gewalt wurde ein Linienregiment zurückgehalten, das eben ausmarschiren wollte. Auf allen Anhöhen, welche die Stadt umgeben, wurden Kanonen aufgeführt. Angehalten wurde ein Eilbote, welcher der Alpenarmee von Paris aus drei Millionen in Assignaten brachte, und man beraubte ihn dieser Summe. Ungeduldig erwartete man die Ankunft der muthigen Marseiller, welche sich mit den Lyonern zu vereinigen versprochen hatten.

Die neue, von Rambaud präsidirte Commission schritt bald zu jenen Maßregeln, die die Stadt aus der unsichern und zweideutigen Lage rissen, in der sie sich bis dahin befand, — nämlich zur Uebergabe des Oberkommandos an General Precy, und zur Hinrichtung des Bösewichts Chalier.

Alle furchtbaren Gräuel sind noch nichts im Vergleich mit dem, was sich zu Lyon zutrug, und was an seinen unglücklichen Einwohnern verübt wurde. Wie belesen man auch in der Geschichte aller Zeiten seyn mag; nirgends trifft man ähnliche Grausamkeiten an. Wie stark auch der Vorsatz des Geschichtschreibers sey, vor keinen Scheußlichkeiten zu erschrecken;

Eckel und Abscheu bemeistern sich seiner, und dringen ihm das Geständniß ab, daß er einem solchen Gemälde nicht gewachsen sey.

Die Ruhe war in Lyon ziemlich wieder hergestellt, als die Einwohner dieser volkreichen und blühenden Stadt die Verhaftnehmung der 20 Conventsdeputirten erfuhren. Sie urtheilten über diese Begebenheit übereinstimmend mit fast ganz Frankreich. Ein Vergehen gegen die Unverletzbarkeit der Deputirten und gegen die Integrität der Nationalrepräsentation schien ihnen unverzeihlich. Nicht weniger wurde der allgemeine Unwille durch die Ueberzeugung vermehrt, daß die in Verhaftungsstand gesetzten Deputirten ihrer Freiheit nur deßhalb beraubt wären, weil sie in dem Prozesse Ludwigs XVI. für die Appellation an das Volk gestimmt hatten, und der Anarchie steuern wollten. Die Departemente des Jura, der Isere, der Rhonemündungen, des Gard, der Gironde erklärten sich laut über diesen Vorfall. Lyon wollte und durfte nicht die letzte Stadt seyn, welche ihre Stimme mit den übrigen vereinigte, um Ordnung und Gesetz wieder herzustellen. Ueberzeugt, daß alle Verfolgungen, die sie bisher gelitten hatten, das Werk der siegenden Partei wären, glaubten die Lyoner nicht thätig genug seyn zu können, um den Folgen dieses Sieges zu entgehen. Gern traten sie daher der Coalition bei, welche unter den übrigen Departementen zu Stande zu kommen schien. Die Weigerung wurde ausgesprochen, die Decrete des Convents anzuerkennen, bis die Integrität der Nationalrepräsentation wieder hergestellt seyn würde; und da diese nicht wieder hergestellt werden konnte, so entwarf man den Plan zur Gründung einer französischen Republik im Süden. Bestürzt über diese Erklärung suchte der Convent die Folgen derselben dadurch abzuwenden, daß er eben mit der so lange versprochenen Constitution zum Vorschein trat. Sie blen=

dete die Lyoner nicht. Der Convent nahm hierauf die Miene an, als wollte er sich auf ihre Beschwerden einlassen, indem er dem Revolutionstribunal eine genaue Untersuchung der Verbrechen gebot, welche sowohl der eingekerkerten Munizipalität von Lyon, als den übrigen Oberhäuptern der Factionisten zur Last gelegt wurden; aber die Lyoner, welche vorhersahen, daß diese Verbrecher das Schicksal des Abbé Laussel haben würden, und alle diese Unbequemlichkeiten vermeiden wollten, die mit dem Transport so vieler Angeklagten und einer ungeheuren Menge von Zeugen nothwendig verbunden waren, bestanden auf der Ausübung des Gesetzes, daß Verbrecher an eben dem Orte gerichtet und bestraft werden sollten, wo sie ihre Verbrechen begangen hätten, und verlangten also die Niedersetzung einer Jury. Zwar verbot der Convent ihnen bei Todesstrafe eine gerichtliche Procedur gegen die nach dem 29. Mai in Verhaftungsstand gesetzten Personen; aber die Lyoner achteten dieser Drohung nicht, und nachdem alle Formalitäten beobachtet waren, büßten zwei der vornehmsten Verbrecher ihr Vergehen auf dem Blutgerüste; Ribard, weil er überführt wurde, am 29. Mai verschiedene Verwundete meuchelmörderischer Weise getödtet zu haben; Chalier, weil er zu Mord und Plünderung gereizt und die ganze Verschwörung gegen Lyon geleitet hatte. Von diesem Augenblick an war das Schicksal der unglücklichen Stadt beschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Lyon.

Lyoner Gräuelscenen während der Revolution.

(Schluß.)

Chalier war seit der Revolution das erste Beispiel eines Verbrechers, der gerichtlich wegen seiner Vergehen verurtheilt wurde. Zugleich mit Ribard vor das Criminalgericht berufen, vertheidigte er sich schwach und kraftlos, und eben so zeigte er sich beim Anblick des Schaffots. Seine Hinrichtung wurde durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters sehr grausam, der Kopf wollte sich durchaus nicht vom Rumpfe trennen, und mußte beinahe eine halbe Viertelstunde durchsägt werden. Lyon wurde nun förmlich im Zustande des Aufruhrs erklärt.

Der Convent versammelte im Stillen eine Armee gegen die aufrührerische Stadt, die bis auf 60,000 Mann gebracht werden sollte.

Um seinen Plan gegen Lyon mit desto besserm Erfolg ausführen zu können, ließ der Convent die Stadt durch den General Kellermann auffordern, sechszehn-, zwanzig- und vierundzwanzigpfündige Kanonen zur Vertheidigung der von den Spaniern bedrohten Grenzen aus dem Arsenal der Stadt ver-

abfolgen zu lassen. Vergeblich ließ sich die Stimme der wahren Patrioten hören; sie wurden von den Factionisten überschrien, welche die Forderung des Generals dadurch unterstützten, daß sie den größten Theil der Einwohner beredeten, Gehorsam sey das einzige Mittel, der Mißbilligung und dem Unwillen der ganzen Republik zu entgehen. Die Kanonen wurden ausgeliefert und der Convent zu neuen Schritten aufgemuntert.

An die Stelle der Gerechtigkeit setzte er das allgemeine Interesse und stempelte dadurch neue Verbrechen für alle diejenigen, welche den Muth hatten, ihm zu widerstehen. Föderalisten wurden sie genannt, und Heere wurden zu ihrer Bekämpfung in Bewegung gesetzt. Der General Cartaut erhielt den Befehl, seine Stellung so zu nehmen, daß er eine Vereinigung der Lyoner und Marseiller verhindern könnte. Dies gelang um so leichter, weil die Marseiller, uneingedenk der den Lyonern gegebenen Versicherungen, sich damit begnügten, Miethlinge an sie abzuschicken, welche Cartaut ohne Mühe zerstreute. Der Abfall der Marseiller zog den des ganzen mittäglichen Frankreichs nach sich. Die Lyoner sahen sich auf ihre eigenen Kräfte zurückgebracht.

Unter diesen Umständen glaubten sie dem über sie ausbrechenden Ungewitter nur durch Anerkennung des Convents und Annahme der neuen Constitution entgehen zu können. Sie bequemten sich dazu, indem sie Deputirte nach Paris schickten, die Annahme der Constitutionsacte zu melden und auf der Zurücknahme der gegen sie erlassenen blutigen Decrete zu bestehen; — das letztere, um, in dem Fall, daß keine Aussöhnung erfolgte, das Departement der Rhone und Loire an ihr Interesse zu fesseln.

Aber die Aufnahme, welche diese Deputirten in Paris fan-

den, ließ auch nicht den schwächsten Hoffnungsstrahl übrig. Mehrere Mitglieder des Convents trieben die Unverschämtheit bis zu der Erklärung, daß sie alle Einwohner Lyons in Verbrecher zu verwandeln beschlossen hätten, und eines derselben sagte im Namen des ganzen Convents: „Es würde uns leid thun, wenn es keine Aristokraten gäbe." Nur durch die Flucht konnten sich mehrere von diesen Deputirten vor dem Gefängniß retten.

Als sich die Lyoner mit ziemlicher Gewißheit eines gewaltigen Angriffs zu versehen hatten, dachten sie endlich auf ernsthafte Vertheidigungsanstalten. Perrin de Precy, ehemaliger Marechal de Camp der Armee des Königs und Bataillonschef seiner constitutionellen Garde, kam von Saumur, um das Commando der Streitkräfte Lyons zu übernehmen. Lyon hatte keinen andern Wall, als den, welchen seine muthigen Bürger bildeten, seine Mauern waren größtentheils in Ruinen verfallen, außerdem umgaben die weitläufigen und volkreichen Vorstädte die eigentliche Stadt. Die Brücken durfte man nicht zerstören, denn von ihnen hing die Existenz der Stadt ab, und so konnte, man weder die Rhone noch die Saone als schützende Barrieren betrachten. Außerdem wird Lyon von den platten Höhen beherrscht, auf welchen die alte Römerstadt gestanden hat. Von hier aus kann der Feind in einigen Stunden Lyon in Flammen setzen. Nur noch wenige Tage waren übrig, um die nöthigen Schanzen aufzuwerfen, Brückenköpfe zu bauen, Anhöhen zu krönen, Batterien zu errichten und den Vertheidigungsplan überhaupt zu machen. Precy übersieht mit einem seltenen Scharfblick alle Oerter, die befestigt werden müssen, und setzt alle Arme in Bewegung. Der Ingenieur Chenelette unterstützt ihn dabei mit eben so viel Eifer als Talent. Alles ohne Unterschied des Standes oder Geschlechts arbeitet, Greise und Kinder;

die schönsten Weiber und Mädchen fahren Erde und schaufeln; dabei ist man fröhlich, heitert einander auf und singt Freiheitslieder, welche die Royalisten nicht zu hören scheinen. Ueberall schmiedet man Waffen; ein Gießer, Namens Schmitt, goß in dem Zeitraum von 14 Tagen noch 40 Stück Kanonen, unglücklicherweise aber konnte er nur Vier-, Acht- und Zwölfpfünder gießen. Precy ist überall und wird sowohl von constitutionellen als royalistischen Officieren, wie Grammont, Granval ꝛc., auf das thätigste unterstützt.

Ziemlich groß war das Heer, an dessen Spitze Dubois Crancé gegen Lyon anrückte. 500 Artilleristen; ein ungeheurer Artillerie-Train, der wenigstens aus 120 Stück Belagerungsgeschütz bestand; 10,000 Mann Linientruppen und mehrere Bataillone Nationalgarden, die, aus ihren Wohnungen gerissen, gezwungen wurden, gegen ihre Verwandten und Mitpatrioten zu kämpfen: dies war die Macht, die sich auf den Anhöhen zeigte, welche die Stadt bei la Croix Rousse beherrschen. Es würde dem Vertheidiger Lyons nicht unmöglich gewesen seyn, den Artilleriepark aufzuheben, und die Versammlung der Truppen zu verhindern, wenn er Menschenblut weniger geachtet, oder nur geglaubt hätte, daß es im Ernste darauf angelegt wäre, Frankreichs zweite Stadt barbarisch zu zerstören. Lyon seinerseits zählte 40,000 Vertheidiger, von welchen wenigstens der vierte Theil fest entschlossen war, zu siegen oder zu sterben; aber es stand gegen seine Feinde dadurch im Nachtheil, daß es eine Menge Posten besetzen, die Uebelgesinnten nicht aus den Augen verlieren und dem Egoismus, welcher große Opfer bringen soll, Antriebe geben mußte.

Unbekannt mit den wahren Absichten des Convents und in dem Wahn, daß der Patriotismus wenigstens einigen Antheil an diesem Verfahren habe, gingen einige Lyoner dem an-

rückenden Heere mit Oelzweigen entgegen. Sie wurden von den Reitern des Regiments Pologne und von den Wegweisern der Alpenarmee empfangen; aber während sie sich den Ergießungen der Freundschaft hingaben, wurden sie von hinten umringt und durchbohrt. In demselben Augenblick nahm der Angriff den Anfang. Die Stürmenden wurden zurückgeschlagen.

Die Belagerer dachten nun darauf, sich den Weg in die Stadt durch List zu bahnen. Sie verlangten in einer an die sämmtlichen Sectionen gerichteten Depesche, daß man ihnen die Thore öffnen, die Waffen ablegen, die Häupter der bewaffneten Macht und die Mitglieder der verwaltenden Körperschaften, Mandatarien und Agenten der Sectionen, ausliefern sollte, und gestatteten nur vier Stunden Bedenkzeit. Glücklicherweise entgingen diese Fallstricke den Augen der Sectionen nicht. Die Forderung wurde mit der Versicherung zurückgegeben, daß Lyons Einwohner sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben lassen, als sich auf eine so empörende Art brandmarken wollten. Einmüthig beschlossen hierauf die Sectionen, eine Belagerungscasse zu errichten; und da das in Lyon vorhandene baare Geld nicht ausreichte, um die Ausgaben jedes Tages und jedes Augenblicks zu bestreiten, so wurde ein Papiergeld eingeführt, welchem das ganze Vermögen der Stadt zur Hypothek gesetzt wurde.

Noch ehe die Antwort der Lyoner erfolgt war, beschossen die Belagerer die Stadt. Die Bomben brachten nicht die Wirkung hervor, die man sich davon versprochen hatte. Um den Brand der Stadt zu beschleunigen, gebrauchte man glühende Kugeln; und wie sehr auch das Geschütz dadurch beschädigt werden mochte, so fuhr man doch so unausgesetzt damit fort, daß man in 24 Stunden höchstens eine Ruhe von 3 Stunden gestattete. Die Stadt gerieth auf vielen Punkten zugleich in

Brand; aber die erstaunenswürdige Thätigkeit der Einwohner löschte die ausbrechenden Flammen, so wie sie zum Vorschein kamen. 42 Mal loderten sie in einer einzigen Nacht in dem Hospital der Stadt auf, und eben so oft wurden sie unterdrückt.

Grausamkeit und Standhaftigkeit wetteiferten mit einander. Um den Wirkungen des Geschützes zu Hülfe zu kommen, nahmen die Belagerer von neuem ihre Zuflucht zur List. Ein Trompeter wurde an das Volk abgeschickt, um ihm kund zu thun, daß die Conventsdeputirten, den Gesetzen zufolge, nicht mit den provisorischen Obrigkeiten unterhandeln könnten, sondern mit dem Volk selbst unterhandeln müßten. Die Administratoren zogen sich während der Berathschlagung des Volks bescheiden zurück; gleichwohl fiel die einstimmige Erklärung des Volks dahin aus, daß es sich in keine Unterhandlungen einlassen würde, welche nicht an seine Administratoren gerichtet wären, in denen es nur die Ankündiger und Vollstrecker seines Willens sähe. 20,000 Unterschriften begleiteten diese Antwort, in welcher alle Gründe wiederholt wurden, welche die Lyoner bestimmt hätten, der Unterdrückung zu widerstehen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Das Feuer der Belagerer, die sich um diese Zeit durch 500 Artilleristen und die von Valenciennes zurückgekommenen Truppen verstärkt hatten, wurde immer lebhafter. Mitleidlos schoß man die Weiber und Kinder nieder, welche auf den Hügeln, den Batterien gegenüber, einige Früchte sammelten. Unter dem Vorwande der Brüderschaft lockte man lyoner Soldaten an sich und ermordete sie. Gefangene verstümmelte man, und ließ sie darauf in den Gefängnissen sterben. Die Entschuldigung solcher Barbareien war — die Achtserklärung der Lyoner.

Am stärksten war das Feuer der Belagerer während der

Nacht. Mehrere von Dubois Crancé bezahlte Verräther gaben durch Signale den Bomben ihre Richtung. Diese Treulosigkeit heischte eine abschreckende Bestrafung. Sie wurde an einem Weibe ausgeübt, das man auf der That ertappte. Ein constitutioneller Priester von la Croix-Rousse entging der ihm zugedachten Bestrafung, wiewohl man ihn als denjenigen kannte, der die feindlichen Bomben auf das Zeughaus hingeleitet hatte, als es in einen plötzlichen Brand gerieth und 107 Häuser um und neben sich in einen Aschenhaufen verwandelte.

Bis dahin hatte es den Lyonern noch nicht an Lebensmitteln gefehlt. Vermittelst der Posten, welche sie zu St. Chamont, St. Etienne und Montbrison hatten, erhielten sie Getreide aus der Ebene von Forez. Um den Belagerten diesen Vortheil zu nehmen, ließ Dubois Crancé das Städtchen Rive de Gier besetzen. Zwar machte der Commandant Servan einen Versuch, dies Städtchen anzugreifen; aber von den zwei Colonnen, welche er zum Angriff gebrauchte, mußte sich die eine nach einem sechsstündigen Kampfe zurückziehen und die andere wurde ganz in Stücke gehauen. Servan selbst wurde verwundet, gefangen genommen, nach Vienne gebracht und im Lager erschossen.

Diese Niederlage hatte die Räumung von St. Chamont zur Folge. Zu St. Etienne glaubten sich 300 Lyoner halten zu können; aber ein von dem Jacobinerclub unter den Einwohnern dieses Orts angestifteter Aufstand zwang sie zum Rückzug, während welchem man aus den Kellern von allen Seiten her auf sie schoß.

Die in Montbrison gelegenen Lyoner überfielen, von dem Adel der Provinz du Forez unterstützt, den Brigadegeneral Nicolas in dem Dorfe St. Anthelme, wo er sich mit 120 Freiwilligen und 50 Husaren von Berchini befand. Der größte Theil dieser Mann[illegible]

wurde mit dem General zu Gefangenen gemacht und nach Lyon geführt. Bald darauf fehlte es in Montbrison an Mehl. Dieser Mangel und die Annäherung einer zahlreichen Artillerie machten ein längeres Verweilen in diesem Städtchen gefährlich; da aber Precy der tapferen Besatzung erklärte, daß sie Getreide mitbringen müßte, wenn sie den Einwohnern von Lyon nicht beschwerlich fallen wollte, so dachte sie nur daran, Lyon mit Korn zu versehen, und dann mit den übrigen Einwohnern den Bomben der Feinde zu trotzen. 800 Mann stark, wagte sie, eine Zufuhr von 200 Wagen und eine andere von Schlachtvieh zu begleiten; und nachdem sie 5 Tage und 5 Nächte hindurch an allem Nothwendigen Mangel gelitten hatte, kam sie mitten unter 28,000 Mann Feinden, nach 2 gelieferten und gewonnenen Treffen ganz erschöpft in Lyon an.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurde Lyon gänzlich eingeschlossen. Nur vermittelst der Brücke St. Clair behielt die Stadt noch eine Communication. Zwar suchten die Feinde auf alle Weise ihr auch diese zu nehmen; aber die Unerschrockenheit der lyoner Schiffer vereitelte jeden Versuch, den man mit Brandschiffen und ähnlichen Werkzeugen machte, um die Brücke zu zerstören.

Eben so fruchtlos waren die Bemühungen der Feinde, den tapfern Precy durch Gift aus dem Wege zu räumen. Basson, ein Mitglied der Volkscommission, und Marque, ein Uhrmacher, welche dieses Geschäft übernommen hatten, wurden ergriffen, ihrer Schandthat überführt und erschossen.

Indessen fing es an, den Belagerten an Brod zu fehlen. Da die meisten Mühlen in den ersten Tagen des Bombardements abgebrannt waren, so konnten die geringen Kornvorräthe, welche noch in Lyon vorhanden waren, nur mit großer Mühe in Mehl verwandelt werden. Die Einwohner waren gezwungen,

sich auf das Nothdürftigste einzuschränken. Voll Entsagung überließen Greise, Weiber und Kinder den Vertheidigern der Stadt das wenige grobe Brod, das man zu backen im Stande war, und nährten sich mit Hafermehl. Wein und Oel wurden in jeder Sektion vertheilt, und ersetzten einigermaßen den Abgang der übrigen Lebensmittel.

Gleich in den ersten Tagen der Belagerung sprach man von der Annäherung der Piemonteser, welche über den kleinen Bernhardsberg und über den Mont-Cenis anrücken sollten. Kellermann ging auf die dringende Aufforderung des Isere-Departements sogleich ab, und ließ den General Dumuy vor Lyon, um anscheinend den Befehl zu führen; in der That aber leitete der Abgeordnete Dubois Crancé, ein geschickter Ingenieur, alle Belagerungsarbeiten selbst. Um die Aufgebote im Puy-de-Dome-Departement zu beschleunigen, schickte er den General Nicolas mit einer kleinen Abtheilung Reiterei hin; allein dieser wurde in Forez überfallen und den Lyonern ausgeliefert.

Nun schickte Dubois Crancé den Abgeordneten Javognes mit 1000 Mann guter Truppen hin. Dieser war glücklicher; er hielt die Aristokraten von Saint-Etienne und Mont-Brison im Zaume, hob 7 bis 8000 Bauern aus, und führte sie vor Lyon. Er ließ auch den Abgeordneten Reverchond herbeikommen, der in Macon einige tausend Mann aufgeboten hatte, und stellte ihn ganz im Norden der Stadt an der obern Saone auf. Auf diese Art wurde die Stadt immer mehr eingeschlossen, allein die Arbeiten schritten langsam fort, und Stürme waren ganz unmöglich. Die Verschanzungen von Croix-Rousse, zwischen der Rhone und Saone, konnten nicht erstürmt werden. Auf der Ostseite und dem linken Rhoneufer war die Brücke Morand durch eine sehr gut angelegte Redoute in Hufeisenform vertheidigt. Im Westen konnten die entscheidenden Hö-

hen von Fourvieres und Sainte-Foy nur durch ein zahlreiches Heer weggenommen werden; vor der Hand mußte man sich also damit begnügen, die Lebensmittel aufzufangen, die Stadt einzuschließen, und sie in Brand zu stecken. Von Anfang Augusts bis zur Mitte Septembers hatte Dubois-Crancé nichts Anders thun können; in Paris beklagte man sich über seine Langsamkeit, ohne die Gründe derselben einsehen zu wollen. Er verursachte übrigens der unglücklichen Stadt großen Schaden. Der prächtige Platz Bellecour, das Arsenal, das Quartier St. Clair, der Hafen vom Tempel waren abgebrannt, namentlich aber war das prächtige Spital, das sich so majestätisch am Rhone-Ufer erhebt, sehr beschädigt worden. Die Lyoner aber widerstanden dennoch mit der größten Hartnäckigkeit. Man hatte unter ihnen die Nachricht verbreitet, daß 50,000 Piemonteser auf die Stadt anrückten; die Ausgewanderten überhäuften sie mit Versprechungen, ohne sich jedoch in ihre Mitte zu wagen, und die tapfern Kaufleute waren, obgleich aufrichtige Republikaner, durch ihre falsche Stellung genöthigt, die verderbliche und schimpfliche Hülfe der Ausgewanderten und Fremden zu wünschen. Ihre Gesinnungen hatten sich einige Male auf eine unzweideutige Weise ausgesprochen. Precy hatte die weiße Fahne aufstecken wollen, allein es unmöglich gefunden.

Da das für die Bedürfnisse des Augenblicks geschaffene Papiergeld Lilien als Wassermarken hatte, so mußte es vernichtet und ein anderes verfertigt werden. Die Lyoner waren also somit republikanisch gesinnt; allein die Furcht vor der Rache des Convents und die falschen Versprechungen von Marseille, Bordeaux und Caen, und namentlich die der Ausgewanderten hatten sie in einen Abgrund von Fehlern und von Jammer gestürzt.

Während sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, die 50,000

Piemonteser ankommen zu sehen, befahl der Convent den Abgeordneten Couthon, Maignet und Chateauneuf-Randon, in die Auvergne und die benachbarten Departemente zu gehen, um ein allgemeines Aufgebot zu veranlassen, und Kellermann rückte den Piemontesern in die Alpenthäler entgegen.

Auch jetzt noch hatten die Piemonteser eine schöne Gelegenheit, ein kühnes und wichtiges Unternehmen auszuführen, das nothwendigerweise hätte glücken müssen, wenn sie ihre sämmtlichen Streitkräfte auf dem kleinen Bernhardsberge gesammelt hätten, und von da mit 50,000 Mann gegen Lyon vorgebrochen wären. Es ist bekannt, daß die drei neben einander liegenden Thäler, Sallenche, Tarantaise und Maurienne, sich in einer Art von Schneckenlinie winden, und daß sie vom kleinen Bernhardsberge gegen Genf, Chambery, Lyon und Grenoble auslaufen. Kleine französische Abtheilungen waren in diesen Thälern zerstreut. Wäre der Feind von den Bergen herabgestiegen, schnell in eines der Thäler vorgerückt, und hätte er sich vor ihren Ausgängen aufgestellt, so hätte er die sämmtlichen in den Gebirgen eingeschlossenen Truppen mit einem Schlage gefangen nehmen können. Die Anhänglichkeit der Savoyarden an die Franzosen war wenig zu fürchten, denn die Assignaten und die Ausschreibungen hatten sie nur die beschwerliche und kostspielige Seite der Freiheit kennen gelernt. Der mit dem Unternehmen beauftragte Herzog von Montferrat nahm aber nur 20—25,000 Mann, warf ein Corps links in das Thal Sallenche, mit seinem Hauptheere zog er durch Tarantaise herunter, und ließ den General Gordon mit dem linken Flügel auch in das Maurienne-Thal rücken. Diese am 4. August begonnene Bewegung währte bis in den September, so langsam ging Alles vor sich. Die Franzosen, obgleich sehr in der Minderzahl, widerstanden kräftig und verlängerten ihren Rückzug auf 18 Tage. In Moustien

angelangt, suchte der Herzog sich mit Gordon über die Kette des Grand-Loup, welcher die beiden Thäler trennt, in Verbindung zu setzen, und zog nicht, wie er hätte sollen, schnell nach Loslans, dem Haupteingangspunkte der Thäler. Aus dieser Langsamkeit und seiner geringen Truppenzahl läßt sich leicht schließen, daß er keine Lust haben mochte, bis Lyon vorzugehen.

Indessen kam Kellermann von Grenoble herbei und bot die Nationalgarde in dem Isere- und den benachbarten Departementen auf. Er wußte auch die Savoyer für die französische Sache wieder zu gewinnen, indem sie anfingen, die Sache der piemontesischen Regierung zu fürchten; auf diese Art brachte er ungefähr 12,000 Mann zusammen. Nun verstärkte er das Corps von Sallenche, und rückte gegen den 10. September selbst gegen Loslans vor. In diesem Augenblicke hatte auch der Herzog von Montferrat Befehl zum Vorrücken ertheilt. Allein Kellermann kam den Piemontesern zuvor, und wagte es, sie in der Stellung von Espierre anzugreifen, welche sie auf der Kette des Grand-Loup eingenommen hatten, um die beiden Thäler mit einander in Verbindung zu setzen. Da er diese Stellung nicht von vorn angreifen konnte, so ließ er sie durch ein abgesondertes Corps umgehen. Dieses Corps, dessen Mannschaft kaum zur Hälfte bekleidet war, machte die ungeheuersten Anstrengungen, und trug auf Menschenarmen die Kanonen nach beinahe unersteiglichen Höhen. Plötzlich donnerte zum Schrecken der Piemonteser das französische Geschütz über ihren Köpfen; Gordon zog sich im Maurienne-Thale sogleich auf Saint-Michel zurück; der Herzog von Montferrat in die Mitte des Thales von Tarantaise. Kellermann beunruhigte ihn auf den Seiten, und nöthigte ihn, bald bis Saint-Maurice und Saint-Germain hinaufzugehen, und warf ihn endlich am 4. Oktober ganz über die Alpen zurück.

So endigte also der kurze Feldzug der Piemonteser, welcher so leicht zu ihrem Vortheile hätte ausschlagen können, aus denselben Gründen zu ihrem Schaden, welche alle Plane der Verbündeten scheitern gemacht und Frankreich gerettet hatten.

Während dieser Zeit brachten die drei Abgeordneten, welche in das Puy-de-Dome-Departement geschickt worden waren, um ein allgemeines Aufgebot zu Stande zu bringen, das Landvolk in Bewegung, indem sie eine Art von Kreuzzug gegen Lyon predigten, und behaupteten, diese Stadt sey weit entfernt, die Sache der Republik zu vertheidigen; sie sey vielmehr der Sammelplatz der Ausgewanderten und Fremden. Der lahme Couthon zeigte eine ungemeine Thätigkeit, trotz seiner Körperschwäche, und brachte eine allgemeine Bewegung hervor; erst ließ er Chateauneuf und Maignet mit einem Haufen von 12,000 Mann abgehen, blieb aber selbst noch zurück, um weitere 25,000 Mann herbeizuführen, und die nöthigen Lebensmittel zusammenzutreiben.

Dubois-Crancé stellte die Neuangekommenen auf der Westseite bei Sainte-Foy auf, und zog somit den Einschließungskreis vollends zu. Zu gleicher Zeit stieß eine Abtheilung der Besatzung von Valenciennes zu ihm, welche, wie die Mainzer, nur im Innern dienen durfte; er stellte Abtheilungen geregelter Truppen vor dem Landsturme auf, so daß überall eine gute Vorhut war. Am 24. ließ er um Mitternacht die Redoute an der Brücke Oulin, welche zum Fuße der Höhen von Sainte-Foy führt, wegnehmen. Am folgenden Tage langte General Doppet, ein Savoyer, der sich in dem Kriege gegen die Marseiller unter Carteaux ausgezeichnet hatte, beim Belagerungsheer an, um Kellermanns Stelle einzunehmen. Dieser war nämlich wegen der Lauheit seiner republikanischen Gesinnungen so eben entsetzt worden, und man ließ ihm nur noch einige Tage Zeit, um sein Unternehmen gegen die Piemonteser zu

vollenden. Doppet besprach sich sogleich mit Dubois-Crancé hinsichtlich des Sturmes der Höhen von Sainte-Foy. Alles wurde auf die Nacht vom 28. auf den 29. September vorbereitet. Gleichzeitige Angriffe wurden im Norden gegen Croix-Rousse, im Osten der Morand-Brücke gegenüber, im Süden auf die Mulatiere-Brücke, welche unterhalb der Stadt am Zusammenflusse der Rhone und Saone liegt, verabredet. Der Hauptangriff sollte über die Brücke von Oulin gegen die Höhen von Sainte-Foy statt haben. Er fing erst um fünf Uhr Morgens an, eine oder zwei Stunden nach den übrigen Angriffen. Doppet, seinen Soldaten Muth zurufend, stürzte sich mit ihnen auf eine vordere Schanze, und führte sie auf die zweite. Groß- und Klein-Sainte-Foy wurden weggenommen. Zu gleicher Zeit hatte die Abtheilung, welche die Mulatiere-Brücke stürmen sollte, sich derselben bemächtigt, und war auf die Halbinsel selbst eingedrungen. Sie wollte gerade in Lyon einrücken, als Precy mit der Reiterei herbeieilte, sie zurückschlug und so die Stadt noch rettete. Der Artillerie-Befehlshaber Vaubois, welcher die hufeisenförmige Redoute an der Morandbrücke angegriffen hatte, war zwar nach einem mörderischen Gefechte in dieselbe eingedrungen, aber später wieder herausgeworfen worden.

Von den sämmtlichen Angriffen glückte somit nur der auf die Höhen von Sainte-Foy ganz; allein dies war auch die Hauptsache. Nun war aber noch übrig, von Sainte-Foy auf die Höhen von Fourvieres vorzudringen, welche viel regelmäßiger verschanzt und viel schwieriger anzugreifen waren. Dubois-Crancé, der nach den Regeln der Kunst und als gelehrter Soldat verfuhr, rieth, sich den Zufällen eines neuen Sturmes nicht auszusetzen; er unterstützte seine Ansicht mit folgenden Gründen. Er wußte, daß die Lyoner nur noch auf wenige

Tage Lebensmittel hatten (schon jetzt lebten sie nur von Erbsenmehl), und daß sie sich also bald ergeben mußten. Sie hatten sich an der Morand- und Mulatiere-Brücke sehr tapfer geschlagen; er fürchtete deßhalb, ein Angriff auf die Höhen von Fourvieres könne fehlschlagen, das Belagerungsheer dadurch in Unordnung kommen und er genöthigt werden, die Belagerung aufzuheben. „Man kann," sprach er, „tapfern und verzweifelten Belagerten keine größere Gunst erzeigen, als ihnen Gelegenheit geben, sich durch eine Schlacht zu retten. Lassen wir sie hungern."

Couthon kam hier gerade mit einem neuen Haufen von 25,000 Bauern aus der Auvergne an. „Ich komme," rief er, „mit einem auvergner Felsen an, und will ihn in die Vorstadt Devaise wälzen." Er fand Dubois-Crancé als unumschränkten Herrn des Heeres, in welchem dieser die Regeln des militärischen Gehorsams eingeführt hatte, und bei dem er häufiger seine Offiziers-Uniform als seine Repräsentanten-Kleidung trug. Couthon war erzürnt darüber, daß ein Abgeordneter die Gleichheit durch militärische Abstufung ersetzte, und wollte namentlich vom regelmäßigen Kriege gar nichts hören. „Ich verstehe nichts von Taktik," sprach er; „ich komme mit dem Volke an, sein heiliger Zorn wird Alles niederwerfen. Man muß Lyon mit unsern Waffen überschwemmen und es im Sturme nehmen. Ueberdieß habe ich meinen Bauern Urlaub auf künftigen Montag versprochen, denn sie müssen ihr Herbstgeschäft besorgen." Es war Dienstag.

Dubois-Crancé, Mann von Fach und an regelmäßige Truppen gewöhnt, zeigte einige Verachtung gegen diesen zusammengerafften, schlecht bewaffneten Bauernhaufen; er schlug vor, die Jüngsten aus ihnen auszuwählen, sie in die schon bestehenden Bataillone einzutheilen, und die übrigen nach Hause zu schicken.

Couthon wollte von allen diesen offenbar klugen Maßregeln nichts hören, und setzte den Beschluß durch, daß Lyon sogleich auf allen Seiten von 60,000 Mann (denn so stark war jetzt das Heer) gestürmt werden solle. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Wohlfahrtsausschuß um Abberufung Dubois-Crancé's. Der Angriff wurde im Kriegsrathe auf den 8. October festgesetzt.

Indessen drückte der Hunger immer stärker auf die unglücklichen Lyoner. Unter den schrecklichsten Befürchtungen ersetzte man das Brod durch das Fleisch der Hausthiere; aber auch dieses ging zu Ende. Eine neue Depesche der Belagerer meldete, daß die Decrete des Convents wegen der Bezwingung Lyons unwiderruflich seyen; daß man die Personen und das Eigenthum nur unter der Bedingung respektiren würde, wenn die Lyoner ihre ganze Artillerie und alle ihre Redouten übergäben. Diese Depesche vermehrte die Muthlosigkeit der Soldaten. Mit jeder Stunde verminderte sich die Anzahl der Vertheidiger. Bald kam es dahin, daß die Posten nicht mehr abgelös't werden konnten. Das Bombardement wurde erneuert. Höchst bedrängt wurde die Lage der Lyoner.

Unter diesen Umständen schickten die Sektionen von neuem Deputirte an die Repräsentanten, um mit ihnen wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Ihre Verhaltungsbefehle entsprachen der bisher bewiesenen Tapferkeit der Lyoner; da aber vorherzusehen war, daß sich die Feinde auf keine Bedingungen einlassen würden, so machte der tapfere Precy den Entwurf, seinen bisher errungenen Ruhm durch die Rettung derjenigen zu krönen, welche mit ihm geschworen hatten, sich niemals unter das Joch der Tyrannen zu beugen, und gegenwärtig durch das Schicksal selbst dazu gezwungen wurden.

Die Abberufung Dubois-Crancé's und seines Amtsgenossen

Gauthier kam in der Zwischenzeit an. Die Lyoner hatten eine entsetzliche Abneigung vor Dubois-Crancé, den sie seit 2 Monaten gegen ihre Stadt wüthen sahen, und erklärten, sich ihm nicht ergeben zu wollen. Am 7. forderte sie Couthon zum letzten Male auf, und schrieb den Lyonern, er, Couthon, sammt Maignet und Laporte, seyen von dem Convent mit der Fortsetzung der Belagerung beauftragt. Das Feuer wurde bis vier Uhr Abends eingestellt, begann dann aber wieder mit großer Heftigkeit. Man schickte sich zum Sturme an, als eine Deputation der Lyoner kam, um hinsichtlich der Uebergabe zu unterhandeln. Es scheint, der Zweck dieser Unterhandlung war, Precy und 2000 der am meisten vom Convente bedrohten Einwohner Zeit zu geben, sich in geschlossenen Haufen durchzuschlagen.

Die Unterhandlung hatte kaum begonnen, als eine republikanische Abtheilung bis in die Vorstadt St. Just vordrang. Nun war es keine Zeit mehr, Bedingungen zu machen, und überdieß gestattete der Convent keine. Am 9. rückte das Heer mit den Abgeordneten an der Spitze ein. Die Einwohner hatten sich versteckt; allein die Jakobiner strömten in Menge den Siegern entgegen und bereiteten ihnen eine Art Triumphzug.

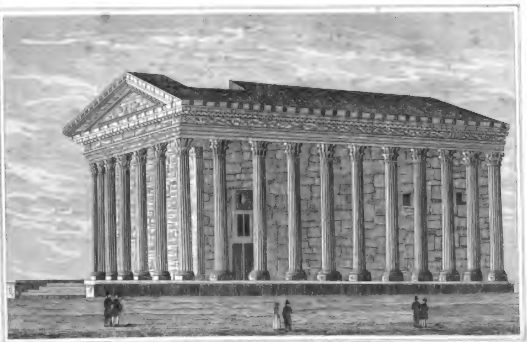
Nimes.

Schon ehe die Römer Gallien unterwarfen, war Nimes ein großer blühender Ort. Obgleich der Zeitpunkt seiner Gründung nicht genau bekannt ist, so scheint aus aufgefundenen Inschriften doch hervorzugehen, daß es nicht viel später als Marseille entstand. Römische Colonie geworden, nahm es den Namen des ersten Kaisers an, und hieß: Colonia Augusta Nemausensis. Jederzeit war es, von Lage und Klima begünstigt, ein Lieblingsaufenthalt reicher und ausgezeichneter Männer Roms, sie schmückten die Stadt mit jenen der Zeit trotzenden Denkmälern, deren Ueberreste schon allein eine Reise nach dieser Hauptstadt des Gard-Departements belohnen.

Nimes liegt in einem fruchtbaren, einem blühenden Garten gleichenden Thale, das von zwei parallellaufenden Hügelreihen umgeben ist, die sich von Nordost nach Südwest öffnen, und bildet ein unregelmäßiges, großes, längliches Viereck, welches, von Norden nach Süden hinlaufend, in zwei Haupttheile, die Stadt und ihre Vorstädte, zerfällt. Erstere ist schlecht gebaut, mit engen winkeligen Straßen, kleinen Häusern, deren unteres Stockwerk oft in der Erde angebracht ist, daher auch ungesund und finster; freundlicher, regelmäßiger und luftiger sind die Vorstädte, besonders Crucimele und Richelieu, mit breiten, großen Straßen, schönen öffentlichen Plätzen und Häusern und allerliebsten Gärten.

Unter den römischen Alterthümern daselbst sind besonders merkwürdig: das Amphitheater. Es ist elliptischer Form. Die Mauer der Façade mit hinzugerechnet, beträgt dessen größerer Durchmesser 67 Toisen 3 Fuß, der kleinere 52 Toisen 5 Fuß, der äußere Umfang 190 Toisen und die Höhe vom Fußboden bis zur Attika 10 Toisen 5 Fuß. Es besteht aus 2 Stockwerken und einer Attika, die dem obern Stockwerk zur Bedeckung dient.

Das untere Stockwerk oder Erdgeschoß bildet einen Portikus von 60 hohen Arkaden, von gleichem Abstande, welche als Eingänge zu dem Innern des Amphitheaters dienten. Jeder Bogen ist mit einem Pilaster verziert, der 2 Fuß von dem



DER TEMPEL LA MAISON QUARRÉE IN NISMES



DAS AMPHITHEATER IN NIMES.

Architrav abgeschnitten und einige Zoll eingerückt ist. Diese Pilaster haben fast 2 Fuß im Profil.

Mit einer gleichen Anzahl von Arkaden steht das obere Stockwerk auf dem Erdgeschoß, so daß die oberen Bogen senkrecht auf den unteren ruhen. Sie sind mit toscanischen Säulen verziert, und mit einer niederen Brustwehr von Mauerwerk versehen. Eine Art dritten Stockwerks bildet nun die auf der zweiten Etage ruhende Attika; jedoch ohne Säulen und Bogen ist sie gewissermaßen nur eine freie Terrasse, auf der man fast um das ganze Gebäude herumgehen kann. Hier sieht man noch die Löcher, wo die Stangen zur Ausspannung des sogenannten Velariums angebracht wurden.

Vier Hauptthore führten in das Innere dieses herrlichen Bauwerks, welches 32 Stufen oder Sitzreihen hatte, von denen nur noch die oberen 17 und auch nicht mehr vollkommen erhalten sind, und dessen äußere Umfangsmauer durchaus aus großen, 12 bis 20 Fuß hohen Werkstücken besteht, die ohne Mörtel blos durch eiserne Klammern zusammengefügt sind. Mehrere der Arkaden tragen noch Spuren ihrer früheren Verzierungen, unter denen 2 kämpfende Fechter, die römische Wölfin mit den 2 saugenden Kindern, 2 hervorspringende halbe Stierleiber und mehrere Priapen die wohlerhaltensten sind.

Ohne genau die Zeit der Erbauung dieses Amphitheaters bestimmen zu können, glaubt man allgemein, daß dieselbe unter der Regierung des Kaisers Antonius Pius entstanden sey.

Die Maison quarrée, wegen ihrer Bauart so genannt, einst ein den beiden Adoptivsöhnen des Augustus, Cajus und Lucius, geweihter Tempel, bis ins kleinste Detail der Verzierungen ein Meisterstück der römischen Baukunst, zieht auch durch das Ebenmaß und die Schönheit seiner Formen am meisten an. Es ruht auf einem Sokel von fünf Fuß Höhe und bildet ein längliches Viereck, welches 72 Fuß lang und 36 Fuß breit ist. 30 cannelirte korinthische Säulen, von denen 10 das Fronton der Hauptfaçade tragen, laufen um das Gebäude herum, welches von schönen weißen, ungefähr 2 Fuß breiten Steinen aufgeführt ist. Die Säulen bestehen aus mehreren Stücken, die so zusammengesetzt sind, daß man kaum die Fugen bemerken kann. Ihre Kapitäle sind mit Olivenblättern von ausgezeichneter Arbeit verziert. Die längs der Mauer des Tempels fortlaufenden Säulen sind bis zur Hälfte ihres Durchmessers mit denselben verbunden; die an der vordern Seite bilden einen

Portikus, zu dessen Vestibul man auf 12 Stufen emporsteigt. Durch eine Thür von 20 Fuß Höhe und 11 Fuß Breite betritt man das Innere, welches 48 Fuß lang, 36 Fuß breit und eben so hoch ist. Das Gebäude scheint von oben erleuchtet gewesen zu seyn. Sein Gewölbe ist tonnenartig, mit doppelten Bogen, welche abwechselnd vor- und zurückspringen. Obgleich dieser prächtige Tempel zu verschiedenen Zeiten zu den heterogensten Zwecken benutzt worden ist, z. B. bald als Kapelle, bald als Pferdestall, so ist er doch noch sehr gut erhalten und blos vorn am Peristyl beschädigt.

Die Tour magne, eine ehemalige Warte oder Wachtthurm, auf einem hohen Kalksteinhügel und zu der früheren Umfassungsmauer von Nimes gehörig, bestand wahrscheinlich aus 4—5 Stockwerken, von denen nur noch die Ruinen von zweien vorhanden sind, die etwa eine Höhe von 70 Fuß haben, und 80 Fuß im Durchmesser halten.

Unter dem Hügel, welcher den oben erwähnten Thurm trägt, quillt aus einem tiefen und breiten Becken die berühmte Quelle hervor, die unter dem Namen: Fontaine de Nismes bekannt ist, und die von den Römern zu Bädern gebraucht wurde.

In der Umgegend von Nismes ist der 4 Stunden entfernte, zwischen dem Schlosse Saint-Privat nach dem Dorfe Rēmoulins gelegene Pont du Gard, eines der schönsten aus dem Alterthum herstammenden Monumente, besonders zu bemerken. Es ist dies der Ueberrest einer von den Römern erbauten Wasserleitung, um das Wasser der bei dem Städtchen Uzës entspringenden Quelle Eure nach Nismes zu leiten und die, dabei zwei hohe Felsenufer verbindend, über den Gardon, den ehemaligen Gard, führt. Sie besteht aus 3 Stockwerken, von denen das unterste 6 Bogen hat, 10 Toisen hoch und 83 Toisen lang ist. Es dient dem zweiten Stockwerk zur Basis, welches ebenfalls 10 Toisen hoch, aus 17 Bogen besteht und eine Länge von 133 Toisen hat. Das obere oder dritte Stockwerk, von 136 Toisen Länge, ist nur 4 Toisen hoch und hält 35 Bogen. Auf diesem ruht die Wasserleitung, die so hoch und breit ist, daß man bequem darin herumgehen kann. Die Höhe des ganzen Bauwerks, vom Wasserspiegel bis zu dem obern Steinplatz, beträgt 24 Toisen. Das Ganze besteht aus großen ohne Mörtel zusammengefügten Werkstücken und reißt durch seine großartige Einfachheit unwillkürlich zur Bewunderung hin.



DIE GARDONBRÜCKE BEI NIMES



AVIGNON



DER PÄBSTLICHE PALLAST IN AVIGNON

Avignon.

Die Stadt wurde von den Cavaren, einem Volksstamm der alten Gallier, erbaut, später eine der ersten römischen Kolonien in Gallien, im Mittelalter die Residenz einer Reihe von Päbsten und erst seit der Revolution Frankreich einverleibt, jetzt die Hauptstadt des Departements Vaucluse, liegt am linken Ufer der Rhone und an der Sorgue, auf einer sanft abhängenden Ebene sich hinziehend, ist alterthümlich gebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat enge winkelige Straßen, 30,000 Einwohner, eine Präfektur, ein Tribunal, Kollegium, eine öffentliche Bibliothek von 35,000 Bänden und 760 Manuscripten, einen botanischen Garten, ein Museum, ein Theater, literarische Gesellschaft u. s. w.

Das Klima von Avignon ist sehr gesund, wenn auch sehr abwechselnd, im Sommer oft glühend heiß, im Winter dagegen milde; der oft mehrere Tage anhaltend wehende Nordwestwind, Mistral, ändert manchmal die Temperatur plötzlich ab; selbst im Sommer sehr kühl, kann im Winter nichts gegen seine Kälte schützen, doch reinigt er die Luft und schützt vor Krankheiten. Die Einwohner sind munter, vergnügungssüchtig und zuvorkommend gegen Fremde, und leicht ist es diesen daher, sich Eingang in den besten Häusern zu verschaffen. Dieses freundliche Entgegenkommen und die billige Lebensweise machen die Stadt daher zu einem angenehmen Aufenthalt für die Reisenden.

Sehenswerth ist: der Pallast, der einst mehreren Päbsten zur Wohnung diente, auf hohem Felsen, mehr einer Feste gleichend und jetzt zum Theil zur Kaserne eingerichtet.

Wir machen noch aufmerksam auf die entzückende Aussicht von der Höhe des alten päbstlichen Pallastes und die schönen Promenaden, besonders auf die Promenade d'Ete an der Porte d'Oulo und die Promenade d'Hiver auf dem Cours St. Michel. Von der im 12. Jahrh. erbauten steinernen Brücke hat die Wuth der Wellen nur noch wenige Bogen übrig gelassen.

Avignon handelt mit Oel, Früchten, Branntwein, Wolle, Seidenstoffen, die Florentes d'Avignon sind sehr gesucht; hat Kupfergießereien und Färbereien, und ist die Vaterstadt des Taktikers Folard.

Von Avignon macht man gewöhnlich einen Ausflug nach der 5 Stunden entfernten Quelle Vaucluse. 3 Stunden von Avignon liegt das kleine alte Städtchen Carprentras. Es verdient einen Besuch wegen des prächtigen Hospitals, das in der Mitte des vorigen Jahrh. der Bischof Ingulmbert erbauen ließ. Auch hat die Stadt eine Bibliothek und ein nicht unbeträchtliches Medaillenkabinet. Von den ehemals hier befindlichen römischen Alterthümern ist fast nichts mehr zu sehen.

Marseille.

Marseille (Massilia), die Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen in einer schönen, von Bergen umgebenen Ebene, an einem Busen des mittelländischen Meeres gelegen, hat über 120,000 Einwohner, zieht sich in Form eines Hufeisens rings um den Hafen (den schönsten der französischen Küste am mittelländischen Meere), der 1200 Schiffe faßt, jedoch für größere Kriegsschiffe nicht Tiefe genug hat. Die Stadt wurde von Kolonisten der Phozäer angelegt, bald durch Lage, Spekulationsgeist und Betriebsamkeit der Einwohner bedeutend als Mittelpunkt des Handels zwischen Britannien, Gallien, Italien, Afrika und der Levante, größer und größer mit dem Wachsthum des Luxus in Rom und seinen Provinzen, und damals schon berühmt durch seine Kunst, den Thunfisch und die Sardellen zu salzen und den leckeren Römern theuer zu verkaufen. Im 6. Jahrhundert blühte der Handel mit südlichen Weinen, besonders dem von Gaza, und schon 830 lieferte Marseille über Egypten indische Spezereien und Arabiens Wohlgerüche, Seide



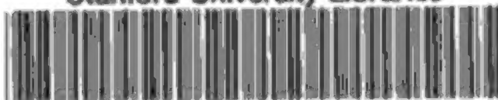
MARSEILLE.

und Zucker, zwei damals gleich seltene und kostbare Artikel. Bald begann die treffliche Bereitung von Leder, Seife und Oel den innern Betrieb zu vermehren und für alle europäischen Märkte wichtig zu werden. Die Versorgung der Kreuzfahrer in dem gegenüberliegenden Palästina hob die Stadt auf eine hohe Stufe von Glanz und Reichthum und verschaffte ihr manche Freiheiten und Privilegien.

Als nach dem Tode der Königin Johanna (1423) alle Greuel des Krieges unter Alphons von Aragonien über Marseille ausgeschüttet wurden, bemächtigten sich Genua und Venedig größtentheils des levantischen Handels. Doch die Weisheit des Herzogs René, dieses Heinrichs IV. der Provence, führte eine neue Zeit des Glückes für die Stadt herbei, indem er 1669 den Handel beinahe von allen Zwangsmaßregeln und Banden befreite. Diesen Freiheiten machte 1760 jenes königliche Auflagengesetz und 1790 die Revolution ein Ende. Während der Handel im Allgemeinen gestört war, erschienen jene Dekrete des berühmten Maximum (Bestimmung eines höchsten Preises für den Verkauf der Lebensmittel) und jene verderbliche Aufhebung aller im Jahre 1669 ertheilten Freiheiten und Privilegien. Was die Pest von 1720 nicht vermocht hatte, das brachte der ewige Krieg des Kaiserregiments zu Stande. Handel und Fabriken erlagen den ewigen Conscriptionen und der Stockung nach Außen, ganze Quartiere entvölkerten sich. Der europäische Friede führte wieder Menschen und Kapitalien in die herrliche Stadt und schenkte ihr am 16. Dec. 1816 Hafenfreiheit und unbeschränkte Schifffahrt. Als allgemeiner Ansicht gegen alle Privilegien gemäß auch diese wieder aufgehoben werden mußten, erhielt Marseille wenigstens eine specielle Verwaltung in Handels- und Seeangelegenheiten (1827) und Befreiung der sonst so schweren Abgaben für alle fremden Schiffe. Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit erhob sich Fabrikation und Handel von neuem. Spanien, Griechenland, Italien, die Levante, Syrien und Afrika, die Ostsee und das schwarze Meer, England, Nordamerika, Westindien und Südamerika traten wieder in direkte Verbindung. Alles gestaltete sich so großartig, daß bereits 1832 wieder 7201 Schiffe mit 629,783 Tonne, die Einfuhr und 5842 Fahrzeuge mit 472,662 Tonnen Last die Ausfuhr besorgten und allein im Jahr 1833 von der Regierung über 8 Millionen Franken Ausfuhrprämien bezahlt wurden.

Die Einwirkungen der milden Seeluft, die Verwandlung

sämmtlicher Festungswerke in anmuthige Gärten und Promenaden, die fruchtbar blühende Umgebung der Stadt, zahllose Fremde aus allen Welttheilen und der heitere lebenslustige Sinn der Einwohner erheben Marseille zu einer der angenehmsten Städte in ganz Frankreich. Sie theilt sich natürlich in die Alt- und Neustadt. Jene zieht sich auf der Nordseite an einer Höhe zum Hafen hinunter, hat bei Uebervölkerung alle Unannehmlichkeiten der alten, finstern, winklichten Straßen und garstigen Häuser. Die über den Osten und Süden sich verbreitende Neustadt ist durch Eleganz der Häuser, äußerste Reinlichkeit der schnurgeraden, luftigen Straßen und die anmuthige, lebenvolle Lage rings um den Hafen ein höchst reizender Aufenthalt. Beide trennt der Corso, eine 1/2 Meile lange, schöne Straße, mit doppelten Alleen besetzt, in deren Schatten zahllose Buden ewigen Jahrmarkt halten. Das Stadthaus, die Börse, die Domkirche, das neue Theater, die beiden Arsenale, das Lazareth mit trefflichen Quarantäneanstalten zeichnen als Gebäude sich aus. Der neue Platz mit seinen 4 Fontainen und der St. Michaelsplatz sind wahrhaft schön. Das in länglichem Viereck tief in die Stadt eindringende, mit Steindämmen eingefaßte Hafenwerk mit dem ewigen Mastenwald und Gewimmel bildet ein imposantes Gemälde, im Verein mit den links und rechts aufsteigenden Vesten Fort Louis und Fort St. Jean, und jenem hochbefestigten Felsen, der im Hintergrunde frei aus der See emperstarrt. Die zauberisch schöne Straße nach Aix, der liebliche Hauch von Myrthen, Lorbeeren, Lavendel, Salbei, Melisse, Rosmarin, der aus Wiesen und Gärten, Auen und Weinbergen die Luft durchzieht, tausende von Bastiden (Villen, Landhäuschen und Palläste), welche blendend weiß aus dem Mattgrün der Olivenzweige und Büsche hervorleuchten, die milden Höhen der Bergkette mit dem ewigen Frühlinge zu ihren Füßen und dem geselligen, Bildung, Künste, Wissenschaft und Vergnügen liebenden, gastfreien Völkchen ringsumher erheben Marseille zu einem lachenden Aufenthalt, zu einem wahren Buen-Retiro für Körper und Geist, zu einer unvergeßlichen, wonnigen Erinnerung.



	DATE DUE		